

Lech-Isar-Land 2023

HERAUSGEGEBEN VOM
HEIMATVERBAND LECH-ISAR-LAND e.V.
(gegründet 1924)
WEILHEIM i.OB

Titelseite:	<i>Ansicht der Ammer in der Schnalz, Foto Gerhard Heiß</i>
Rückseite:	<i>Ansicht eines Saltners (Weinhüter) aus Südtirol, Landwirtschaftsmuseum Brunnenburg, Dorf Tirol, Foto Bernhard Wöll</i>
Herausgeber:	Heimatverband Lech-Isar-Land e.V. – Sitz Weilheim i.OB Parchetstraße 12, 82362 Weilheim i.OB E-Mail vorsitzender@lech-isar-land-heimatverband.de
Website:	www.lech-isar-land-heimatverband.de
Vorsitzender:	Bernhard Wöll, Archivar i.R., ehrenamtl. Kreisarchivpfleger für den Landkreis Weilheim-Schongau Parchetstraße 12, 82362 Weilheim i.OB E-Mail vorsitzender@lech-isar-land-heimatverband.de
Schriftleiter:	Klaus Gast, Dipl. FinW (FH), ehrenamtl. Kreisheimatpfleger für den Landkreis Weilheim-Schongau E-Mail schriftleiter@lech-isar-land-heimatverband.de
Bankverbindung:	Sparkasse Oberland IBAN DE 75 7035 1030 0000 0075 26 BIC BYLADEM1WHM
Herstellung:	Klaus Hecker GmbH · Druck Grafik Schilder Obermühlstraße 90, 82398 Polling
Websitebetreuung:	webdesign pfeiffer, Elisabeth Pfeiffer, Dipl. Informatikerin www.webdesign-pfeiffer.de

Hinweise:

Im Falle von Beitritts- und Austrittserklärungen, geänderten Mitgliederadressen oder neuen Bankverbindungen, Bestellungen von Jahrbüchern und Zusendungen von Schriftenaustauschexemplaren bitte an den 1. Vorsitzenden wenden.

Soweit es sich um Beiträge für das Jahrbuch handelt, bitte direkt an den Schriftleiter wenden bzw. die Beiträge direkt an den Schriftleiter senden. Textbeiträge bitte ausschließlich in digitaler Form (Word-Datei), Bildmaterial gesondert und nur in Schwarzweiß als JPG-Datei mit 300dpi. Die hier abgedruckten Beiträge dürfen nur mit Genehmigung des Verfassers und des Herausgebers nachgedruckt oder weiterverwendet werden. Die inhaltliche und juristische Verantwortung für den Inhalt der einzelnen Beiträge liegt bei den Autoren.

Inhalt

Bernhard Wöll Vorwort	5
Klaus Gast Der Mensch im Ammergebiet.	7
Bernhard Wöll Weinbau und Weingüter altbairischer Hochstifte bzw. Klöster und die ehemaligen Besitzungen der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn – 2. Teil Klöster Steingaden und Wessobrunn.	15
Anja Behringer Die Töchter des Johann Nepomuk von Ringseis, dem loyalen Staatsdiener, Arzt und Berater von vier bayerischen Königen im 19. Jahrhundert.	83
Richard Bittner Siebenmal Weilheim. Eine kleine Namenkunde.	109
Gerhard Heininger Die Geschichte von Hofmark und Schloß Windach.	119
Klaus Gast und Dr. Ulrich Kilian Meine Stunde Null in Marnbach, April 1945. Eine Detailergänzung zum Jahrbuch 2021 Lech-Isar-Land zu dem Beitrag von Klaus Gast: „Stunde Null“ in der kleinen Gemeinde Marnbach-Deutenhausen am 29. April 1945.	163
Dr. Josef Freisl Vom Chorherrenhaus zum Bauernhaus. Die bewegte Geschichte des Hauses Hauptstraße 17 in Habach. 1. Teil von 1680 bis 1863.	175
Dr. Tobias Güthner Weilheims Stadtmühle: Zur Frühgeschichte der Ammermühle und dem Ursprung der Familie Ammermüller.	209
Gerhard Heiß Das Paradies liegt vor der Haustür. Peitinger Moorkette und die Schnalz ein Juwel – Beitrag zum Klimaschutz.	215
Rudolf Steiger Epidemien – Ohnmacht und Gegenwehr. Vom Athen des Perikles bis zum Oberammergauer Pestgelübde.	223
Peter Schwarz Die Cholera Epidemie in Mittenwald im Jahre 1836.	261

Dr. Tobias Güthner Architektur, Kunst und Ideologie: Das ehemalige Gebäude des Weilheimer Tagblattes als Geschichtszeugnis.	283
Guido Treffler „Gebietsreform das Thema Nummer 1 in ganz Bayern“. 50 Jahre Landkreis Landsberg am Lech.	293
Dr. Peter Winkler Hohenpeißenberger Observator konzipierte die ersten Blitzableiter in Weilheim.	311
Bernhard Wöll Zum Gedenken an Erwin Koch.	335
Bernhard Wöll Bericht über die Mitgliederversammlung des Heimatverbandes Lech-Isar-Land e.V. am 25. Juni 2022 in Eberfing.	336
Bernhard Wöll Auswahl von Publikationen mit Themen aus der Region zwischen Lech und Isar.	339

Liebe Leserinnen und Leser,



die beiden letzten Jahre waren für den Heimatverband und sein Jahrbuch in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zu nennen sind hier die Pandemie mit den damit einhergehenden Einschränkungen für unsere Autoren bei der Nutzung von Archiven und Bibliotheken sowie die anhaltende Verknappung und Verteuerung des Feinpapiers. Ein besonderer Dank gebührt daher unseren Autoren, denen es durch ihre ausgeklügelte Findigkeit bei den Recherchen trotz der Hindernisse gelungen ist, ihre Beiträge rechtzeitig zu erstellen sowie unserem Mitglied Klaus Hecker für

seine Weitsicht bei der Beschaffung des notwendigen Spezialpapiers für den Druck unseres Jahrbuches. Besonders bedanken möchte ich mich auch bei unserem Schriftleiter Klaus Gast und dem kurzfristig gebildeten Redaktionsteam, welches mir während des vorübergehenden Ausfalles unseres Schriftleiters bei der Zusammenstellung und Gestaltung des Jahrbuches hilfreich zu Seite gestanden ist. Ein herzliches Dankeschön auch an alle Gemeinden, Städte und Landkreise, welche durch ihre Mitgliedsbeiträge wesentlich dazu beitragen, dass die kontinuierliche Herausgabe unseres Jahrbuches trotz angespannter Finanzlage der Kommunen nach wie vor gesichert ist.

Die Hauptaufgabe des Heimatverbandes Lech-Isar-Land e.V. ist insbesondere die Pflege von Brauchtum, Geschichte, Kultur, Kunst und Technik in der Region zwischen Lech und Isar sowie die Erforschung dieser Themenbereiche aus den Landkreisen Weilheim-Schongau, Landsberg am Lech, Garmisch-Partenkirchen, Starnberg, Fürstenfeldbruck und Bad Tölz – Wolfratshausen, verbunden mit der Förderung der wissenschaftlichen Publikation in seinem heimatkundlichen Jahrbuch. Ich würde mich freuen, wenn die Beiträge zur Geschichte der Hofmark und

des Schlosses Windach (Landkreis Landsberg am Lech), über das Auftreten und die Bewältigung von Epidemien in früheren Jahrhunderten, zu den ehemaligen Besitzungen der Klöster Steingaden und Wessobrunn bis 1803 in Südtirol, zur Nachkriegssituation in Deutenhausen und Marnbach, zum 50-jährigen Bestehen des Landkreises Landsberg am Lech, über das Gebäude einer Zeitung, die ersten Blitzableiter, über eine ehemalige Mühle, über Sehenswürdigkeiten in der Stadt Weilheim sowie einer Beschreibung der Moore und der Schnalz in Peiting, der frühen Besiedelung entlang der Ammer und eines historischen Gebäudes in Habach und seiner Bewohner sowie über die Töchter von Johann Nepomuk von Ringseis (Staatsdiener, Arzt und Berater von vier bayerischen Königen) bei unseren Leserinnen und Lesern breiten Anklang finden.

Heimatverband Lech-Isar-Land e.V.

Weilheim i.OB, im November 2022

*Bernhard Wöll,
1. Vorsitzender*

KLAUS GAST

Der Mensch im Ammergebiet

Die reizvolle Landschaft, die die Ammer von ihrem Ursprung im Graswangtal bei Ettal bis zur Mündung in den Ammersee durchfließt, wurde überwiegend bei der letzten Eiszeit vor rund 10.000 Jahren geprägt, als Gletscherzungen das Gelände modellierten und damit



Ammerlauf (Renate Dodell)

die Grundlage für die abwechslungsreiche Landschaft mit Hügeln und Tälern, Seen, Mooren, Weideland und Waldgebieten nördlich der Alpenkette entstand. Vor rund sechstausend Jahren fassten erste Menschen Fuß, erste Siedlungen lassen sich in der Jungsteinzeit nachweisen (z. B. bei Polling). Diese Siedlungen entstanden an Lichtungen in der Nähe der Flüsse und Seen, während die dichten Waldgebiete weniger Menschen zur Ansiedelung einluden.

Bis heute ist die Ausrichtung der Menschen im Voralpenland entlang dieser Flüsse eher nord-südlich als ost-westlich geprägt, und noch heute stellen die Flüsse gewisse sprachlich und kulturelle Grenzen in der Bevölkerung dar. Deutlich dichter wurde die Besiedelung ab der mittleren Bronzezeit, also ab 1.800 v. Chr. Zahlreiche Gräberfelder aus diesen Jahrhunderten beweisen, dass hier schon viele kultivierte Menschen lebten. Ein Netz von Handelsrouten für Metalle, Salz etc. durchzog das Gebiet bereits, wobei die Ammer und die anderen aus den Alpen kommenden Flüsse nur an wenigen Furten überquert werden konnten.

Das Alpenvorland wird römisch

Als ab 15 v. Chr. römische Truppen das Land nördlich der Alpen eroberten, trafen sie auf eine mehrere Jahrhunderte alte Kultur der Kelten. Sie wurde nun von römischer Besatzung stark überlagert. Allerdings blieben die keltischen Namen von Bergen und Flüssen erhalten, dazu gehört auch der Name „AMBRA“ für die Ammer/Amper. Die römischen Militärs und in ihrem Umfeld lebende Siedler richteten sich nun für gut 400 Jahre in unserer Gegend ein. Sie bauten ab dem ersten nachchristlichen Jahrhundert Straßen Richtung Norden, wie die „Via Claudia Augusta“ von Füssen nach Augsburg oder die „Via Raetia“ von Mittenwald über Weilheim nach Augsburg und legten Gutshöfe an, wie sie in Resten noch teilweise nachzuweisen sind. In der Nähe von Raisting, wo sich die Straßen Brenner-Augsburg und Salzburg-Kempten kreuzten, gab es eine wichtige Furt, an der die Ammer überquert werden konnte. Richtige Brücken über die Ammer entstanden erst in der Neuzeit. Als das römische Weltreich verfiel zogen sich, ab dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts, die römischen Soldaten und Siedler auch aus dem Voralpengebiet zurück, weil sie den nach Süden drängenden germanischen Völkern nicht mehr genug militärischen Widerstand bieten konnten.

Baiuwaren und Alemannen besiedeln das Gebiet

Nun konnte sich die germanische Bevölkerung ausbreiten und das Land in Besitz nehmen. Frühe bajuwarische Friedhöfe wie in Sindelsdorf (ca. 550–750 n. Chr.) beweisen eine weiterhin erhebliche Besiedelung sowie verbleibenden römischen kulturellen Einfluss und weitere Handelsfernverbindungen der Bevölkerung. Das frühe Mittelalter in unserem Gebiet war durch systematische Klostergründungen im achten Jahrhundert geprägt (z. B. Polling, Wessobrunn, Benediktbeuern), Kleinzentren die neben religiöser auch strategische Bedeutung hatten und sowohl für die christlich/kulturelle als auch die wirtschaftliche Entwicklung des Landes eine wichtige Rolle spielten. Zu den frühen Klöstern kamen spätere weitere, wie das 1073 gegründete Stift Rottenbuch oder das erst 1330 von Kaiser Ludwig den Bayern gegründete Ettal, hinzu. Dadurch wurden die Grundlagen für die Kulturlandschaft „Pfaffenwinkel“ gelegt, das Christentum wurde endgültig die prägende Religion in unserer Heimat. Wegen des deutlichen Bevölkerungswachstums ab ca. 1200 n. Chr. mussten neue Siedlungsgebiete erschlossen werden, was in mehreren Phasen gezielter Rodungspolitik und Siedlungsgründungen in den bislang unbewohnten Waldgebieten umgesetzt wurde. Davon zeugen noch heute die vielen Ortsnamen mit dem Namensbestandteil „-ried“. Nach und nach konnten sich die Wittelsbacher Herzöge als Landesherren in unserer Gegend etablieren, nachdem sie sich gegen die adligen Konkurrenten wie beispielsweise den Andechs-Meraniern durchgesetzt hatten. Ab der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurde nun die Herrschafts- und Verwaltungsstruktur für das ganze Gebiet systematisch aufgebaut und eine einheitliche Landgerichtsordnung eingerichtet. Im Ammer-Gebiet entwickelte sich die Stadt Weilheim zum wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Zentrum, die meisten Orte des Gebietes blieben aber vorwiegend landwirtschaftlich geprägt.

Klöster prägen und entwickeln die Region

Die vielen Klöster des Pfaffenwinkels waren in erster Linie natürlich geistliche Stätten, aber eben auch Zentren für Bildung, Kunst und Kultur. Die vielen nahe der Ammer gelegenen Mühlen wurden oft von den Klöstern gebaut und betrieben, waren aber oft nicht an der Ammer selbst angesiedelt, sondern an den kleineren Zuflüssen. Als Ausbildungs-

stätten dienten die Klöster der Forschung und Lehre, als Auftraggeber an die vielen heimischen Künstler halfen sie deren herausragende Entwicklung zu fördern. Gerade die ab ca 1550 entstehende „Weilheimer Schule“ der Bildhauer, Altarbauer und Maler wurde weit über die Grenzen des Oberlandes hinaus bekannt. Ebenso erlangten die Wessobrunner Stuckatoren Weltruhm.

Während die Reformationskriege des 16. Jahrhunderts das Gebiet östlich des Lechs kaum berührten, und die bairischen Bauern im Bauernkrieg sogar auf Seiten des bairischen Fürstenhauses auf dem Hohenpeißenberg 1525 gegen die revoltierenden schwäbischen Eindringlinge Widerstand leisteten, wirkte der Dreißigjährige Krieg (1618–48) in seiner zweiten Hälfte auch hier verheerend. Die Zerstörungen und Plünderungen sorgten für eine Verarmung und Auszehrung der Bevölkerung, das von Pest und Hunger ausgelöste Massensterben führte dazu, dass sogar ganze Dörfer ausstarben. Durch die Beziehungen der Klöster nach Südtirol, wurden teilweise Menschen aus dieser vom Krieg nicht betroffenen Region geholt, um die vakanten Höfe im bairischen Oberland wieder zu besiedeln. Trotz des gewaltigen Einbruchs in der Landesentwicklung erholte sich der Pfaffenwinkel erstaunlich schnell wieder, die Höfe blühten bald wieder auf und eine Blüte erlebten auch die vielen im modernen Stil des Barock erneuerten Klöster und Kirchen.

Aus Bauern und Handwerkern werden Künstler

Die Glanzzeit der Weilheimer Bildhauer und Maler, die Wessobrunner Stuckateure und weiterer Künstler aus den kleineren Gemeinden der Region prägte nicht nur bis heute das Gesicht des barocken Pfaffenwinkels, sondern strahlte in die ganze mitteleuropäische Nachbarschaft aus. Die Klöster wirkten nicht nur in Seelsorge und Sozialem, sondern auch vorbildlich in der Wirtschaft (Klosterziegeleien, Brauereien etc.) und der Wissenschaft, man denke nur an das meteorologische Observatorium auf dem Hohen Peißenberg, das die Augustinerchorherren von Rottenbuch 1781 begründeten. Ansonsten blieb das Gebiet eher landwirtschaftlich geprägt, aber auch die Forstwirtschaft war von Bedeutung. Die vielen Wälder waren hier Grundlage für den „Holzreichtum“, die Ammer konnte für die Trift des Holzes gut genutzt werden und war somit – trotz fehlender Schiffbarkeit – bis in die erste Hälfte des 20. Jahr-

hunderts ein Verkehrsweg. In Weilheim selbst wurde nachweislich 1611 ein so genannter Trifthof errichtet, wo das aus dem Oberlauf der Ammer stammende Holz gesammelt wurde und dann weiter auf dem Wasserweg nach Norden transportiert wurde.

Mit den napoleonischen Kriegen und der Säkularisation kam es zum völligen Umbruch und zum Wegfall klösterlicher Auftraggeber. Ein sich Abwenden von der Stilrichtung des Barock/Rokoko, beendeten den künstlerischen Hochstand, mit den nun angefeindeten Klöstern wurden auch Seminare, Lehrstätten und Krankenfürsorge auf dem Land aufgelöst. Die Stadt Weilheim entwickelte sich zum Behörden- und Schulstandort und zum Zentren von bürgerlichem Handwerk und Handel. Die landwirtschaftliche Prägung der vielen kleineren und größeren Dörfer blieb noch lange Zeit vorherrschend. Nur die Bergwerksorte wie Peißenberg nahmen eine andere Entwicklung und wuchsen stärker. Dort bildete sich auch eine spezifische Arbeiterschicht heraus, im Gegensatz zum Bürgertum der alten Städte und der bäuerlichen Gesellschaft in den Dörfern. Der Kohlebergbau war schon seit dem 16. Jahrhundert betrieben worden, aber erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde er bedeutend und bestand nach seinem Höhepunkt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch bis Ende der Jahre 1971. Andere Bodenschätze gab es im Ammergebiet kaum in abbaubarer Menge und Qualität, allenfalls Marmor, Sandstein (z. B. Wetzsteine in Unterammergau) und Tuff (besonders in Polling, aber auch in Huglfing und Paterzell) wurden über längere Zeit abgebaut und verarbeitet. Die verkehrliche Erschließung durch den Eisenbahnbau ab den Jahren ab 1865 war von großer wirtschaftlicher Bedeutung für die Region. Fremdenverkehr und Tourismus begannen ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in einigen Orten Fuß zu fassen. Die Landwirtschaft wurde nun, insbesondere zur Versorgung der ständig steigenden Bevölkerung, intensiviert und so entstand Bedarf an immer weiteren bzw. besser nutzbaren Flächen.

Der Mensch verändert die Landschaft

Durch die massive Begradigung des Ammerlaufs und der Trockenlegung vieler Flächen entlang des Flusses, wurden im 19. Jahrhundert viele vorher kaum bewirtschaftete Flächen in landwirtschaftliche Nutzflächen umgewandelt. Trotzdem wirkte sich auch in den landwirtschaftlich

geprägten Dörfern 1914/18 die kriegsbedingte Lebensmittelknappheit drastisch aus, neben den vielen Gefallenen des ersten Weltkrieges waren auch wirtschaftliche Not, Arbeitslosigkeit und staatliche Zerrüttung zu beklagen. Um die landwirtschaftliche Produktion weiter zu steigern und um Arbeit für die Erwerbslosen zu schaffen, wurden entlang der Ammer ab 1920 z. B. zwischen Weilheim und der Mündung in den Ammersee mehr als zehntausend Tagwerk Moosflächen in Wiesen und Äcker umgewandelt, der Flusslauf in diesem Abschnitt von 25 auf 13 Kilometer verkürzt und über 100 km Entwässerungsgräben gezogen. Auch im Gebiet von Ober- und Unterammergau wurde der bis dahin mäandernde Fluss begradigt und Moose trocken gelegt, dadurch hat sich die Flusslandschaft in diesen Bereichen stark verändert. Der ungerecht empfundene Ausgang des Kriegs (1914–18), dramatische Inflation, Arbeitslosigkeit und eine immense Wirtschaftskrise begünstigten den Aufstieg und Erfolg der NS-Ideologie. Das Dritte Reich und der 2. Weltkrieg beeinflusste auch das ländliche Ammergebiet und kostete unzählige Opfer unter Soldaten, Zivilisten und Verfolgten. Ende April 1945 endeten auch hier der verheerende Krieg und die mörderische Nazierrschaft durch die militärische Besetzung, insbesondere durch US-amerikanische Truppen.

Neuanfang nach zwei Weltkriegen

Der Wiederaufbau von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, die Entnazifizierung und die Eingliederung von tausenden Heimatvertriebenen und Evakuierten erforderte einen gigantischen Einsatz aller Bürger. Der Platzbedarf für mehr Menschen sowie der Bedarf an weiteren landwirtschaftlichen Flächen zur Ernährung der gestiegenen Bevölkerung führte zwangsläufig dazu, dass die Siedlungen näher an den Ammerlauf rückten und weitere Flächen entwässert und kultiviert wurden. Daraus folgte aber auch, dass die Ammer und die anderen Fließgewässer noch anfälliger für Hochwasser wurden und so mussten in den Jahrzehnten seit Kriegsende stetig Hochwasserschutzmaßnahmen ergriffen werden, um Menschen und Siedlungsgebiete zu schützen. Auch dies führte zu weiteren Veränderungen am Zustand des Flusses, der nun noch Züge eines – z. B. auch für Kajakfahrer interessanten – Wildflusses im Quellgebiet und in der Ammerschlucht bis Peißenberg aufzeigt, dann aber sehr stark künstlich geformt und „domestiziert“ bis zur Mündung in den Ammersee auftritt.

Der Strukturwandel hat seit Ende des 20. Jahrhunderts die einst bäuerliche Prägung der Dörfer stark verändert, die Technisierung und Digitalisierung der Gesellschaft ist in Stadt und Land gleichermaßen Zeichen der Zeit. Die Schönheit der voralpinen Landschaft, die gute wirtschaftliche Situation, der kulturelle Reichtum und die weitgehend intakte Sozialstruktur in der Region sind Gründe dafür, dass die Landschaft entlang der Ammer heute ein beneidenswerter Lebensraum ist, in dem es sich gut leben und arbeiten lässt.



Ammer nahe Echelsbacher Brücke (Bernfried Teichert)

Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft.

Allerdings muss sich zwangsläufig auch unsere Region den Herausforderungen der Zeit stellen. Siedlungsdruck mit all seinen Problemen wie erhöhter Bedarf an Infrastruktur und steigenden Baulandpreisen, steigendes Verkehrsaufkommen, Erhalt der Natur bzw. das Wiederherstellen von zerstörten Naturräumen, steigender Energiebedarf der über regenerative Energiegewinnung gedeckt werden muss und vieles mehr, verlangt auch von uns heutigen Menschen Engagement, Ideen und Arbeit, damit unsere liebens- und lebenswerte Region entlang der Ammer auch für kommende Generationen erhalten bleibt. Dabei muss uns im-

mer vor Augen bleiben, dass wir hier in einer vergleichsweise begnadeten Situation sind und in einer unglaublich beneidenswert schönen, fruchtbaren und reichen Region leben dürfen.



Ammerlauf in der Schnalz (Gerhard Heiß)

Weinbau und Weingüter altbairischer Hochstifte bzw. Klöster in Südtirol und die ehemaligen Besitzungen der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn

– 2. Teil Klöster Steingaden und Wessobrunn –

Hinweis: Der 1. Teil mit der Einleitung zum Thema, den Rahmenbedingungen für die Niederlassung altbairischer Klöster an Etsch und Eisack sowie den Nachweisen zu den Besitzungen des Klosters Polling und Rottenbuch wurde im Jahrbuch 2022 auf den Seiten 5 bis 66 veröffentlicht.

Besitzungen des Prämonstratenserstiftes Steingaden in Südtirol



Abb.: 1 Kloster Steingaden um 1690 · Kupferstich Johann Ulrich Kraus

Die Gründung des Klosters Steingaden geht auf eine Stiftung von Welf (VI.), Herzog von Spoleto und Graf von Tuszien (Toscana), im Jahre

1147 zurück, der es den Prämonstratensern von Rot übergab und welches den Welfen auch als Hauskloster und Grablege dienen sollte. Das Kloster besaß seit der Gründung die Reichsfreiheit und wurde 1156 unmittelbar dem Papst unterstellt. Nach dem Tode von Welf (VI.) 1191 erwarben zunächst die Staufer die Vogteirechte und die Schirmherrschaft. Zum Kloster gehörten einer Reihe von Pfarreien und Gütern in der Region und die inkorporierte Kirche Tschars, außerdem betreute es die Kirchen Hausen bei Waal, Zeisertshofen, Bayerniederhofen und die Wallfahrten Ilgen, Kreuzberg und Wies. 1434 wurde das Kloster Steingaden zur Abtei erhoben und erhielt 1475 die bischöflichen Insignien. Abt Kaspar Suiter ließ die Klosterkirche von 1470 bis 1491 im Stil der Spätgotik umgestalten. 1525 wurde es im Bauernkrieg gebrandschatzt und ausgeplündert, wobei das Klosterarchiv zum Großteil verloren ging. Unter den Äbten Joachim Wiedemann (1553–1580) und Gallus Theininger (1580–1606) erfolgten umfangreiche Renovierungen an den Gebäuden. Im Dreißigjährigen Krieg wurden das Kloster und die Kirche in Brand gesteckt, der anschließende Wiederaufbau im Stil des frühen Barocks dauerte bis zum Jahre 1663.

Wie aus den Steingadener Klosterurkunden hervorgeht, begann die Präsenz des Klosters als Besitzer oder Grundherr von Weingütern in Südtirol mit der 1183 erfolgten Schenkung des Kartheinhofes in Tschars im Vinschgau durch Herzog Welf (VI.) sowie den Stiftungen von 1218 durch Kaiser Friedrich (II.), darunter auch die Kirche von Tschars samt Pfarrwiddum, Patronats- und Präsentationsrecht sowie die Güter in Meran. Das Motiv für diese Schenkungen war wohl als Geste gegenüber den Welfen zu verstehen, um den seit 1198 anhaltenden Thronstreit zwischen Friedrich (II.) und den Welfen zu beenden. Im gleichen Jahr gewährte Ulrich Graf von Ulten, ein Verwandter der Welfen, dem Kloster Steingaden das Recht für die Wasserentnahme aus dem Bach namens Noaf (alte Bezeichnung Rumetzbach) in Meran bzw. in der Untermaiser Flur Hagen zur Bewässerung ihrer Weingärten und Äcker. Abgesehen von den Gütern in Meran befanden sich die frühen Besitzungen des Klosters Steingaden in den Vinschgauer Gemeinden Galsaun, Mals, Rateis, Schnals und Tschars.

Durch Misswirtschaft stand das Kloster um 1400 kurz vor dem Ruin, Probst Johann Sürg verzichtete daher 1425 auf den kostspieli-

gen Status der Reichsfreiheit und stellte das Kloster unter den Schutz der bairischen Herzöge. Dadurch konnte es sich finanziell erholen und nach der Erhebung im Jahre 1434 zur Abtei einen kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung verzeichnen. Nach dem Verkauf der Tscharser Besitzungen 1576 begann es weitere Weingüter in den Orten Algund und Marling zu erwerben. Zwischen 1699 und 1714 erwarb es noch einige Höfe und Weingärten im Bozner Raum und in Schreckbichl bei Girlan. Beinahe zeitgleich versuchte das Stift 1708 durch teure und erfolglose Prozesse die Reichsfreiheit zurückzuerlangen. Als unter Abt Marinus 1740 die Ausstattung der Klosterkirche in Steingaden prunkvoll erneuert und 1745 schließlich noch mit dem Bau der Wieskirche begonnen wurde, war der wirtschaftliche Niedergang nicht mehr aufzuhalten, trotz der 1783 erfolgten Kapitalaufnahmen bei den Stiften Rottenbuch (55.000 fl), Diessen (26.000 fl), Dietramszell (7.000 fl), Polling (2.000 fl), bei den Klosterfrauen von Mindelheim (4.600 fl) und den Karmeliten in Schongau (2.800 fl). Abt Augustin versuchte angesichts der prekären Lage 1783 Kurfürst Karl Theodor zur Aufhebung des Klosters zu bewegen, was dieser angesichts der enormen Verschuldung aus nachvollziehbaren Gründen ablehnte. Stattdessen schlug Karl Theodor vor, das Kloster solle zur Schuldenminderung seine Weingüter in Südtirol verkaufen. Das Kloster Steingaden hatte aufgrund seiner Finanzkrise schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts damit begonnen, einzelne kleinere Güter in Bozen, Mais, Marling und Algund zu veräußern, die folglich in den jeweiligen Südtiroler Rustikalsteuerfassungen von 1775 bzw. den Rustikalsteuernkatakastern von 1777 nicht mehr als Besitz des Klosters ausgewiesen sind. Trotz der kritischen Finanzlage behielt es bis zur Säkularisation von 1803 noch drei große Höfe in Südtirol, zwei in Algund und einen in Schreckbichl, obwohl es zu dieser Zeit längst insolvent war. Das Kloster Steingaden war zuletzt nicht einmal mehr in der Lage, die Kosten von etwa 900 bis 1.100 Gulden für einen im Jahre 1803 vorgesehenen letzten Weintransport vom Marklhof in Schreckbichl nach Steingaden aufzubringen.

Zur Quellenlage im Bayerischen Hauptstaatsarchiv für die meisten Klöster und damit auch für das Kloster Steingaden ist festzustellen, dass die Urkundenbestände in den letzten Jahrzehnten wieder provenienzzrein hergestellt wurden, aber bisher nur wenige maschinenschriftliche Repertorien vorliegen. Die Amtsbücher und Akten des Klosters Steingaden be-

stehen zum größten Teil noch aus den im ehemaligen Allgemeinen Reichsarchiv in München unter der Bezeichnung Klosterliteralien gebildeten Mischbeständen sowie aus den vom Staatsarchiv Augsburg als Abgaben an das Bayerische Hauptstaatsarchiv gelangten Literalien und Akten. Allerdings findet sich unter den Amtsbüchern kein Band, der speziell Aufzeichnungen zu den Tiroler Besitzungen des Klosters Steingaden enthält. Über die Urkunden gibt es kein vollständiges und maschinenschriftlich erstelltes Repertorium, sondern nur ein maschinenschriftliches Repertorium über die Urkunden von 1141 bis 1458 sowie drei handschriftliche Repertorien für die Urkunden von 1533 bis 1786. Als Alternative bietet sich ein vollständiges Urkundenregister in einer Arbeit von Alois Auer an, welches mit Unterstützung des Instituts für Volkskunde bei der Universität München 1934 im Verlag für Hochschulkunde in München unter dem Titel „Bayerische Klöster als Grundherren im Etschland – I. Kloster Steingaden als Grundherr im Etschland“ erschienen ist.

Algund

Gemeinde mit den Katastralgemeinden Algund I und Algund II sowie den Fraktionen Aschbach, Dorf, Forst, Mitterplars, Mühlbach, Oberplars und Vellau, am Fuße der Mutspitze, westlich von Meran gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Obersennhof

Angaben zur Historie:

1399 Josef Tarneller erwähnt für das Jahr 1399 einen Sennhof sowie für die Jahre 1633 und 1680 das Baurecht und die Gerechtigkeit für einen Sennhof mit Behausung. 1680 wird der Sennhof „als eine ganz abgekommene Behausung“ bezeichnet. Sennhofes als eine ganz abgekommene Behausung. 1755 erwähnt Tarneller einen Untersennhof und einen Obersennhof.

Josef Tarneller, Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol, veröffentlicht am Ende des Schuljahres 1892–193 im Programm des k.k. Ober-Gymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Meran 1893 Seite 19 Nr. 15.

Besitznachweisungen:

- (1577) Christian Batterer, genannt Sennhofer auf dem Sennhof, in Mühlbach in der Pfarrei Algund gelegen und seine Frau Agatha, geborene Kientzl, verkaufen an Abt Joachim und den Konvent des Klosters Steingaden den Sennhof mit Behausung, Hof, Hofstatt, Stadel, Torggl, Backofen, Krautgarten, angrenzenden Anger, Wiesen, Acker und Weinbau für 1.830 fl rheinische Münze.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 84, 1577 September 24.

Untersennhof

- 1755 Erwähnung eines Untersennhofes in Algund.

Quelle: Josef Tarneller, Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol, veröffentlicht am Ende des Schuljahres 1892–193 im Programm des k.k. Ober-Gymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Meran 1893 Seite 19 Nr. 15.

Besitznachweisungen:

- (1579) Thomas Oberwieser zu Prugg in der Pfarrei Partschins bestätigt, dass er von Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden für den Sennhof in Algund die Kaufsumme von 1.038 fl erhalten hat.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 90, 1579 Juni 2.

- (1664) Erwähnung des Untersennhofes in einer Urkunde des Klosters Steingaden von 1764.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 145, 1764.

- (1763) Nach dem Tode des bisherigen Baumanns Blasius Tschaupp wird der Warthhof und der halbe Untersennhof in Algund neu an die angehenden Eheleute Jakob Lüntinger und Anna, geb. Ladurner für 213 fl 15 Kr verliehen. Von der Haltung eines Pferdes für den Administrator sind die Bauleute befreit, weil die Etschwiese durch Überschwemmung vollkommen ruiniert ist. Dafür sind die Bauleute verpflichtet, die Wiese mit jährlich 6 fl Kosten zu ihren Lasten herzurichten und wieder fruchtbar zu machen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 201, 1763 Dezember 11.

Herzogenhube, Herzoghube, Klotzgut

Besitznachweisungen:

- (1491) Caspar Trautsam, Erbmarschall von Tirol, verkauft dem Abt Caspar und dem Konvent des Klosters Steingaden seine eigenen Güter, Gilten, Zinsen und Zehenten in Algund, bestehend aus einem Hof, genannt Herzogenhube und 16 Manngraber Weingarten um 525 Mark. Ferner gehört dazu ein Weingarten, genannt der Pflantzer, 16 Manngraber groß, ein Weingarten, 4 Manngraber groß, genannt der Jungweingart, ferner 18 Starland Acker und 4 Mannmahd Wiesen, alle an der rechten Landstraße nach Meran gelegen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 36, 1491 Juni 16.

- (1492) Oswald Klotz kauft vom Abt Veith und Konvent des Klosters Steingaden das Erb- und Baumannsrecht der Herzogenhube mit 16 Manngraber samt seinen Wiesen und dem Kestenholz um 304 rheinische fl, alles gelegen an der gemeinen Landstraße in der Algunder Pfarrei.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 39, 1492 März 17.

- (1495) Schuldbrief ausgestellt von Abt Veith und dem Konvent des Klosters Steingaden für Jakob Schneller und seiner Frau Diemut für das Baumannsrecht ihres Hofes, genannt die Herzogenhube in Algund, um 80 Mark zu einem jährlichen Zins bis zur vollkommenen Zahlung von 5 Mark Weinmost.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 41, 1495 Oktober 20.

- (1565) Hans der Töller in Algund und seine Frau Barbara bekennen gegenüber dem Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden, den Schuldbrief zu 200 fl rheinische Münze für das Baurecht an der Herzogenhube in Algund.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 72, 1565 April 20.

- (1718) Abt Marion vom Kloster Steingaden stellt dem Baumann Matthias Gerst, genannt Gasser von Algund, einen Bestandsbrief zu den an ihn verliehen Gütern in Algund, dem Töllerhof, die Herzogenhube (auch Klotzhube genannt), dem Oberen Sennhof sowie die Weinäcker (das Leiterle, den Hörmangraben, die Äcker an der oberen und un-

teren Strassacker) und den damit verbundenen Pflichten aus. Ferner wird darin festgehalten, dass der Baumann für Zehrung und Trank für die Wimmerleute und Zummentrager zu sorgen hat, den Lohn für diese Leute zahlt das Kloster. Der Wein ist auf Kosten des Baumannes zur Torggl am Warth Hof zu führen. Der Baumann hat auch die Torggl in Stand zu halten. Ausbesserungen am Haus sind sofort vorzunehmen, die Öfen und das Glaswerk gehen auf seine Kosten. Die Bedachung des Hauses hat er auf seine Kosten zu tragen und dazu jährlich 200 Schindeln zu machen und auf das Hausdach zu legen, das Kloster gibt dem Baumann dafür einen Jahreslohn von 22 fl und 7 Yhrn Wein.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 193, 1718 Juli 30.

- (1719) Die Herzogenhube in Algund wird vom Kloster Steingaden gegen das Korbergut in Mais eingetauscht.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 194, 1719.

Oberherzogenhube

Besitznachweisungen:

- (1534) Abt Johann und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Heinrich Payr, genannt Gander, das Baurecht für die Oberherzogenhube samt dem Gandgütl als Erb- und Zinslehen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 51, 1534 November 16.

- (1558) Christian Verdorfer, Tritscher von Tirol [Dorf Tirol], Pfarrei St. Peter, vergibt im Auftrag des Klosters Steingaden für Adam, Sohn des verstorbenen Leonhard Hörmann, genannt Töller auf dem Gandgütl, das Baurecht der Oberherzogenhube und dem Gandgütl (Töllerhof) mit allem Zubehör an Oswald Rodler und seine Frau Agnes, jetzt auf dem Bachgut in Oberplars, wegen der vielen Schulden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 66, 1558 April 25.

- (1569) Abt Joachim und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Veith Kaltenbrunner aus dem Passeirer Tal das Baurecht an der Oberherzogenhube in Algund zu ewigen Erb- und Zinslehen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 73, 1569 März 1.

(1578) Hans Verdorffer verkauft an Abt Joachim und den Konvent des Klosters Steingaden die Oberherzogenhube um 1.200 fl und 10 fl Leitkauf samt Hofstall, Kestenbaum, 10 Starland Acker, darin 6 Pa- zeiden mit alten und jungen Reben sowie 2 Tagmahd Wiesen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 88, 1578 September 30.

(1558) Christian Verdorfer, Tritscher von Tirol [Dorf Tirol], Pfarrei St. Peter, vergibt im Auftrag des Klosters Steingaden für Adam, Sohn des verstorbenen Leonhard Hörmann wegen dessen vielen Schulden, genannt Töller auf dem Gandtgütl, das Baurecht der Oberherzogen Hube und dem Gandtgütl mit allem Zubehör an Oswald Rodler und seine Frau Agnes, jetzt auf dem Bachgut in Oberplars, wegen der vie- len Schulden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 66, 1558 April 25.

(1580) Hans Verdorffer bestätigt dem Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden die Kaufsumme über Verleihung des Bau- rechts am Töllergut und der Oberherzogenhube erhalten zu haben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 93, 1580 April 2.

(1775) Kloster Steingaden in den Rustikalfassionen Algund 1775 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster SK Meran Nr. 1, Rustikalfassi- onen Algund 1775.

Kolgut

Besitznachweisungen:

(1534) Hans Weiskopf und seine Frau Magdalena zahlen 15 fl rheinische Münze dem Pfarrer Martin Goldschmid von Tschars für das Kloster Steingaden 1 Yhrn Weinzins für ihr Baurecht am Kolgütl zu Algund.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 53, 1534 Februar 24.

(1539) Hans Weiskopf auf dem Kolgütl in Algund gibt dem Abt Michael und dem Konvent des Klosters Steingaden den Zins für 4½ Yhrn Wein und bestätigt, vom Pfarrer Greif zu Tschars hierfür 50 fl rheinische Münze erhalten zu haben. Hans Weiskopf muss die Weimer auf den Töllerhof bringen, da das Kloster Steingaden dort sein Weinlager hat.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 56, 1539 Januar 29.

(1775) Kloster Steingaden in den Rustikalfasson Algund 1775 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr. 1, Rustikalfasson Algund 1775.



Abb.: 2 Relief am Wartherhof mit Wappen des Klosters Steingaden (2020)

Hochwarth, Oberer Warthhof, Warth Hof, Wartherhof

Angaben zur Historie:

Josef Tarneller erwähnt für den Warthhof auch die frühere Bezeichnung Hochwarth.

Josef Tarneller, Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol, veröffentlicht am Ende des Schuljahres 1892–193 im Programm des k.k. Ober-Gymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Meran 1893, Seite 19 Nr. 13.

Seine heutige Form erhielt der Hof zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Die bauliche Neugestaltung lässt sich nur dadurch erklären, dass das Anwesen seiner neuen Funktion als klösterlicher Verwaltungssitz gerecht werden sollte. Die Nordseite des Wartherhofes zeigt noch heute ein Relief mit dem Wappen des Klosters Steingaden.

Dr. Maria Kiem, 1000 Jahre Algund, Gemeinde Algund (Hrsg.), Kloster Steingaden in Algund und die Grundherrschaft an Ausklang des Mittelalters, Athesiadruck, Bozen 2005, Seite 146 und 331.

Das denkmalgeschützte Anwesen befindet sich in Algund Steinachstraße 7, unweit des ehemaligen Frauenklosters Maria Stainach. Aus frühe-

ren Zeiten erhalten sind in dem Anwesen noch der Mittelsaal im ersten Stock, eine Stube mit geschnitzter neugotischer Brusttäfelung und Deckeneinfassung, ferner eine Stuckdecke im 2.Stock, ein barockes Marmorrelief mit dem Wappen des Klosters Steingaden an der Nordfassade sowie am Giebel drei Schulterbogentüren mit Balkonen.

Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.

Besitznachweisungen:

(1578) Christoph Auer, fürstlicher Diener und Pfleger des Erzherzogs Ferdinand von Österreich in Forst, verkauft dem Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden den freileidigen und ludeigenen Hof, genannt Oberer Warth Hof, neben dem Frauenkloster Maria Stainach in Mühlbach [Algund] gelegen, für 2.100 fl und 25 fl Leitkauf, samt 12 Starland Äcker und 10 Tagmahd Wiesen, der Fischwaid an der Etsch gelegen und das Grundrecht von zwei weiteren Behausungen samt Zubehör und eine andere Behausung, welche dem Meister Valentin Rödermacher zu Erblehen verliehen worden war.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 87, 1578 November 20.

(1763) Nach dem Tode des bisherigen Baumanns Blasius Tschaupp wird der Warth Hof und der halbe Untersennhof in Algund neu verliehen und zwar an die angehenden Eheleute Jakob Lüntinger und Anna, geb. Ladurner für 213 fl 15 Kr. Von der Haltung eines Pferdes für den Administrator sind die Bauleute befreit, weil die Etschwiese durch Überschwemmung vollkommen ruiniert war. Dafür wurden die Bauleute verpflichtet, die Wiese mit jährlich 6 fl Kosten zu ihren Lasten herzurichten und wieder fruchtbar zu machen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 201, 1763 Dezember 11.

(1775) Das Kloster Steingaden besitzt das Warthgut bestehend aus einem Haus mit Stuben, Kuchl, Kammern, Keller, Torggl, Stadl, Stallung, Hof und Hofstatt sowie mehrere Weingärten mit 2813, 868, 110, und 159 Klafter sowie einen Obstgarten mit 38 Klafter und eine Wiesmahd mit 1664 Klafter.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster SK Meran Nr. 1, Rustikalfassungen Algund 1775.

(1780) Im Fortschreibungsband 1780 zum Rustikalsteuerkataster 1770 wird der Wert des Warth Gutes mit 4.317 fl 10 Kr angegeben.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster SK Meran Nr. 25, Rustikalsteuerkataster Algund 1770–1780.

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Warth Hof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 8.309 fl 45 Kr Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

(1807) Verkauf durch die kgl. Finanzdirektion des Eisacktales in Brixen an Jakob Kiem von Algund am 29. Mai 1807 für 9.125 fl. Verkauft wurde der Hof samt Feuerbehausung, einem Garten mit $2\frac{1}{2}$ Manngraber und 1 Klafter, ein Weinbau genannt „Stadlackerl“ von der Unterwarthsölde mit 29 Klafter, eine Wiese mit Obstbäumen mit $14\frac{3}{4}$ Tagmahd und 78 Klafter, eine Wiese mit $6\frac{1}{4}$ Tagmahd und 85 Klafter, ein Acker vom Untersennhof mit 11 Manngrabe und 24 Klafter, eine Wiese mit $4\frac{1}{2}$ Tagmahd und 1 Klafter, ein Acker genannt „Zieglackerl“ mit 2 Manngraber und 7 Klafter sowie eine Wiese genannt „Zieglwiese“ mit $1\frac{1}{2}$ Tagmahd und 16 Klafter.

Staatsarchiv München: Bestand Landesgubernium Innsbruck, Rechnungen Grau, Signatur 26620.

Unterer Warthhof, Partensölde, Parthengut



Abb.: 3 Wartherhof in Algund (2020)

Angaben zur Historie:

Josef Tarneller erwähnt für den Unterwarthhof auch die Bezeichnung Partensölde.

Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol, veröffentlicht am Ende des Schuljahres 1892–193 im Programm des k.k. Ober-Gymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Meran 1893, Seite 19 Nr. 12.

Die Bestrebungen des Klosters Steingaden gingen dahin, alle klostereigenen Güter (in Algund) in einige wenige Wirtschaftseinheiten zusammenzufassen. Die Herzogenhube und den Pflanze-Acker vereinte man mit dem Töllerhof, die Güter des Sennhofes wurden zwischen Töller (Obere Sennhof Wiese) und Warter (Untere Sennhof Wiese) aufgeteilt, das Unterwartgut mit dem Warterhof vereint (Partacker), die Äcker in Mühlbach dem Töllerhof zugeteilt. Auf diese Weise verschwanden in Algund nicht weniger als drei Höfe (Sennhof, Herzoghube, Partengut).

Dr. Maria Kiem, 1000 Jahre Algund, Gemeinde Algund (Hrsg.), Kloster Steingaden in Algund und die Grundherrschaft an Ausklang des Mittelalters, Athesiadruck, Bozen 2005, Seite 146.

Besitznachweisungen:

(1677) Peter Innerhofer vom Traterhof in Algund, verkauft dem Prälaten Gilbert vom Kloster Steingaden das Gut an der Unteren Warth, auch Unterer Warthhof oder Parthengut genannt, mit allem Zubehör und Rechten, darunter einen Weingarten von 9 Starland und 3 Tagmahd Wiesen für 1.200 fl

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 151, 1677 Oktober 31.

(1775) Kloster Steingaden wird in den Rustikalfasson Algund 1775 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster SK Meran Nr. 1, Rustikalfasson Algund 1775.

Ganderhof, Gandgut, Töllerhof, Töller

Angaben zur Historie:

Das Anwesen steht unter Denkmalschutz, aus früheren Zeiten vorhanden sind noch ein spätgotischer Eckerker auf Steinkonsolen, ein Relief aus dem 18.Jh. direkt unter dem Erker, der Hausgang mit Tonne und Stichkappen, eine teilweise erneuerte Barockstube und Rundbogentüren, das Anwesen befindet sich in Algund, Alte Landstraße 36.

Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.



Abb.: 4 Töllerhof in Algund (2020)

Besitznachweisungen:

(1491) Jakob Schneller, genannt Gander, und seine Frau Diemut verkaufen an den Abt Veith und den Konvent des Klosters Steingaden die Grundrechte und Gerechtigkeiten an ihren Gütern um 50 Mark. Die Güter bestehen aus einer Behausung mit Stadel, Stallung, Gärten und Pataünen [Pfähle, Latten, Stangen aus Holz zur Errichtung einer Pergl]. Ferner einen Weingarten von 15 Manngraber und 2 Tagmahd Wiesen. Ferner aus einem halben Manngraber großen Weingarten unter der Landstraße gelegen. Davon sind Zinsen zu leisten an das Kelleramt zu Tirol von jährlich 4 Yhrn Wein, an das Heilig-Geist-Spital Meran 18 Pfund Berner, an die Kirche Sankt Eberhard in Algund 1 Pfund Berner. Ferner 1 Pfund Berner von der Einfahrt zu dem Stadel und der Torggel von dem Weingarten darüber und die Stücke und Güter in der Algunder Pfarrei neben der Fischeid bei der gemeinen Landstraße.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 38, 1491 Oktober 3.

(1539) Hermann Vilg, genannt Töller, derzeit auf dem Ganderhof in Algund, gibt dem Abt Michael und dem Konvent des Klosters Steingaden 4 Yhrn und 2 Pacciden Weingelt und bestätigt, vom Pfarrer Greif zu Tschars hierfür 61 fl rheinische Münze erhalten zu haben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 55, 1539 Januar 29.

- (1560) Hans Tschaupper auf dem Töllerhof in Algund bekennt, dass er vom Kloster Steingaden 101 fl als Darlehen erhalten hat. Er gibt dafür jährlich, so lange die Schuld besteht, bei jeder Wimmeth 6 Yhrn weissen Weines als Zins und verpflichtet sich, die Weimer zur rechten Zeit in die Torggl zum Töllerhof zu liefern, welche dem Kloster Steingaden gehört.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 68, 1560 Januar 9.

- (1580) Hans Verdorffer bestätigt dem Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden den Erhalt des Geldes für die Vergabe des Baurechts am Gandtgut und der Oberherzogen Hube erhalten zu haben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 93, 1580 April 27.

- (1775) Das Kloster Steingaden besitzt das Töllergut samt Baurecht und Gerechtigkeiten. Der Besitz besteht aus einem Haus mit Stuben, Kuchl, Kammer, Keller, Torggl, Stadl, Stallung, Hof und Hofstatt, Krautgarten und mehreren Weinäckern mit 313, 840, 2188, 862, 1.496, 1091, 111, 219, 862 und 643 Klafter sowie einer Wiesmahd von 643 Klafter.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr. 1, Rustikalfassungen Algund 1775.

- (1780) Im Fortschreibungsband von 1780 zum Rustikalsteuerkataster von 1770 wird der Wert des Töllerhofes mit 4.994 fl 27 Kr angegeben.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr. 25, Rustikalsteuerkataster 1770–1780.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Töllerhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 8.279 fl 10 kr Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

- (1808) Schreiben der kgl. Finanzdirektion des Eisacktales in Brixen, den Verkauf des Steingadischen Töllerhofes gegen die Steingadischen Passivkapitalien in Tirol betreffend. Nachdem Seine Königliche Majestät die in 15000 fl Tiroler Währung oder 17142 fl 50 Kr Reichswährung bestehenden Passivkapitalien des ehemaligen Klosters Steingaden, deren Inhaber Josef Rainer, Baumgarter in Plars, mit 3500 fl Tiroler Währung, Michael Klotzner, Bucherer in Algund, mit 5000 fl Tiroler Währung, Jakob Unterweger, Schnallshuber in Plars, mit 1000 fl

Tiroler Währung, Johann Götsch, Oberplatzer zu Velau, mit 1000 fl Tiroler Währung, Sebastian Moser, Branderer in Forst, mit 1500 fl Tiroler Währung und Anton Tappeiner Gastwirt in Mais mit 3000 fl Tiroler Währung sind, hierorts commissionshalber haben liquidieren lassen, wird folgendes bestimmt: Die Gläubiger verzichten auf die bereits seit 1801/1802 ausständigen Zinsen. Es wird Ihnen der Töllhof um 10.900 fl überlassen. Sie brauchen jedoch von dem Kornbodenzins nur den vierten Teil des vom Schätzungsprüfer festgelegten vorgenannten Zinses entrichten. Sie sind befugt, den Hof nach ihrem eigenen Ermessen unter sich zu verteilen. Der Kornbodenzins muss jedoch gleichheitlich repertiert werden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 210, 1808 Oktober 4.

Pinderhof, Pinder

Besitznachweisungen:

(1590) Abt Gallus und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Matthias Koch, genannt Pinder zu Algund, und seiner Frau Khumina das Baurecht an einer Behausung und einem Krautgarten um 124 fl jährlichen Zinses von 2 Pfund Berner, der dem Frauenkloster Maria Stainach in Algund zu zahlen ist. Der Baurechtsinhaber soll an der oberen Behausung, dem Warthgut, keinen Wein anlegen oder aufziehen oder andere ungebührliche Bauten vornehmen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 118, 1590 Februar 5.

(1775) Das Kloster Steingaden wird in den Rustikalfassion Algund 1775 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster SK Meran Nr. 1, Rustikalfassionen Algund 1775.

Sonstige Besitznachweisungen:

(1404) Konrad Trautson von Sprechenstein und sein Bruder Hans Trautson vergeben das Baurecht eines Weingartens, genannt der Rain, 5 Manngraber groß, in der Algunder Pfarrei gelegen, an Berchtold dem Holzmair von Algund um 2 Yhrn guten Weines, der in demselben Anbau wächst und 1 Pfund Pfeffer. Angrenzer sind das Hansengut aus Passeir neben dem Frauenkloster in Stainach.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 25, 1404 Dezember 28.

- (1412) Jakob Trautson von Sprechenstein und sein Vetter Hans Trautson verleihen das Baurecht des obgenannten Weingartens an Michl an der Strasse in der Algunder Pfarrei gelegen zu den gleichen Zinsen.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 26, 1412 März 21.
- (1586) Jakob Peisser von Rabland bekennt, dass er von Paul Deimer, Wirt unter Stein zu Kastelbell und Amtmann des Klosters Steingaden, für einen Weingarten in Algund, genannt das Leutl, der dem Kloster Steingaden gehört, 258 fl 54 Kr erhalten hat.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 103, 1586 Mai 5.
- (1590) Abt Gallus und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Thomas Stoll von Algund das Baurecht an einem Weingarten in Algund, die Nagelheimat genannt, für den jährlichen Zins von 10 Yhrn weissen, lautern Wein, die Weimer ist mit eigener Fuhre auf den Töllhof in Algund zu bringen ist.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 115, 1590 Januar 4.
- (1664) Martin Mätscher, ehemaliger Bestandsmann des Klosters Steingaden auf den Warth- und den Sennhöfen verkauft vor seinem Weggang an das Kloster Steingaden, das ihm gehörende feste und lebende Inventar um 300 fl. Zum lebenden Inventar gehören ein Pferd, zwei Ochsen, drei Milchkühe, ein Stier, drei Schweine und drei junge Ferkel.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 145, 1664 Mai 10.
- (1717) Adam Andreas Voglmayr, kaiserlicher Hofkammerer und Rath im landesfürstlichen Kelleramt Meran bestätigt dem Kloster Steingaden, dass es für die Unkosten aufgrund des aus ihren Gütern in Algund und Plars von feindlichen Truppen bei dem jüngst erfolgten Einfall weggenommenen Weines ohne Ausnahme kompensiert werden. Zugleich ordnete er an, dass das Kloster seine Güter in diesem Revier mit einer Mauer umgeben muss.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 192, 1717 Oktober 21.
- (1738) Gabriel Froschauer und der Konvent des Klosters aller Engelberg in Schnals verleihen dem Kloster Steingaden das Baurecht und die Gerechtigkeit an ungefähr 2 Manngraber Weingarten in Algund, das

Unterplan Stückl genannt, für jährlich 24 Kreuzer und 12 Kreuzer Laudemium.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 199, 1728 August 28.

Bozen, Rentsch

Stadt seit 1265, Provinzhauptstadt seit 1927, im südlich geöffneten Talkessel am Zusammenfluss von Talfer und Eisack gelegen, Bezirksgemeinschaft Bozen.

Pigneterhof, Pignaterhof

Besitznachweisungen:

(1701) Die Brüder Veith und Friedrich, Grafen zu Wolkenstein, verkaufen dem Abt Marian und dem Konvent des Klosters Steingaden den Pigneter Hof samt einen 22 Tagmahd großen und unter der Haselburg in der Bozener Au gelegenen Acker für 5.000 fl und 200 fl Leitkauf. Davon haben die Käufer an den Grafen von Kärnten 2.000 fl und Georg Welz 1.700 fl zu bezahlen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 172, 1701 Mai 12.

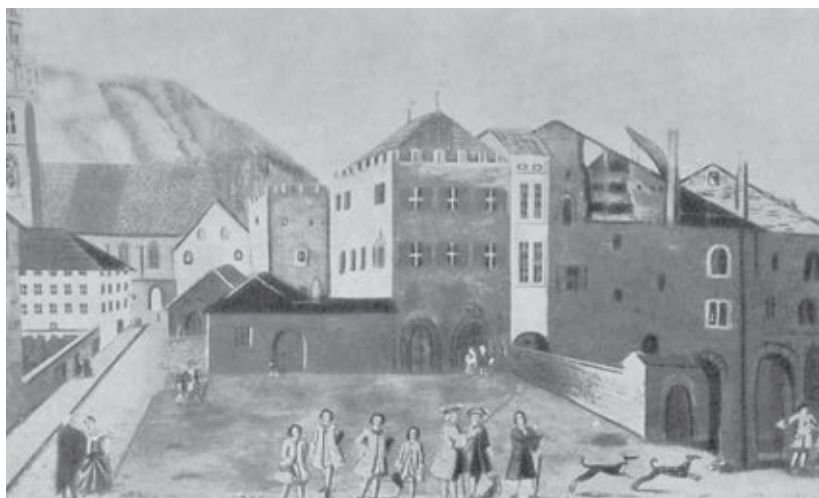


Abb.: 5 Bozen Musterplatz mit Pfarrkirche im Hintergrund (17. Jahrhundert)

(1777) Kloster Steingaden im Rustikalsteuernkataster 1777–1780 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuernkataster SK Bozen Nr. 11, Rustikalsteuernkataster Bozen 1777–1780.

Sonstige Besitznachweisungen:

(1712) Maria Furtner, geb. Lachmann, Witwe des verstorbenen Jakob Furtner, Wirt und Gastgeb der Roten Rose in Bozen, verkauft dem Abt Anton und dem Konvent des Klosters Steingaden eine Wiese, von altersher die Waffner-Wiese genannt, auf den Gritzen in Bozen um 4.400 fl und 100 fl Leitkauf mit Zehrung, als Anzahlung wurde von den Erben von Peter Meyr bereits ein Betrag von 500 fl hinterlegt. Die übrigen 4.000 fl sollen bis 1713 jeweils bei den folgenden vier Bozener Märkten bezahlt werden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 185, 1712 Dezember 16.

(1713) Kauf einer Wiese in den Bozner Gritzen.

Alois Auer: Register veröffentlicht 1934 von Alois Auer, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 187 1713 Juni 12.

(1734) Das Kloster Steingaden verleiht an Johann Gamser die Wiese mit dem dazugehörenden Tirggen-Acker von 5 Tagmahd samt der Ein- und Ausfahrt für 5 Jahre um ein jährliches Bestandsgeld von 40 fl.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 198, 1734 März 21.

Galsaun

Katastralgemeinde, Fraktion der Gemeinde Kastelbell-Tschars, rund 1 km nordöstlich von Kastelbell im unteren Vinschgau gelegen, Bezirksgemeinschaft Vinschgau.

Reinfrankhof

Besitznachweisungen:

(1325) Agnes Reinfrank, Tochter des Swaikers und seiner Hausfrau Adelheid gibt ihr Recht an zwei Weingärten, davon einer unter dem Turm von Galsaun samt einem Haus und einer Wiese, genannt Geraut am Moos sowie einen Acker auf dem Galsauner Feld mit allen Rechten dem Gotteshaus zu Steingaden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 20, 1325 Mai 3. Weitere Aufzeichnungen des Klosters Steingaden sind nicht bekannt.

Girlan, Schreckbichl

Schreckbichl, Rote der Fraktion Girlan, Gemeinde Eppan, auf dem östlichen Teil des Überetsch, 2 km nordöstlich von St. Michael gelegen, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Weisshauserhof, Schuldthausen, Krautschneiderhof, Märcklhof, Marklhof

Angaben zur Historie:

Die auf einer Geländeerhebung befindliche Siedlung Schreckbichl wird bereits 1135 als „Screbuhilen“ erwähnt, abgeleitet vom ahd. „scrëchôn“ für vorspringend bzw. vorragend und vom ahd. „buhel“ bzw. mhd. „bühel“ für Anhöhe bzw. Hügel. Schreibweise 1239 Srechbuhel, 1295 Srechpuchel, 1817 Schreckbichl, 1840 Schröckbühel, 1900 Schreckbühel und ab 1910 wieder Schreckbichl. Mit dem Marklhof in Schreckbichl, zeitweise auch Weisshauser-, Schuldthausen- sowie Krautschneiderhof genannt, erwarb das Kloster Steingaden ihr mit Abstand größtes Weingut, welches auch heutzutage noch immer mit zu den größten Weinlieferanten in Südtirol zählt. Umso erstaunlicher ist es, dass über diesen bedeutenden Hof mit Ausnahme einer Nennung in der Girlaner Kirchprobstrolche von 1649 als einer von elf Stammhöfen in Schreckbichl durch Dr. Karl Franz Zani in seiner Festschrift 200 Jahre Pfarrei Girlan von 1987 offensichtlich keine früheren Erwähnungen bekannt sind. Nach der Säkularisation und der 1803 erfolgten Aufhebung der Chorherrenstifte wurde der Marklhof durch die kgl. Finanzdirektion des Eisackkreises mit Sitz in Brixen 1808 versteigert und an die Brüder Vinzenz und Franz Krautscheider aus Bozen verkauft. Die Erben verkauften den Hof 1833 um 17.370 fl zur Hälfte an den Wirt Josef Tschöll und Josef Brigel aus Girlan. Von 1841 bis 1876 war der Hof im Besitz der Familie Tschöll und anschließend bis 1935 im Besitz der Familie Niedermayr. Im Jahre 1935 erwarb das Chorherrenstift Neustift bei Brixen den Marklhof für 1 Million Lire. Von 1935 bis 1940 wurde die Gastwirtschaft und das Weingut noch vom Augustiner Chorherrenstift Neustift bei Brixen selbst und von 1940 bis 1959 von der aus Frangart stammenden Pächterfamilie Kasseroller betrieben. Von November 1959 bis Juni 1960 war die Gaststätte geschlossen, da umfangreiche Sanierungsarbeiten vorgenommen wurden. Neben dem Einbau von sanitären

Einrichtungen wurden die Fenster, Türen und Fußböden erneuert. Im ersten Stock befand sich ein Ölgemälde mit der Darstellung des Gegeißelten Heilandes und an den Wänden Ölporträts von Chorherren des Stiftes Neustift. Leider wurden die Steingadener Klosterwappen bei der Renovierung überstrichen. Dem Chorherrn Possidius Holzer von Neustift bei Brixen verdankt der Marklhof ein Fresko des Bozner Malers Albert Stolz, das einen Steingadener Prämonstratenser Mönch mit Lederschurz sowie einen Weinbergspaten und einen Tonkrug in Händen haltend darstellt. Der Marklhof umfasste 1976 noch insgesamt 47 Hektar Grund, davon 24 Hektar auf einen Wald, 10 Hektar auf Reben und eine Fläche im Talgrund mit 10 Hektar, zu dieser Zeit waren auch noch ungefähr 17 Tagwerk mit Obstbäumen bestockt. Der früher betriebene Getreideanbau wurde ab 1966 nach und nach aufgegeben. Für Urlaubsgäste standen zu dieser Zeit noch etwa 30 Betten zur Verfügung. Die alten Flurnamen, wie Rauth, Oberhof, Oberheinisch und Unterheinisch, Vogeltennen und Leiten waren 1976 alle noch im Gebrauch. 2006 wurde die Gastwirtschaft noch von der Familie Oberhofer betrieben, seit 2013 ist die Gaststätte geschlossen, das Stift Neustift betreibt seither nur noch den Weinbau und nur mehr für Rotweine, das Weingut Marklhof befindet sich in Schreckbichl am Marklhofweg 14.

Egon Kühebacher, Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte, Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1991, Seite 424. Johann Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch Band 1, R. Oldenbourg Verlag München und Wien 1983, Seite 218. Karl Franz Zani – 200 Jahre Pfarrei Girlan 1987, Seite 281. Bruno Mahlknecht, Eppan – Geschichte und Gegenwart, Gemeindebuch zum Anlaß der 1400-Jahr-Ersternennung des Namens Eppan im Jahre 590, Hrsg. Gemeinde Eppan 1990, Seite 753. Sigfried Hofmann, Lech-Isar-Land Jahrbuch 1979 Seite 194 und 195 sowie eine Beschreibung des Marklhofes durch die Familie Oberhofer von 2006 und eine Auskunft von Simon Peter Terzer aus Lana.

Besitznachweisungen:

(1699) Der Fürst und Bischof von Trient bestätigt mit Datum vom 30. April 1699 dem Abt Marian von Wessobrunn, vertreten durch Anton Erath, Administrator des Klosters Steingaden in Algund, die obergrundherrschaftliche Genehmigung zum beabsichtigten Kauf des Marklhofes samt Zubehör.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 170, 1699 April 30 und 1701 Januar 25.

(1701) Abt Marian und der Konvent des Kloster Steingaden kaufen am 25. Januar 1701 von den Augustinerchorherren in Gries als Grundherren den Marklhof zu Unterschreckbichl mit 102 Starland und 44

Klafter Weinäcker sowie alle um das Haus liegende Güter und einen östlich davon gelegenen Wald und Berg. Damit dem derzeitigen Bau-
mann Giovanelli kein Schaden entsteht, wird ihm für die Pacht 150 fl
anerkannt und der Kaufpreis auf 11.350 fl festgesetzt.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.
170, 1699 April 30 und 1701 Januar 25.

- (1701) Abt Marian und der Konvent des Klosters Steingaden vergrößern
ihren Besitz in Schreckbichl durch den Kauf des väterlichen Erbgutes
in Unterschreckbichl von Anna Barbara Giovanelli, geborene Län-
ser, bestehend aus Äckern, Weinbau und einem Holzberg, genannt
Rauth- oder Pirschleuthen, für 2.600 fl und 30 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.
171, 1701 Februar 1.

- (1701) Das Stift Unserer Lieben Frau der verschlossenen Pforten zu Gries
erhält vom Kloster Steingaden durch den Erwerb des Marklhofes in
Unterschreckbichl den zustehenden Grundzins von jährlich 24 Yhrn
weissen Lagrein Weines, Vor- oder Mitterschuss, keinen Nachtorgg-
ler.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.
173, 1701 Mai 25.

- (1701) Anton Erath, Administrator des Klosters Steingaden in Algund,
zahlt für den Schreckbichl
in Unterschreckbichl dem Grafen von Brandis 2.500 fl und an Hans
Huber aus Forst 200 fl.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.
174, 1701 Juni 26.

- (1721) Bestandsbrief von Abt Magnus vom Kloster Steingaden zur Ver-
leihung des Markhofes zu Schreckbichl an Matthias Rutter mit der
Rauth und der darunter liegende Neuraute sowie den dazu gehö-
renden Äckern.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.
195, 1721 August 20.

- (1803) Bericht der Lokal-Kloster-Kommission Steingaden, die Steinga-
dischen Weingüter in Tirol betreffend, an die Landesdirektion von
Bayern für ständische Klostersachen zu München. Die Lokalkommis-
sion übersendet eine Kiste mit älteren Urkunden und Rechnungen der
Weingüter „in Tirol zu Algund und Schreckbichl“. Bei der Übergabe
wurde vermerkt, dass es bis jetzt nicht möglich war, etwas von der
weiteren Bestimmung dieser Besitzungen zu vernehmen. Es konnte

bis jetzt nicht einmal das Kapital- und Zinsbuch über die dort vom aufgelösten Kloster Steingaden haftenden Passiva, die der Abt schon vor der Kommission auf 18000 fl beiläufig bestimmte, zurückerhalten werden, „weil aus Abgang des Geldes bei einer auf 900 bis 1100 fl zustehenden Fracht das Kloster Steingaden nicht mehr im Stande war, den Weinvorrat an das Kloster abführen zu lassen. Das Schreiben trägt einen Randvermerk vom 6. Dezember 1803, die Kosten mit den Rechnungen und Urkunden sind dem Archivar W. Samet zur Aufbewahrung zu übergeben“.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 208, 1803 Oktober 30.

- (1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Marklhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 10.779 fl 51 Kr Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

- (1807) Das kgl. General-Landes-Kommissariat in Tirol als Provinzial Etats Curatel berichtet an die kgl. Landesdirektion nach München, das die Beständer der vormals dem Kloster Steingaden und dem Kloster Prifling gehörenden Höfe in Tirol angeben, dass sie keine Bestandskontrakte erhalten haben. Die Landesdirektion möge selbe aus den Akten dieser Klöster aussuchen lassen. Die Landesdirektion schreibt zurück, das Landeskommisariat möge zuerst nähere Daten angeben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 209, 1807 Juni 19.

Sonstige Besitznachweisungen:

- (1711) Das Kloster Steingaden kauft durch seinen Bevollmächtigten Johann Gamser, Gastgeber zu Girlan, einen Holzberg und die dazugehörende Aue in der Gufl in Girlan für 930 fl und 40 fl Leitkauf sowie 4 fl Zehrung.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 183, 1711 November 2.

Anmerkung: 1784 werden in einer Vermögensaufstellung drei Weinhöfe des Klosters Steingaden erwähnt, der Warth Hof (Oberer Warthhof) und der Töllhof (Töllerhof) in Algund) sowie der Marklhof in Schreckbichl, Gemeinde Girlan.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 206, 1784 Februar 3.

Lana

Auskunft von Simon Peter Terzer (Lana): Marktgemeinde Lana, rund 6 km südlich von Meran, bestehend aus den Katastralgemeinden Lana und Völlan (erst 1929 zu Lana eingemeindet), mit den Fraktionen Ober-, Mitter- und Niederlana sowie den Bergweilern Ackpfeif (gehört zu Niederlana) und Pawigl (gehört zu Oberlana).

Besitznachweisungen:

(1220) Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg von König Friedrich (II.) für die Güter des Klosters Steingaden in Tschars, Lana und Mais.
Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 769, 1220 August 17.

Leifers

Stadt seit 1985 mit den Fraktionen Leifers, Steinmannwald und St. Jakob südlich von Bozen am linken Ufer der Etsch an der Mündung des Brandentales in das Bozener Unterland gelegen, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland. Bis 1849 bildeten die Gemeinden Zwölftmalgreien, Gries und Leifers zusammen mit Bozen einen Gesamtverband. Aufgrund des Gemeindegesetzes vom 17. März 1849 wurden die drei Gemeinden selbstständig.*

Tallerhof, Thalerhof, Preglhof, Preglhof in der Au

Angaben zur Historie:

Erwähnungen eines Pächters des Preglhofes um 1540 bzw. des Preglhofes in der Au 1550 sowie eines Backofens und eines Brunnens (Zigglbrunnen) auf dem Preglhof 1647.

Georg Tengler, Leifers vom Dorf zur Stadt, Raiffeisenkasse (Hrsg.), Leifers 1998.

Besitznachweisungen:

(1702) Joseph Anton Giovanelli zu Gersburg verkauft an den Abt Marian und den Konvent des Klosters Steingaden das Baurecht und die Gerechtigkeit für mehrere Weingärten sowie für das verfallene Wohnhaus des Pregl- oder Tallerhofes in der Au [* fälschlicher Weise als in Bozen befindlich angegeben] um 6.100 fl und 90 fl Leitkauf. Zum Gut gehören auch die beim Tröppflhof liegende Wiese, die Gretl- oder Rauthwiese genannt, mitgekauft wurden auch zwei Mähochsen, ein

altes Zugpferd, ein Stier und zwei Kühe. Die Grundherrschaft über den Hof hat das gräflich Lichtensteinische Amt zu Bozen. Der Käufer hat 1.100 fl sofort vorgelegt, noch zu zahlen sind an Franziskus Stickhler, Kirchenmusiker, 600 fl und 26 fl 55 xr und für Unkosten 6 fl 39 xr sofort, an die Blasius Oberrauchischen Erben 550 fl samt Zinsen von 46 fl 58 xr, den anderen Oberrauchischen Erben 300 fl und 41 fl 50 xr Zinsen, dem Gastgeb Veith Martschoner 245 fl und 7 fl 35 xr, an Hanns Georgen Nägele 400 fl samt Zins, Carl von H. Kreiz 250 fl und an Franz Dominico Giovanelli zu Gersburg 600 fl, zusammen 4.984 fl 57 xr. Der Restbetrag von 1.115 fl ist am nächsten Egidius-Markt in Bozen mit den landesüblichen Zinsen zu bezahlen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 178, 1702 Juni 16.

- (1777) Das Kloster Steingaden wird im Rustikalsteuerekataster 1777–1780 nicht mehr als Besitzer erwähnt.

Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerekataster SK Bozen Nr. 11, Rustikalsteuerekataster 1777–1780.

Mals

Gemeinde mit der Fraktion Ulten-Aisack und den als Fraktionen geltenden Katastralgemeinden Mals, Burgeis, Schleis, Laatsch, Matsch, Plawenn, Planeil, Schlinig und Tartsch, rund 17 km südlich des Reschen, im oberen Vinschgau gelegen, Bezirksgemeinschaft Vinschgau.

Besitznachweisungen:

- (1267) Burghardt von Lichtenberg, Nannes und Swiker sowie ihre Brüder, geben dem Kloster Steingaden zu ihrem und ihrer Schwester Elysabeth Seelenheil den Acker Salez von Mals. Sie verpflichten sich jedoch, von dem Bischof von Chur als Lehensherrn die Eignung binnen 5 Jahren zu erwirken oder statt des Ackers 10 Mark Silber zu geben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 11, 1267.

- (1496) Hans Schick zu Lichtenberg auf der Mühle im Vinschgau, Gericht Mals, verkauft seinem Bruder in Steingaden zwei Wiesen aus dem väterlichen und mütterlichen Erbteil. Eine Wiese ist zum Teutensee gelegen, genannt die Eselweide, die andere ist auf den Bergen oberhalb der Engi gelegen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 42, 1496 Februar 3.



Abb.: 6 Mals im Vinschgau (undatiert)

Weitere Aufzeichnungen des Klosters Steingaden sind nicht bekannt.

Marling

Gemeinde mit den Katastralgemeinden und heutigen Fraktionen Marling und Forst, rund 3 km südwestlich von Meran gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Ober Ruipacher, Partellhof, Oberpardellgut, Pardellerhof

Angaben zur Historie:

1285 frühester bekannter Nachweis des Hofes, 1443 Nachweis eines ein Lienhart von Pardel. 1592 Erwähnung des Oberpardellgutes im Urbar des Gerichtes Stein unter Lebenberg von 1592, das Gut besteht aus einer Behausung, einem Stadl, Stallung, Backofen, Torggl und einem Garten und einer Wiese, als Eigentümer wird das Kloster Steingaden angegeben. Nach dem Tode von Franz Götsch 1745 hinterlässt er sein Erbe seinen fünf Kindern, für welche die Mutter und Witve den Hof vorläufig übernimmt. 1756 wird das Pardellergut von Leonhard Götsch übernommen. Nach dem Tode von Leonhard Götsch 1796 hinterlässt er den Hof der Witve Anna Götsch geb. Sedlmayr und den sechs Kindern. In der Verlassenschaftsverhandlung von 1799 wird das Gut auf 5.817 fl geschätzt.



Abb.: 7 Weingärten oberhalb Marling (2018)

Die Witwe Anna Götsch geb. Sedlmayr übergibt 1803 das väterliche Vermögen dem ältesten Sohn Johann Götsch. Durch die nachfolgenden schwierigen Wirtschaftsjahre kommt es zur völligen Verschuldung und 1826 schließlich zur Versteigerung des Hofes. 1827 wird der Hof von Anton Hölzl zum Kaufpreis von 4.211 37 Kr erworben. Seit dieser Zeit ist der Partellerhof, ein Weingut mit Ferienwohnungen, im Besitz der Familie Hölzl in Marling, Mitterterzer Straße 15.

Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 391 und Angabe in der Website der Besitzerfamilie www.pardellerhof.it

Besitznachweisungen:

(1503) Die Grundherrschaft des Partellhofes, auch Ober Ruipacher genannt, ist von Abt Ulrich von Gaudenz von Anneberg um 295 Mark Berner Münze erkaufte worden. Der Partellhof gibt jährlich an das Kellerramt Meran 1 Yhrn Vogtei-Wein und zahlt an Weinsteuer an St. Georgi und St. Andrea jeweils 4 fl 58 Kr 4 Vierer.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 44, 1503.

(1545) Abt Michael und der Konvent des Klosters Steingaden kaufen von Nikolaus Parteller den Parthellerhof für 515 fl und einen Goldkronen Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 59, 1545.

(1714 / 1715) Maria Elisabeth von Coreth zum Kolbenthurn verkauft im Auftrag von Abt Anton und dem Konvent des Klosters Steingaden an die Eheleute Franz Götsch und Dorothea, geb. Sonneburger vom Haselhof in der Nörder zu Marling, das Partellgut in Marling und den Biedermannhof in Tschermers samt Zubehör um 4.600 fl und 40 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 189, 1714 November 5 sowie Register-Nr. 190 1715 Oktober 15, ferner Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 392.

Hilblhof

Angaben zur Historie:

Aus den Einträgen in den Rustikalfassionen von 1775 geht hervor, dass Martin Fasele und Klara Tragsailia vom zerstückelten Hof nachfolgende Stücke besitzen, eine Behausung mit den Zuggebäuden samt Stadl und Stallung mit einem Hofareal von 25 Klafter. Ferner ein Ackerfeld und eine „Ohnewandt“ von 692 Klafter sowie einen Acker von 180 Klafter, als Grundherr wird die Gerichtsherrschaft Stein unter Lebenberg angegeben. Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989

Besitznachweisungen:

(1576) Aus dem Steingadener Repertorium geht hervor, dass nach dem 1576 durch das Kloster Steingaden erfolgten Verkauf der Pfarrei Tschars der Verkaufserlös von 10.253 fl für den Erwerb von mehreren Baurechten bzw. Grundherrschaften verwendet wurde, u.a. auch das Baurecht für den Hilblhof für 1.420 fl.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 82 1576.

(1586) Michael Windt zu Marling verkauft an Abt Gallus und den Konvent des Klosters Steingaden das Baurecht am Hilblhof zu Marling mit 18 Starland Äcker mit alten und jungen Reben besetzt, eine halbe Tagmahd Wiesen mit Pannndt Pelzer besetzt, drei Manngraber Tillweingarten, wovon den Frauen zu Trautmannsdorf jährlich 1 ½ Yhrn zu zinsen ist. Ferner eine Tagmahd Wiesen, alles für 1.200 fl. Dazu drei Manngraber Weingarten für 150 fl und die Tagmahd Neuwiesen für 50 fl, in Summa 1.420 fl und 20 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 100, 1586 Februar 1.

(1586) Christoph Jakob Lidel, Rath und oberster Feld- und Hauszeugmeister von Erzherzog Ferdinand und Gerichtsherr zu Stein unter Lehenberg hat dem Abt Gallus und dem Konvent des Klosters Steingaden den Hilblhof samt Zugehörungen um einen jährlichen Grundzins von 18 Pfund Berner verliehen. Vermerk im Urkundenrepertorium: Ist 1715 gegen den Schreckbichlhof verkauft worden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 102, 1586 März 6.

(1586) Michael Windt bekennt den Erhalt der Kaufsumme für das am 1. Februar 1586 verkaufte Baurecht am Hilblhof in Marling.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 104, 1586 Mai 6.

(1714 / 1715) Maria Elisabeth von Koreth zum Kolbenthurn verkauft im Auftrag des Abtes Anton und des Konvents des Klosters Steingaden an Matthias Partholler vom Thurn-Gütl in der Mitterterz zu Marling, das Baurecht und die Gerechtigkeit am Timblhof und am Hilblhof zu Marling samt Zubehör um 3.100 fl und 50 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 189, 1714 Dezember 15 und Register-Nr. 190 1715 Oktober 15.

Tämerhof, Tannerhof, Tümmelerhof, Timmlerhof

Angaben zur Historie:

1418 früheste Erwähnung des Tämer-, Tanner- oder Tümmelerhofes. Aufgrund der nach 1795 herrschenden Wirtschaftskrise wurde der Hof 1810 versteigert, die Konkursmasse ging 1811 an Johann Aigner, der den Hof 1820 bzw. 1824 seinem einzigen Sohn Johann Aigner überlässt. Erwerb des Hofes 1827 durch Ursula Gamper. 1854 Erwerb des Timmlerhofes durch Valentin Gufler. Der Hof geht 1876 für 8.000 fl an Josef Schmölzer. Laut Versteigerungsprotokolls von 1889 tritt Josef Schmölzer den Timmlerhof für 8.156 fl an Anton Holzner ab. Der Timmlerhof wird 1895 von Anton Holzners Sohn Josef übernommen. Der Timmlerhof gelangt 1953 als Erbschaft zu gleichen Teilen an die Kinder von Josef Holzner. Die gesamte Liegenschaft geht 1974 an Elisabeth Holzner. Der Timmlerhof geht laut Schenkungsurkunde von 1980 an Reinhilde Theigner, verheiratete Karnutsch und wird heute noch als Weingut mit Ferienwohnungen betrieben.

Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 365–366 und Angaben in der Website der Besitzerfamilie www.timlerhof.com

Besitznachweisungen:

(1575) Das Kloster Steingaden erwirbt von Jakob Timmler die Baumannsgerechtigkeit am Tamerhof zu Marling mit Hof, Hofstatt, Behausung, Stadl, Stallung, Torggl, Backofen, Krautgarten und allem Zubehör, Grundherr ist das Kloster Stams, der Tamerhof zinst dem Kloster Stams jährlich zur Wimmeth einen Grundzins von 18 Yhrn Most und die Steuer von 5 fl 4 Kr.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 80 1574.

(1666) Abt Augustin und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Andreas Preims zu Marling das Baurecht am Timblhof mit Zubehör, Grasacker und 2 Tagmahd Äcker, genannt das Täschel für einen jährlichen Zins von 1 Star Birnen, 1 Star Kesten, 2 gute Hennen sowie 13 fl 36 Kr und 12 Yhrn Wein.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 147, 1666 Oktober 16.

(1714) Maria Elisabeth von Koreth zum Kolbenthurn verkauft im Auftrag des Abtes Anton und des Konvents des Klosters Steingaden an Matthias Partholler vom Thurn-Gütl in der Mitterterz zu Marling, das Baurecht und die Gerechtigkeit am Timblhof und am Hilblhof zu Marling samt Zubehör um 3.100 fl und 50 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 189, 1714 Dezember 15.

Platterhof, Platter

Angaben zur Historie:

1539 früheste bekannte Erwähnung des Platterhofes im Zusammenhang mit dem Baurecht von Caspar Platter für einen „Hof an der Platten“. Heute betreibt die Besitzerfamilie auf dem Hof eine Imkerei.

Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 554 und Angaben in der Website der Besitzerfamilie www.platterhof.com

Besitznachweisungen:

(1576) Aus dem von Alois Auer 1934 veröffentlichten Register geht hervor, dass nach dem 1576 durch das Kloster Steingaden erfolgten Verkauf der Pfarrei Tschars der Verkaufserlös von 10.253 fl für den Erwerb von mehreren Baurechten bzw. Grundherrschaften verwendet

wurde, u.a. auch zum Erwerb des Baurechtes für den Platterhof für 1.257 fl.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 82 1576.

(1598) Das Kloster Steingaden verleiht an Melchior Platter das Baurecht am Platterhof in der Nörder mit Haus, Hofstatt, Äcker, Weingarten, Wiesen sowie eine Mannmahd Wiesen, genannt am Planer, um 1.247 fl und 10 fl Leitkauf für einen jährlichen Zins von 10 Yhrn weissen Wein für das Pfarrwiddum zu Marling und an den Fronhof zu Marling 4 Star Futter sowie 5 fl 18 Kr.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 113, 1598.

Reblehen, Rebgut, Rebnerhof, Reberhof

Angaben zur Historie:

1379 früheste Erwähnung des Reblehen sowie 1427 des Rebgrundes zu Marling. Im Steuerkataster wird 1694 nach wie vor das Kloster Steingaden als Besitzer des Baurechts erwähnt. In einer Bestandsaufnahme des Klosters Steingaden von 1703 wird das Kloster Steingaden erneut als Besitzer des Baurechts genannt. Ausdrücklich erwähnt wird allerdings, dass das Rebergut ohne Behausung ist und einen Schätzwert von 900 fl besitzt. Als Besitzer wird 1773 mit Jakob Platter der älteste Sohn von Johann Platter als Besitzer genannt. Das Rebergut geht 1785 um 800 fl an die Eheleute Mathias Rofner und Ursula Stocker. Ein Teilungsvertrag von 1798 bestimmt, dass Johann Rofner das Rebergutl übernimmt und Anna Rofner mit Bargeld abgefunden wird. Durch einen Tauschvertrag treten die Eheleute Johann Rofner und Anna Tratter 1805 ihr Anwesen an das Ehepaar Peter Pircher und Gertraud Kruselburger ab und übernehmen dafür das Untermairgut. Im Tauschwege erwirbt Johann Aigner das Rebergut am 23. Mai 1807 und übergibt dem Ehepaar Peter Pircher und Gertraud Kruselberger das Steindlgut. Das Anwesen gelangt am 23. Dezember 1807 durch Verkauf in den Besitz der Eheleute Josef Leiter und Maria Innerhofer. Nach dem Tode von Josef Leiter im Jahre 1845 fällt das Anwesen an die drei Kinder Michael, Josef Leiter (jun) zu, letzterer übernimmt die Liegenschaft, nach dem Tode von Josef Leiter (jun) erbt 1886 dessen Sohn Josef das Rebergutl. Der Besitzer Josef Leiter überlässt 1936 das Rebergut seinem Sohn Karl Leiter,

das Rebergut befindet sich seither im Besitz der gleichen Familie. Der Reberhof wird heute als Obstbauernhof betrieben.

Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.), Dorfbuch Marling, 1989, Seite 556–557.

Besitznachweisungen:

- (1593) Kaufbrief des Klosters Steingaden über den Erwerb des Baurechtes am Rebergut in der Nörder zu Marling.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 124 1593.

- (1594) Beleg des Abtes von Steingaden über die von Peter Neuwirth, genannt Rödermacher zu Marling, über die Kaufsumme für das Baurecht am Rebergut in der Nörder.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 125.

- (1594) Vergleichsbrief des Abtes Gallus von Steingaden über das Baurecht am Rebergut für das Gotteshaus zum Heiligen Geist und Spital zu Meran.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 125 a.

- (1594) Simon Schwaiger, Rat und Bürger zu Meran und derzeit bevollmächtigter Spitalmeister des Gotteshauses zum Heiligen Geist Spital in Meran, verleiht dem Abt Gallus und dem Konvent des Klosters Steingaden das ewige Baurecht samt Zubehör für das Rebergut in der Nörder, Gericht Stein unter Leberberg mit 6 Quadratstar Acker und 5 Tagmahd Wiesen. Das Baurecht hat Abt Gallus dem Peter Neuwirth und seiner Hausfrau Maria Hölzl von Marling gegeben. Als Grundzins ist dem Heilig Geist Spital zu Meran jährlich 4 ½ Yhrn guter, klarer Most zu geben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 126 1594 Mai 21.

- (1766) Klage von Johann Gufler, Baumann auf dem Rebnerhof in der Nörder zu Marling, der dem Kloster Steingaden gehört, gegen einen Grundzinsanspruch des Klosters Steingaden, der nach dem Einstand von Johann Gufler auf dem Rebnerhof abgegolten wurde.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 202, 1766 Februar 8.

Sonstige Besitznachweisungen:

- (1577) Abt Joachim und der Konvent des Klosters Steingaden kaufen von Hans Britschwitz, Amtmann des Klosters Aller Engelberg in Schnals,

den Warthacker und die Saltner-Hütte in der Nörder zu Marling um 130 fl und eine Goldkrone Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 86, 1577.

- (1577) Hans Fierer, Bauer im Tal zu Riffian, bekennt vom Abt Joachim und dem Konvent des Klosters Steingaden ein Darlehen von 30 fl rheinische Münze erhalten zu haben und gibt als Zins, solange die Schuld besteht, von seiner Tagmahd, genannt Neuwiesen zu Marling, die Blaimbesuchung [Gras oder Heu], die darauf wächst.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 83, 1577 Mai 10.

- (1609) Johann Christoph Fuchs von Fuchsberg zu Jauffenburg verleiht an den Abt Georg und den Konvent des Klosters Steingaden als Erbbaurecht und Zinslehen einen Weingarten von 6 Manngraber, genannt die Pflantzer, ferner eine halbe Tagmahd Wiesen für einen jährlichen Zins von 1 fl 6 Kreuzer und 2 Yhrn guten, lauterer Lagrein Wein, Vorlass oder Mitterschuss.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 130, 1609 Oktober 23.

Meran, Gratsch

Gratsch, Katastralgemeinde, Fraktion der Stadtgemeinde Meran, nordwestlich von Meran, am Fuße des Burghügels von Schloß Tirol gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

- (1598) Hans Penider tauscht mit Abt Gallus und dem Konvent des Klosters Steingaden einen Acker von 3 Starland für einen Weingarten von 2 Manngraber nahe dem Glatzengut ein, genannt an der Sinig. Hans Penider erhält vom Kloster Steingaden dafür ein Aufgeld von 111 fl 30 Kr.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 119 1590 Februar 11.

Meran, Untermais, Flur Dornach

Dornach ist eine Flur in der Katastralgemeinde Untermais, ältere Bezeichnung Niedermals, ab 1660 vermehrt Untermais, ab 1817 nur noch Untermais. Josef Tarneller: Die Hofnamen im Burggrafenamt und in

den angrenzenden Gemeinden der Meraner Gegend, Schnals, Passeir, Tschöggelberg, Sarntal, Gericht Neuhaus, Gericht Maienburg, Nons, Ulten und Martell, Archiv für österreichische Geschichte (Band 100), Verlag Holder, Wien 1909, Seite 289.

Egon Kùhebacher: Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte. Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1991, Seite 495.

Bei der Flur Dornach handelt es sich um die Gegend, wo u.a. die Höfe Korber, Dorner und Hilber liegen und bedeutet so viel wie „Gegend mit Dornheckenbewuchs“.

Johann Ortner: Meraner Stadtanzeiger Nr. 9, 07. Mai 1910, Flurnamen Quellen historischer Forschung, Teil 8, Seite 34.

Hof Dorn bzw. Dorner

Besitznachweisungen:

(1233) Graf Albert (I.) von Tirol schenkt auf Bitten des Klosters Steingaden, das ihn in seine Bruderschaft aufgenommen hat, diesem die bisher seinem Burggrafen zugefallenen Abgaben von dem Hof Dorner. Zu seinem Seelenheile ist das Kloster zu Bruderschaftsgebeten und Almosen verpflichtet.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 4, 1233 November 20.

(1272) Graf Meinhard (II.) von Tirol bestätigt die Schenkung des Hofes Dorn samt dem Bauern Egno durch seinen verstorbenen Ahnen Graf Albert von Tirol an den Probst und den Konvent des Klosters Steingaden und gewährt dem Dorf das Versammlungsrecht.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr.12, 1272 Oktober 3.

(1493) Abt Veith und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen Stephan Korber und seiner Frau Elsbet das Gut Dornach in Mais mit Haus, Hofstatt und Weinbau. Ferner eine Aue entlang der Etsch in Tschermers von ungefähr einer halben Tagmahd.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 40, 1493 Februar 26.

(1577) Abt Joachim und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Sigmund Peer, genannt der Nockh zu Obermais, das Baurecht samt Zubehör am Dornachhof in Untermais und auch eine überhalb der Etsch unter Tschermers gelegene Wiese von einer halben Mann-

mahd. An Zinsen gibt Sigmund Peer von jeder Wimmert 12 Yhrn guten, lautern [klaren], weißen Wein, keinen Stingler oder Nachtorggler.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 85, 1577 Oktober 15.

Corber, Korber, Korberhof, Gatterle

Besitznachweisungen:

- (1501) Die Grundherrschaft des Korberhofes ist vom Kloster Steingaden erkaufte worden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 43, 1501.

- (1577) Ab Joachim und der Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Sigmundt Peer, genannt der Nockh zu Obermais, das Baurecht und die Gerechtigkeit zum Korber in Dornach samt Zubehör und eine Aue an der Etsch unterhalb Tschermes von einer halben Mannmahd.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 85, erwähnt auch in Register-Nr. 92, 1580 April 23.

- (1618) Abt Georg und den Konvent des Klosters Steingaden verleihen dem Anton Tratter zu Obermais das Baurecht am Korberhof zu Dornach, mit Behausung, Stadel, Stallung, Hofstatt, Torggl, Weingarten, Äcker und Wiesen sowie eine Aue an der Etsch unterhalb Tschermes gelegen für einen jährlichen Zins von 12 Yhrn guten, lautern weissen Wein, keinen Stingler oder Nachtorggler. Auch soll er den Dung nicht verkaufen sondern an die jungen Reben legen, wenn es nötig ist.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 136, 1618 Januar 26.

- (1682) Das Kloster Steingaden bestätigt den Tausch des Baurechtes am Korbergut, bei dem das Kloster die Grundherrschaft besitzt. Hans Mayr, Korber in Mais und seine Frau Maria, geb. Penarzer, tauschen ihr Baurecht am Korberhof mit dem Baurecht am Himblberggut, welches bisher die Eheleute Laichhardtinger innehatten, mit Zustimmung von Baron Reinprecht Hendl, der die Grundherrschaft über das Himblberggut besitzt.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 158, 1682 Februar 18.

(1719) Die Herzogenhube in Algund wird gegen das Korbergut in Untermais eingetauscht.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 194, 1719.

Meran, Untermais, Flur Hagen

Hagen (alte Bezeichnung Hagenach) ist eine Flur in der Katastralgemeinde Untermais, ältere Bezeichnung Niedermals, ab 1660 vermehrt Untermais, ab 1817 nur noch Untermais (Josef Tarneller Hofnamen, Ausgabe von 1909 Seite 289 und Egon Kühnbacher, Ortsnamen, Seite 495) sind Fraktionen der Gemeinde Meran, Stadtteil von Meran, am linken Ufer der Passer, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Angaben zur Historie:

Unterhalb der Untermaiser Flur Dornach befindet sich die ebenfalls in Untermais liegende Flur Hagen (alte Bezeichnung Hagenach oder Hagnach), durch die der Bach Noaf (alte Bezeichnung Rumetz) fließt.

Johann Ortner: Meraner Stadtanzeiger Nr. 9, 07. Mai 1910, Flurnamen Quellen historischer Forschung, Teil 8, Seite 34 und Meraner Stadtanzeiger Nr. 21, 27. Oktober 2016, Seite 4–5.

Besitznachweisungen:

(1201) Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg von König Philipp für dessen Güter in Schenna und Hagenach [Hagen] in Meran.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 534, 1201 September 20.

(1218) Ulrich Graf von Ulten stiftet zum Nachlass seiner Sünden und zur Wiedergutmachung eines Unrechts, welches seine Leute in Steinegge vollbracht haben, dem Kloster Steingaden zur Bewässerung ihrer Weingüter und Äcker in Hagenach [Hagen] jeden Dienstag der Woche das Wasser aus dem Rumetzbach [Noafbach], der ihm gehört.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 1, 1218 Dezember.

Meran, Mais

Besitznachweisungen:

(1220) Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg von König Friedrich (II.) für die Güter des Klosters Steingaden in Tschars, Lana und Mais.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 769, 1220 August 17.

(1241) Ulrich Graf von Ulten erlaubt seinen Ministerialen und Vasallen, von ihrem Eigenbesitz oder den zu seinem Hauptort Ronsberg gehörigen Gütern an das Kloster Steingaden zu schenken. Überdies schenkt er dem Kloster das Wasser und die Wasserleitung von Mais zur Bewässerung ihrer dortigen Weingüter und Äcker.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 5, 1241 Februar 6.

(1584) Bernhard Rosskopf zu Obermais verkauft an Abt Gallus und den Konvent des Klosters Steingaden die Rechte und die Gerechtigkeit einer freileidigen ludeigenen Wiese von 4 Tagmahd auf der Maiser Greutten gelegen um 365 fl und 5 fl Leitkauf. Der Verkäufer übergibt dem Käufer einen Kaufbrief über die genannte Wiese, die vormals dem gewesten Joachim Mötzen von Niedermals gehört hat, von dem Bernhard Rosskopf die Wiese gekauft hat.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 97, 1584 Oktober 25.

Partschins

Gemeinde mit den Fraktionen Partschins, Töll, Rabland, Tabland, Sonnenberg, Vertigen und Quadrat, rund 7 km nordwestlich von Meran, am Eingang in das Zieltal gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

(1586) Ulrich Holzer, genannt Niederebner von Ried, Pfarreigemeinde Partschins, verkauft dem Jakob Prisser, Rechtsanwalt der Pfarreigemeinde Partschins, das Baurecht an einem Weingarten für 253 fl und 3 fl Leitkauf, den vormals Hans Dun, Zollner auf der Töll innegehabt hat. Dem Kloster Steingaden als Grundherrn sind dafür bei von jeder Wimm 2 Yhrn Wein als Grundzins zu geben.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. Nr. 99, 1586 Januar 28.

Rateis

Ortsteil der Fraktion Katharinaberg der Gemeinde Schnals, rund 6,5 km nordwestlich von Naturns, im Vinschgauer Nebental Schnals gelegen, Bezirksgemeinschaft Vinschgau.

Gerstgrashof

Angaben zur Historie:

Die Schwaighöfe am Beginn des Talabschlusses der höchstgelegenen Gemeinde Kurzras im Schnalstal wurden Gerstgrashöfe bezeichnet, benannt nach der ursprünglichen Bezeichnung des Futterertrages einer Wiese als Gerstgras.

Josef Tarneller: Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden der Meraner Gegend, Schnals, Passeir, Tschöggelberg, Sarntal, Gericht Neuhaus, Gericht Maienburg, Nons, Ulten und Martell, Archiv für österreichische Geschichte (Band 100), Verlag Holder, Wien 1909, Seite 42–61.

Besitznachweisungen:

(1286) Hiltboldus von Montalban stiftet dem Kloster Steingaden seinen Gerstgrashof in Rateis mit allem Zubehör unter der Bedingung, dass zwei Teile des Besitzes dem Kloster unmittelbar anheimfallen, ein Teil jedoch soll am Jahrtag unter die Armen verteilt werden, ebenso ist im Kloster der Jahrtag mit Wein und Fisch zu feiern, unter der Bedingung, dass es ihm zeit lebens, jedoch nicht seinen Erben, jährlich 35 Mutt Getreide nach Tschars geben muss.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 15, 1286 November 28 und Register-Nr. 16, 1286 Januar 11.

Weitere Aufzeichnungen des Klosters Steingaden nicht bekannt.

Schenna

Gemeinde mit den Fraktionen Schenna, Schennaberg, Verdins und Tall, 4,5 km nordöstlich von Meran.

Besitznachweisungen:

(1201) Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg von König Philipp für dessen Güter in Schenna und Hagenach [Hagen] in Meran.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 534, 1201 September 20.

Schnals

Nebental des unteren Vinschgaues, Gemeinde mit den Fraktionen Karthaus, Unser Frau, Katharinaberg, Sitz der Gemeinde in Karthaus.

Pfarrei Schnals

Angaben zur Historie:

Vermutlich wurde die Pfarrei Schnals 1218 zusammen mit der Pfarrei Tschars von Kaiser Friedrich (II.) dem Kloster Steingaden als Schenkung übergeben, wie aus der Steingadener Urkunde vom 6. Dezember 1326, Register-Nr. 21 hervorgeht.

Besitznachweisungen:

- (1326) Der Richter von Kastellbell bezeugt den Empfang des Zehenten von Schnals, den er jährlich an den Probst und Konvent von Steingaden geben soll.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 21 1326 Dezember 6.

- (1451) Anna Mitterhofer von Tschars und ihr Sohn Heinrich verzichten zu Gunsten des Klosters Steingaden auf einen Zehenten in Schnals, damit der dortige Pfarrer Hans Mitterhofer, Sohn der Anna Mitterhofer, daraus seine Pfründe nimmt.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 29, 1451 November 23.

- (1613) Abt Georg und der Konvent des Klosters Steingaden übergeben die Pfarrei Schnals an den Bischof von Chur.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 131, 1613 März 5.

- (1613) Johannes Bischof von Chur übernimmt nach Erhalt vorgenannte Abtretungsurkunde des Klosters Steingaden die Pfarrei Schnals und verspricht, die Pfarrei Schnals mit tauglichen Laienpriestern zu besetzen und nimmt die Pfarrei unter seinen Schirm und Schutz.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 132, 1613 März 17.

Tschars

Katastralgemeinde, Fraktion der Gemeinde Kastellbell-Tschars mit dem Ortschaftsbestandteil Tscharser Jägerhütte, rund 3 km nordöstlich von Kastellbell, im unteren Vinschgau gelegen, Bezirksgemeinschaft Vinschgau.

Kirche Tschars

Besitznachweisungen:

- (1218) Kaiser Friedrich schenkt dem Kloster Steingaden die Kirche von Tschars mit allen Rechten und verhängt über alle die, welche die Schenkung irgendwie schädigen, eine Strafe von 50 Pfund reinen Goldes zugunsten des königlichen Fiskus und ebenso viel zugunsten des Klosters Steingaden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 1, 1218 Dezember 6.

- (1220) Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg von König Friedrich (II) für die Güter des Klosters Steingaden in Tschars, Lana und Mais.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 769, 1220 August 17.

- (1233) Papst Gregor (IX.) erteilt dem Kloster Steingaden ein Schutz- und Besitzbestätigungsprivileg für die Kirche Tschars und die anderen Erwerbungen.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 3, Nr. 1095, 1239 April 19.

- (1251) König Konrad (IV.) nimmt das Kloster Steingaden in besonderen Schutz, insbesondere die Bestätigungen der Privilegien von Herzog Welf und seinen Vorfahren.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 3, Nr. 1260, 1251 Februar.

- (1258) Heinrich Erwählter von Chur und das Kapitel daselbst überlassen dem Kloster Steingaden die Seelsorge der Pfarrei in Tschars, deren Patronats- und Präsentationsrecht Steingaden bereits besitzt, jedoch mit dem Vorbehalte der bischöflichen Rechte.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 7, 1258 März 15.

- (1258) Heinrich, Erwählter von Chur, gestattet dem Kloster Steingaden die Pfarrei Tschars, sobald sie frei wird, durch beliebige Vikare zu versehen.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 8, 1258 März 18.

- (1260) Papst Alexander beauftragt den Dekan von Chur, die Streitigkeiten des Ritters von Montalban und anderen mit dem Kloster Steingaden wegen der Kirche in Tschars unter Androhung von kirchlichen Strafen zu entscheiden.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 9a, 1260 Juni 9.

- (1266) Heinrich, Erwählter von Chur und das Kapitel daselbst schildern dem Papst Clemens die betrügerischen Versuche der Edlen von Montalban, den Probst und den Konvent des Klosters Steingaden aus dem Patronatsrecht der Kirche in Tschars zu verdrängen. Der Papst möge ein von den Ausstellern vermitteltes Abkommen bestätigen, damit das Kloster nicht sein ganzes Recht verliere.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 10, 1266 April 29.

- (1266) Swiker [Schweighart] von Montalban und seine Söhne versprechen dem Abt Mangold vom Kloster Steingaden, die mit dem Erwählten von Chur geschlossene Einigung zu halten und die Rechte des Klosters an der Kirche in Tschars jederzeit zu verteidigen, insbesondere gegen Hugo von Montalban.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 10a 1266 April 28.

- (1362) Probst Berchtold und der Konvent des Klosters Steingaden stiften auf Bitten ihrer Pfarrgemeinde in Tschars eine ewige Messe mit Kaplan für ihre Kapelle zu unserer Frau und geben dazu alljährlich 12 Mark. Davon sind 20 Pfund Geld aus dem Gerstgrasgut und ihr Zehent von Schnals, der aus 18 Mutt Roggen und 10 Mutt Gerste Meraner Maß besteht. Ferner auch 10 Pfund Geld aus ihrem Gut in Rateis und 7 Mark Geld aus ihrem Widdum zu Tschars.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 23, am Sankt Zenotag 1362 Dezember 8.

- (1451) Anna Mitterhofer von Tschars und ihr Sohn Heinrich verzichten zu Gunsten des Klosters Steingaden auf einen Zehenten in Schnals, damit der dortige Pfarrer, Hans Mitterhofer, Sohn der Anna Mitterhofer, daraus seine Pfründe nimmt.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-29 1451 November 23.

- (1549) Spruchbrief zwischen den Erben des Konrad Kropf und dem Kloster Steingaden über eine von Konrad Kropf 1365 für 240 fl rheinische Münze gestiftete ewige Messe, die fünfmal wöchentlich in der Michaels Kapelle von Tschars gelesen werden sollte, aber schon längere Zeit nicht mehr gelesen wurde. An die Erben von Konrad Kropf werden daher 200 fl zurückbezahlt, für die restlichen 40 fl wird eine jährliche Messe abgehalten.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 60 1549 Januar 22.

(1576) Abt Joachim und der Konvent des Klosters Steingaden verkaufen die Pfarrei Tschars mit allem Zubehör und Gilten, Zinsen und Zehnten an die Witwe von Sigmund Hendel von Goldrain um 10.253 fl n. Vermerk: Für diese Summe kaufte das Kloster Steingaden, die Güter in Marling und Algund, den Sennhof für 1038 fl, Warthhof für 2125 fl, Oberherzogenhube und Gandtgut (Töllhof) für 1210 fl, Hilblhof für 1420 fl, Plathhof für 1257 fl, Pfofen- oder Biedermanngut für 1312 fl sowie mehrere Weingärten.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 82 1576.

Kartheinhof, Kartheingut

Angaben zur Historie:

Spätmittelalterlicher Bau mit Freitreppe, gewölbtem Gang und marmorgerahmter Spitzbogentür zur tonnengewölbten Küche, ober der Tür befindet sich ein Wappenstein von 1723, die Stubentäfelung ist von 1855.

Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.

Der Kartheinhof in Tschars Großgasse 13 existiert noch und ist als Bau-
denkmal unter Schutz gestellt.

Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.

Besitznachweisungen:

(1183) Herzog Welf (VI.) bestätigt und erneuert auf Bitten von Probst Konrad die Schenkung des Gutes in Tschars.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I), Band 1, Nr. 408 Seite 209.

(1188) Herzog Friedrich von Schwaben bestätigt in Gegenwart von Herzog Welf (VI.) dem Kloster Steingaden das von Herzog Welf (VI.) geschenkte Gut in Tschars.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I), Band 1, Nr. 486 Seite 233.

(1396) Ludwig von Trumbsberg bekennt öffentlich mit diesem Brief, dass Probst Johannes von Steingaden ihm und seinen Erben eine Hube in Tschars als Leibgeding verliehen hat, die er als getreuer Gutsbaumann bebauen und halten soll und er in den nächsten drei Jahren auf dem Steinacker einen Weingarten anlegen soll.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 24 1431 April 16.

(1530) Urban Kartheiner zu Tschars, Gericht Kastellbell und seine Frau Anna empfangen von Martin Goldschmid, Pfarrer zu Tschars, im Namen des Klosters Steingaden 70 fl rheinische Münze für zwei Teile des Getreidezehnten von 4 Juchart Acker, die Thönig Huober zu Tschars bebaut und 2 Juchart Acker des Aichholz Gutes, die Paul Aichholzer bebaut. Ferner zinsen sie jährlich aus den Weingärten vom Kartheinhof, der dem Kloster Steingaden gehört, 1 Yhrn guten weissen Wein.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 50
1530 Dezember 23, Register-Nr. 17 1311 März 25 und Register-Nr. 17a 1312 März 3.

Pfarrwiddum

Angaben zur Historie:

Denkmalgeschütztes Gebäude, Klostergasse 2, spätmittelalterlicher Bau, am Scheitel eines Spitzbogenportals im Erdgeschoss befindet sich die Jahreszahl 1492, es besitzt gewölbte Kellerräume und ebensolche Gänge im ersten Stock, in einem Raum sind noch Reste von Wandmalereien erhalten.
Südtiroler Landesverwaltung, Denkmalpflege, Monumentbrowser.

Besitznachweisungen:

(1273) Zum Pfarrwiddum gehörten neben dem Gebäude mehrere Äcker, Wiesen und Weingärten, wie der Weingarten „Frontenesche“, die Wiese „Buehel“, der Weingarten „Gereut“ und der Acker „Rayne“.
Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 13
1273 November 14.

(1362) Probst Berchtold und der Konvent des Klosters Steingaden stifteten auf Bitten ihrer Pfarrgemeinde in Tschars eine ewige Messe mit Kaplan für ihre Kapelle zu unserer Frau und geben dazu alljährlich 12 Mark. Davon sind 20 Pfund Geld aus dem Gerstgrasgut und ihr Zehent von Schnals, der aus 18 Mutt Roggen und 10 Mutt Gerste Meraner Maß besteht. Ferner auch 10 Pfund Geld aus ihrem Gut in Rateis und 7 Mark Geld aus ihrem Widdum zu Tschars.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 23,
am Sankt Zenotag 1362 Dezember 8.

Gut Vacerei, Vazeray, Valzeray, Valzrair

Angaben zur Historie:

Das Gut Valzrair in der Pfarrei Tschars befand sich ursprünglich im Besitze der Herren von Fronhoven [Frohnhofen], welche Dienstmannen

der Welfen aus dem Oberamt Ravensburg in Württemberg waren, die Nachfahren gaben sich später den Beinamen Valzeray. 1246 bzw. 1256 gelangte das Gut durch Schenkung durch Tuota (1246) sowie durch Christina von Valzeray (1256) in den Besitz des Klosters Steingaden, bezeugt wurde diese Schenkung durch ihren Bruder Bertoldo von Valzeray. 1273 schenkte Abt Witmar von Steingaden das Gut an Graf Meinhard von Tirol. Graf Heinrich von Tirol schenkte es 1326 dem Kloster Allerengelberg in Schnals. Angehörige des Geschlechtes mit dem Beinamen Valzeray erscheinen 1293 und zuletzt 1334 im Zusammenhang mit der Besetzung des Richters von Tschars (Vater und Sohn Egno von Valzeray).

Programm des Obergymnasiums zu Bozen 1902–1903, Prof. P.J.C. Rief, Beiträge zur Geschichte des Karthäuserklosters Allerengelberg in Schnals, Seite 43 und Zeitschrift Ferdinandeum Band 58 1914, Dr. E.H. von Ried, Vinschgauer Geschlechter des Namens von Galsaun, darin enthalten die Erwähnung eines Egno von Valzarey in Tschars, Seite 351–405.

Besitznachweisungen:

(1246 und 1256) Christina von Valzeray, Witwe Heinrichs von Wellenburg und Heinrich von Summerau, Schwester im Kloster St. Katharina in Augsburg, bestätigt mit Bezeugung ihres anwesenden Bruders Bertoldo von Valzeray in einer Urkunde vom 28. April 1256 die Schenkung ihres Erbanteiles am Gut Valzrair in Tschars samt den Eigenleuten an das Kloster Steingaden und bestätigt darin, dass ein Teil des Gutes schon 1246 durch ihre Tante Tuota von Valzeray dem Kloster geschenkt worden ist.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 6 1246 Mai 11 mit 1256 April 28.

Tscherns

Gemeinde mit den Ortschaftsbestandteilen Basling und Lebenberg, rund 7 km südwestlich von Meran, am rechten Ufer der Etsch zwischen Marling und Lana gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.



Abb.: 8 Biedermannhof in Tscherm (2019)

**Weinmair, Weinmannhof, Auf dem Thurn, Unterbayengut*, Pfosen-
gut, Pfestengut, Biedermanngut, Biedermannhof**

(* Unterbayen für Unterbayern = Niederbayern)

Angaben zur Historie:

Früheste bekannte Erwähnung des Weinmannhofes 1335, erste bekannte Erwähnung eines Biedermannhofes 1366.

Gemeinde Tscherm (Hrsg.), Tscherm, Dorfbuch, Höfegeschichte Seite 357.

Verkauf des Biedermannhofes 1726 durch Joseph Gloninger und Valtin Gruber an Martin Wenger und dessen Bruder Peter Wenger um den Preis von 2.400 fl. Eigentümer des Biedermannhofes ist 1777 Gregor Innerhofer. Das Biedermanngut besteht aus einer Behausung mit Stuben, Kuchl, zwei Kammern, Torggl, Keller und Ofenhaus, Stadl, Stallung, Backofen, Hof und Hofstatt, einen Wurz- oder Krautgarten mit etwas Reben belegt von 15 Quadratklafter, eine Wiese von 1545 Quadratklafter, eine Ackerfeld und Weinbau von 2125 Quadratklafter, ein Ackerfeld mit Reben besetzt von 289 Quadratklafter, einer Ackerfeld mit Reben besetzt von 193 Quadratklafter, einen Acker mit Reben besetzt von 1250 Quadratklafter, eine Weise von 71 Quadratklafter sowie mehrere Wiesen, der Gesamtwert wird auf 1.162 fl veranschlagt. Seit dieser Zeit ist das Biedermanngut im Eigentum der Familie Innerhofer, seit

1803 sogar unter dem gleichlautenden Namen Johann Innerhofer und wird heute noch als Weinhof mit Ferienwohnungen betrieben.

Gemeinde Tscherm's (Hrsg.), Tscherm's, Dorfbuch, Höfegeschichte Seite 356–362 und www.biedermannhof.it

Besitznachweisungen:

(1576) Aus dem Steingadener Repertorium geht hervor, dass nach dem 1576 durch das Kloster Steingaden erfolgten Verkauf der Pfarrei Tschars der Verkaufserlös von 10.253 fl für den Erwerb von mehreren Baurechten bzw. Grundherrschaften verwendet wurde, u.a. das Baurecht für den Biedermannhof für 1.112 fl.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 82 1576.

(1590) Abt Gallus und der Konvent des Klosters Steingaden erwerben von Helene Sprengler um 200 fl und 10 fl Leitkauf das Pfosen- oder Biedermanngut unterhalb von Lebenberg mit derselben Hofstatt, die vom Lebenberger Bach verschüttet worden ist. Mit Behausung, Stadel, Stallung und Torggl mit Äckern, Wiesen und Weingärten.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 121 1590.

(1714, 1715) Maria Elisabeth von Coreth zum Kolbenthurn verkauft im Auftrag von Abt Anton und dem Konvent des Klosters Steingaden an Franz Götsch und Dorothea, geb. Sonneburger, das Partellgut in Marling und das Pfosen- oder Biedermanngut in Tscherm's, Pfarrei Marling samt Zubehör um 4.600 fl und 40 fl Leitkauf.

Alois Auer: Register von 1934, bearb. n. d. Steingadener Repertorien, Register-Nr. 189 1714 November 5 und Register-Nr. 190 1715 Oktober 15.

Besitzungen der Benediktinerabtei Wessobrunn in Südtirol

Über die Gründung des Klosters Wessobrunn liegt keine schriftliche Quelle vor, da bei der Zerstörung Wessobrunns 955 durch die Ungarn sehr wahrscheinlich auch der frühe Handschriften- und Urkundenbestand vernichtet wurde. Erst bei der Wiederbegründung als Benediktinerkloster 1064/65 wurde aus mündlicher Überlieferung und Allegorien zur heilsgeschichtlichen Stellung des Klosters eine neue Gründungslegende erstellt, welche die 752 erfolgte Gründung dem zu dieser Zeit erst 11 Jahre alten Herzog Tassilo (III.) zuschreibt. Es existiert zwar noch ein Äbteverzeichnis aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, welche die Äbte bis zu Ulrich (I.)

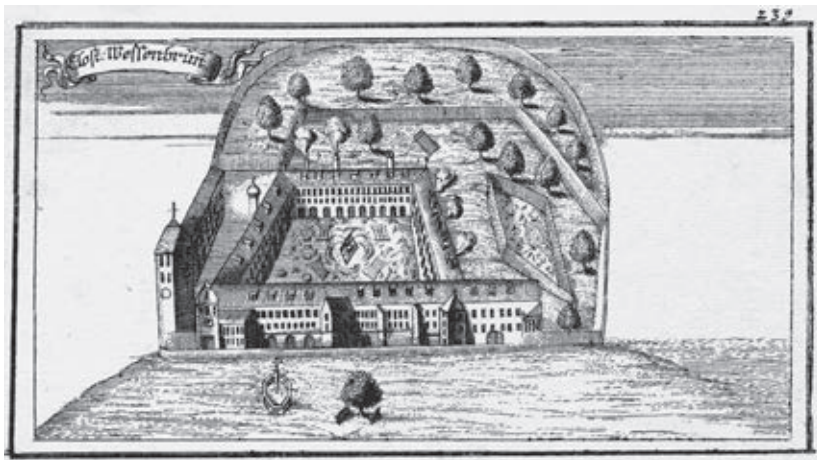


Abb.: 9 Kloster Wessobrunn um 1690 · Kupferstich Johann Ulrich Kraus

mit der Anzahl ihrer Sedenzzeiten (nicht mit den konkreten Jahreszahlen) aufführt, das allerdings voller Widersprüche ist. Demnach beginnt die Sedenzzeit des ersten und namentlich nicht bekannten Probstes um ca. 960. Konkret fassbar wird die Geschichte des Klosters im Grunde genommen erst mit der Bildung eines Frauenkonvents im Jahre 1100 bzw. mit einer Urkunde für Wessobrunn von Kaiser Friedrich (I.) vom 20. September 1155 über ein Urteil des Reichsgerichts, darin befreit Friedrich (I.) das Kloster Wessobrunn von Untervögten und gestattet ihm nach dem Tod des derzeitigen Vogtes Herzog Heinrich von Sachsen die freie Vogtwahl. Entsprechend ist die Bestandslaufzeit der Urkunden, Amtsbücher und Akten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv mit 1100 bis 1804 angegeben. Erstaunlich umfangreich ist die Überlieferung der Besitzungen des Klosters Wessobrunn über seine Tiroler bzw. Südtiroler Besitzungen. Die frühesten Besitzungen des Klosters Wessobrunn befanden sich in (Ratschings (1171), Riffian (1181), im Dorf Tirol (1181), in Lana (1182) und in Siebeneich (1181). Im 13. Jahrhundert folgten Besitzungen in Bozen (1218), Gries bei Bozen (1226) und Lana (1298). Mit weiteren Erwerbungen im 16. und insbesondere im 17. Jahrhundert wurde Gratsch (Meran) schließlich zum bedeutendsten Weinbaustandort des Klosters Wessobrunn. Zum Zeitpunkt der Säkularisation 1803 besaß das Kloster Wessobrunn noch zwei Güter in Gratsch (Meran). Die Verwaltung der Südtiroler Weingüter übernahmen hauptsächlich Prokuratoren oder Fak-

toren vor Ort, die jedoch durch regelmäßige Besuche von Wessobrunner Konventualen oder zum Teil durch Äbte kontrolliert wurden.

Bozen

Bereits unter Abt Adelmar soll das Kloster Wessobrunn zwischen 798 bis 830 Weingüter in der Nähe von Bozen erworben haben.

Andrian-Werburg, Irmtraud von: *Germania Sacra*, Neue Folge 39. Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz. Das Bistum Augsburg. 2. Die Benediktinerabtei Wessobrunn. Walter de Gruyter, Berlin und New York 2001, Seite 255.

Bozen, Gries

Gries, Katastralgemeinde, seit 1925 Stadtteil von Bozen, Bezirksgemeinschaft Bozen.

Engelsburgerhof

Besitznachweisungen:

(1278) Erwerb des Engelsburger Hofes in Gries.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-1a 1278.
Weitere Aufzeichnungen des Klosters Wessobrunn nicht bekannt.

Sonstige Besitznachweisungen:

(1226) Erwerb einer namentlich nicht genannten Hube mit Weingärten in Gries durch Reinpret von Gerenstein für 27 Silbermark.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-3a 1226.

(1227) Reinpret von Gerstein verkauft dem Kloster Wessobrunn einen Hof zu Gries.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I): Band 2, Nr. 888, 1227 April 1.

(1261) Dietrich von Pflugdorf verleiht als Vertreter des Abtes einen Hof in Gries zu Erbrecht für ein Fuder Wein jährlich.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W-31 1261.

(1278) Abt Werner von Wessobrunn sendet die Mönche Konrad und Ulrich nach Gries, um den Besitz an einen Berthold zu verleihen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-34 1278.

(1443) Im Salbuch wird für eine nicht nähere bezeichnete Besitzung eine Gilt von 2 Pfund Berner Pfennig aufgeführt.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-17/49 Folio 88 Rückseite 1443.

(1499) Ab dieser Zeit sind keine Einnahmen von Zinsgeldern oder Erwerbungen des Klosters Wessobrunn in Gries nachweisbar, wie auch aus der Bemerkung *nihil valent* im Archivverzeichnis von 1499 hervorgeht.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-1a Folio 43
1499

Kuens

Gemeinde Kuens mit den Ortschaftsbestandteilen Ober- und Unterkuens, 3 km nördlich von Meran, am rechten Ufer des Passeiertales gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Hilbenhof, Unterer Tschaupphof, Tschaupphof, Tschaupp

Angaben zur Historie:

Denkmalgeschütztes Anwesen, Rundbogentür, tonnengewölbte Labe und Küche, Stube mit Feldergetäfel von 1837, am Giebelbalken befindet sich die Jahreszahl 1781.

Südtiroler Landesverwaltung, Monumentbrowser.

Besitznachweisungen:

(1181) Graf Heinrich (I.) von Tirol gibt zum Seelenheil seines Bruders Bertold (Reg. 1165–1180) dem Kloster Wessobrunn das Weingut Unterdossier in Riffian und den Hilbenhof (unterer Tschaupphof) in Kuens.

Albert Jäger: Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, Band I, Verlag Wagner, Innsbruck 1881, Seite 348–349.

(1332) Das Kloster besitzt zu dieser Zeit bereits zwei Höfe, den Rempenhof (Riffian) und den Tschaupphof (Kuens), von denen einer während der Wimmel als Herberge diente.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W 16/1 Folio 137 1332

(1371) Konrad von Windeck verleiht als Bevollmächtigter des Klosters Wessobrunn den Tschaupphof an der Leiten an Heinrich Hülber.

(1380) Erwähnung eines Konrad Hulber auf dem Tschaupp- oder Hilbenhof.

(1728) Erwähnung des unteren Tschaupp- oder Hilbenhofes.

Josef Tarneller, Hofnamen, Heft 1892–93, Seite 42, 2. Abschnitt.

(1718) Die beiden Höfe in Kuens und Riffian werden 1718 für 580 fl zugunsten von Weingärten in Gratsch verkauft.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1718 September 18.

Lana

Auskunft von Simon Peter Terzer (Lana): Marktgemeinde Lana, rund 6 km südlich von Meran, bestehend aus den Katastralgemeinden Lana und Völlan (erst 1929 zu Lana eingemeindet), mit den Fraktionen Ober-, Mitter- und Niederlana sowie den Bergweilern Ackpfeif (gehört zu Niederlana) und Pawigl (gehört zu Oberlana).

Hof bei dem Bach, Greifenthurn, Goldegger Turm.

Besitznachweisungen:

(1181) Gertrud von Lichtenstein von Siebeneich schenkt mit Zustimmung ihres Mannes Konrad und ihrer Söhne dem Kloster Wessobrunn durch die Hand von Graf Heinrich (I.) von Tirol zur Ausstattung zweier in Wessobrunn lebender Töchter einen Hof in Oberlana. Tiroler Urkundenbuch (TUB I) Nr. 393 Seite 196.

(1443) Von dem Hof wurden 4 Yhrn Wein geliefert.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-16/1 Folio 137 Rückseite 1443.

(1507) Johann Kungster vermachte dem Kloster eine jährliche Abgabe von 1 Yhrn Wein, wofür ihm eine ewige Jahrtagsmesse gehalten werden soll.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1507 September 24. Weitere Aufzeichnungen des Klosters Wessobrunn nicht bekannt.

Lenzerhof, Lenzerhof, Pallgut, Ballgut

Angaben zur Historie:

Erwähnung eines Lenzerhofes 1298 in Niederlana (später auch Pallgut bzw. Ballgut genannt) als ein halber Hof im Besitz des Klosters Wessobrunn.

Irmtraud von Andrian-Werburg, Benediktinerabtei Wessobrunn, 2001, Seite 282

Abt Ulrich von Wessobrunn verleiht dem Herrn von Brandis den Lenzer Hof, Erwähnung 1318.

Abt Werner von Wessobrunn verkauft 1357 an Randold von Brandis den Lenzerhof, der ein halber Hof ist.

Der Hof wird 1435 als Lenzerhof und 1470 als Pallgut bezeichnet.

Ein Paul Lenzer wird 1658 als Pächter des Pallgut erwähnt.

Josef Tarneller, Hofnamen, Heft 1896–97, Seite 132, Nr. 39 und Bernhard Wurzer, Lana – Vergangenheit und Gegenwart, Gütergeschichte der Klöster, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.)1985, Seite 280.

Heute befindet sich an dieser Stelle das Hotel Ballguthof, Brandisweg 2 A.

Interneteintrag in www.ballguthof.it

Besitznachweisungen:

(1318) Der Lenzerhof wurde bei einer Verleihung als *capiosum ac fertile praedium* [Eigentumserwerb eines fruchtbaren Gutes] bezeichnet.

Stiftsarchiv Stams, Signatur K.XIX, 1318

(1722) Die dem Kloster Stams zustehende Zinsleistung von 14 Yhrn Most wurde vom Kloster Wessobrunn 1722 mit 300 fl abgelöst.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1722 Oktober 16

(1725) Der Besitz geht an das Kloster Wessobrunn im Tausch mit dem Kloster Stams gegen Wessobrunner Güter im Inntal.

Stiftsarchiv Stams, Signatur K.LXIX, 1725.

Meran, Gratsch

Gratsch, Katastralgemeinde, Fraktion der Stadtgemeinde Meran, nordwestlich von Meran, am Fuße des Burghügels von Schloß Tirol gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Glatzengut, Glatzenhof, Glatzhof, Wessobrunnerhof

Angaben zur Historie:

Jakob Waldner erwarb 1806 den Glatzenhofes und übergab in 1818 an seinen Sohn Peter Waldner, der von 1836 bis 1938 Gemeindevorsteher von Gratsch war (gest. am 25.02.1877). Nachfolger wurde dessen Sohn Thomas Waldner. Dieser tauschte 1883 mit Peter Rohregger den Glatzenhof gegen das Gut „Zum Erzherzog Rainer“ in Obermais ein. Peter Rohregger verkaufte 1884 einige Grundstücke, baute die bestehenden Gebäude des Glatzenhofes zu einem Restaurationsbetrieb um und gab dem Gasthaus am Gratscher Fahrweg 9 den Namen „Wes-

sobrunn“. Neue Besitzerin wurde im September 1891 zu einem Kaufpreis von 30.000 Gulden die verwitwete Gräfin Klara von Bentinck, geborene Gräfin von Wedel, aus Hessen. Nach dem Tode von Clara von Bentinck 1907 erbte den als Anstiz Wessobrunn bezeichneten Gasthof ihre Tochter, Gräfin Elisabeth von Bentinck. Unter dem faschistischen Regime in Italien wurde das Anwesen 1927 enteignet, in „Villa Pasubio“ nach einem Schlachtort im 1. Weltkrieg in den Vizentiner Alpen (Venetien) umbenannt und



Abb.: 10 Wessobrunnerhof in Meran, Gratsch (undatiert)

der Organisation zur Unterstützung italienischer Weltkriegsveteranen „Opera Nazionale Combattenti (ONC)“ als Unterkunft übergeben. Nach dem 2. Weltkrieg erwarb die Bäuerin Maria Aspmair vom Fügerhof in Tisens das Anwesen, 1947 übernahm das Anwesen die Erbengemeinschaft Mair-Aspmair-Holzner. 1970 wurde es von einer weiteren Erbengemeinschaft gekauft, die aus Bartholomäus Mair, Rosa Blaas, geb. Mair, Philomena Aspmair, Rosa Aspmair, Maria Aspmair, Hermann Aspmair, Eduard Holzner, Rosa Holzner, Johann Holzner und Hermann Holzner bestand. Kurze Zeit später wurden Bartholomäus Mair, Karl Mair, Erich Mair und Otto Mair Besitzer des Anwesens. Ab November 1971 war Erich Mair alleiniger Besitzer des Anwesens. Das Anwesen besteht nicht mehr, der alte Hof wurde abgebrochen und an gleicher Stelle ein Hotelneubau errichtet.

Aufzeichnungen von Konrad Hölzl und Publikation von Hans H. Reimer, Es waren Fremde, 100 luttrische Pioniere des Weltkurorts Meran im 19. und 20. Jahrhundert, Studien Verlag Innsbruck 2019, Seite 216–220.

Besitznachweisungen:

(1327) Vom Hof zu Gratsch hat Pfarrer Greymolt [Witwer, der nach dem Tode seiner Ehefrau Priester wurde] von St. Peter bei Schloß Tirol und seine beiden Söhne im Jahre 1327 als Leibgeding dem Kloster Wessobrunn 4 Yhrn Wein zu geben.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W-70 1327.

(1330) Pfarrer Greymolt von St. Peter stiftet dem Kloster eine Torggl neben dem Wessobrunner Hof in Gratsch, von deren Einkünften an jedem Samstag eine Seelenmesse für ihn in der Marienkapelle gehalten werden soll.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W-77 1330.

(1359) Die Einkünfte aus dieser Torggl betragen 5 Pfund Berner Pfennige, die der Oblay [Pfarrgemeinde] zustanden.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W-117 1359.

(1583 und 1589) wurde das Glatzengut durch Zukäufe vergrößert.

(1603) Verzeichnis des Klosters über den Verkauf von 4 Tagmahd Wiesen und 14 Starland Äcker in Gratsch.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-802/4 Faszikel 1603 (Bestellsignatur Kloster Wessobrunn Amtsbücher und Akten 419).

(1699, 1716, 1719) Weitere Erwerbungen von Weingärten und des Wasserrechtes an einer Quelle.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1583 September 25, 1589 Januar 14, 1699 Januar 19, 1716 November 28, 1718 Dezember 18, 1719 Januar 1.

(1721) Bestandsverzeichnis der Weingärten des Glatzengutes: Lanacker, Prantner (gekauft für 4.800 fl), Tobelwiese und Obstangerl mit einer Gesamtfläche von 63 Starland Weingärten und 10½ Tagmahd Wiesen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W 802/4 1721, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn Amtsbücher und Akten 428 (Laufzeit 1719–1798).

(1725) Tausch der Inntalgüter gegen Weingärten bei Gratsch und St. Peter mit dem Kloster Stams.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1725 März 7.

(1731) Im Jahre 1731 werden noch einige Güter erworben, ohne nähere Beschreibung.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1731 Januar 20.

(1734) Kauf einer Weise zur Abrundung der Güter beim Glatzenhof, genannt die Glatzenhofweise.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W 802/4 1721, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn Amtsbücher und Akten 445 (Laufzeit 1734).

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für den Glatzenhof durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 9.710 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

(1806) Verkauf des Glatzenhofes durch die kgl. Finanzdirektion des Eisacktales in Brixen am 5. Dezember 1806 an Jakob Waldner von Gratsch für 10.500 fl zusammen mit einem Ökonomiegebäude und einem Garten sowie dem Hausacker von 18 Starland, einem Getreideacker von 6 Starland, einem Weingarten genannt „kleiner Saistl“ mit 1½ Starland, einem Weingarten genannt „größerer Saistl“ mit 2 Starland sowie den Weingärten genannt „Rebackerle“ mit 4 Starland, „Speltenackerberg“ mit 1 Starland, „Lacknerberg“ mit 9 Starland und „Trukenperl“ mit 2¾ Starland und den Wiesen genannt „Kreuzwiese“ mit 4¾ Tagmahd, „Tobelwiese“ mit 7¾ Tagmahd und „Langwiese“ mit 4½ Tagmahd.

Staatsarchiv München: Bestand Landesgubernium Innsbruck, Rechnungen Grau, Signatur 26620.

Gassenweingut, Gassenhäusl, Gassengut

Besitznachweisungen:

(1766) Erwerb des Gassenweingutes bzw. Gassengutes in Gratsch am 7. Dezember 1766 vom Kloster Stams für 5.000 fl und 1.000 fl Zehentablösung.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-802/4, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn Amtsbücher und Akten 447 (Laufzeit 1766–1767) und KU-W 1767 Februar 23.

(1779) In den Rustikalfassionen für Gratsch werden zwei Wessobrunner Weingüter genannt, das Gassengut und das Glatzengut.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr. 17, Rustikalsteuerkataster Gratsch 1779.

(1795) Das Kloster Wessobrunn versteuert vom Glatzengut mehr als vom Gassengut.

Josef Tarneller, Hofnamen, Ausgabe 1909, Seite 146.

(1805) Güterbewertung und Feststellung des Wertansatzes für das Gassengutes durch die Kommission des Landesgouvernements Innsbruck mit 4.785 fl Tiroler Landeswährung.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102 Faszikel 8 Nr.135 Korrespondenzen 1801–1816.

(1806) Verkauf des Gassengutes durch die kgl. Finanzdirektion des Eisacktales in Brixen am 5. Dezember 1806 an Jakob Waldner von Gratsch für 5.600 fl, zusammen mit einem Stadel, einer Stallung, einem Hausgarten mit 19 Klaftern, einem Weingarten neben dem Hof mit 30 Starland und einen Acker genannt „Sommerland-Ackerl“ mit 2 Starland.

Staatsarchiv München: Bestand Landesgubernium Innsbruck, Rechnungen Grau, Signatur 26620

Muthlehengut

Besitznachweisungen:

(1699) Kauf des Muthlehengutes.

(1721) Verkauf des Muthlehengutes für 3.100 fl und 900 fl Leitkauf.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-802/4, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn, Amtsbücher und Akten 423 (Laufzeit 1698–1721).

Sonstige Besitznachweisungen:

(1718) Kauf der Pföstlschen und der Prantnerischen Weingüter, genannt Raut mit 7 Starland und Landsacker mit 10½ Starland.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-802/4, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn, Amtsbücher und Akten 426 (Laufzeit 1718–1728).

(1725) Tausch der Inntalgüter des Klosters Wessobrunn gegen Weingüter bei Gratsch mit dem Kloster Stams.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1725 März 7.

Meran, Mais

Mais, Katastralgemeinde, Ober- und Untermais (ältere Bezeichnung Niedermais, ab 1660 vermehrt Untermais, ab 1817 nur noch Untermais-Josef Tarneller Hofnamen, Ausgabe von 1909 Seite 289 und Egon Kühbacher, Ortsnamen, Seite 495) sind Fraktionen der Gemeinde Meran, Stadtteil von Meran, am linken Ufer der Passer, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Besitznachweisungen:

(1590 und 1591) Erwerb der Langen Wies von David Sumer aus Mais.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, KU-W 1590 2. Oktober und KU-W 1591 Oktober 15.

(1603) Verzeichnis der Güter mit 4 Tagwerk Wiesen und 14 Starland Acker.
Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-802/4, Bestellsignatur Kloster Wessobrunn, Amtsbücher und Akten 419 (Laufzeit 1603).

(1777) Die Langen Wies ist noch im Besitz des Klosters Wessobrunn.
Südtiroler Landesarchiv Bozen, Bestand Steuerkataster, SK Meran Nr.12, Rustikalsteu-
erkataster 1777.

Ratschings, Mareit

Fraktion der Gemeinde Ratschings, Einzelgehöft, Bezirksgemeinschaft Wipptal.

Besitznachweisungen:

(1171) Ulrich von Antdorf übergab am Begräbnistag seiner ermordeten Brüder dem Kloster das Gut in Mareit unter Vorbehalt der Vogtei.
Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-3a Folio 76 1171.
Anmerkung: Das Urkundenregister enthält über Mareit nach 1171 keine Eintragungen mehr, weitere Erwähnungen nicht bekannt.

Riffian

Gemeinde Riffian mit den Fraktionen Riffian und Vernuer, rund 4 km nordöstlich von Meran, am rechten Ufer der Passer, am Ausgang des Passeiertales gelegen, Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt.

Unterdosser, Rempenhof, Remphof

Besitznachweisungen:

(1100–1127) Die Brüder Adalbert und Reinbert von Rott [Oberbayern] übergeben ein Gut in Riffian.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-3 1100-1127.

Besitzungen

(1175) Gisilbert von Riffian tauscht mit Probst Gerung vom Kloster Wessobrunn Felder in Riffian.

Tiroler Urkundenbuch (TUB I), Band 1, Nr. 344.

(1181) Graf Heinrich von Tirol gibt zum Seelenheil seines Vaters Bruders (Reg. 1165–1180) dem Kloster Wessobrunn das Weingut Unterdosser in Riffian und den Hilbenhof (Tschaupphof) in Kuens.

Albert Jäger: Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, Band I, Verlag Wagner, Innsbruck 1881, Seite 348-349.

(1332) Das Kloster Wessobrunn besitzt zu dieser Zeit bereits zwei Höfe, den Rempenhof (Riffian) und den Tschaupphof in Kuens, von denen einer während der Wimmel als Herberge diente.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-16/1 Folio 137 1332.

(1443) Der Beständer des Guts in Riffian musste neben der jährlichen Zinsabgabe auch für die Übernachtung und Verpflegung des Abtes oder seiner Vertreter bei der Wimmel aufkommen.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Archivische Altsignatur KL-W-16/1 Folio 137 1443.

(1718) Die beiden Höfe in Kuens und Riffian werden 1718 für 580 fl zugunsten von Weingärten in Gratsch verkauft.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: KU-W 1718 September 18.

Siebeneich

Fraktion der Gemeinde Terlan, rund 3km südöstlich von Terlan, an der Einmündung des Etschtales in den Bozner Talkessel gelegen, Bezirksgemeinschaft Überetsch-Unterland.

Großkornell, Cornell, Karnellhäusl, Ansitz Karnell, Cornellenhof, Kornell

Angaben zur Historie:

Der Hof Großkornell war das Erbgut von Gertrud von Lichtenstein, einer Ministerialin des Grafen von Tirol. Sie übergab im 12. Jahrhundert den Hof aus Liebe zur ihren beiden im Kloster Wessobrunn lebenden Töchtern. Der Hof war in späterer Zeit in den Besitz des Klosters Polling gelangt, wie ein Eintrag im Zinsregister des Klosters Polling von 1534 belegt.

Albert Jäger: Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, Band I, Verlag Wagner, Innsbruck 1881, Seite 348–349.

Besitznachweisungen:

(1181–1190) Gertrud von Lichtenstein schenkt dem Kloster Wessobrunn den Hof Großkornell.

Albert Jäger: Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, Band I, Verlag Wagner, Innsbruck 1881, Seite 348–349.

Schlusswort

Im Grunde genommen ist der Anreiz, einen Beitrag in zwei Teilen über die in Südtirol liegenden früheren Besitzungen der vier genannten ehemaligen Klöster im Landkreis Weilheim-Schongau für das Jahrbuch Lech-Isar-Land beizusteuern, auf einen Zufallsfund in einer über 30 Jahre alten Jahrbuchausgabe des Heimatverbandes zurückzuführen. Karl Heiserer aus Wien veröffentlichte im Jahrbuch Lech-Isar-Land 1989 einen Beitrag unter dem Titel „Klosterwein aus dem Etschland – Neue Quellen zu den Südtiroler Weingütern der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn“. Anders als die Überschrift vermuten lässt, handelt es sich nicht um eine Schilderung des Weinanbaues der genannten Klöster in Südtirol, sondern um einen aufschlussreichen Bericht der Kommission des Landesgouvernements Innsbruck im Auftrag der österreichischen Staatsdomänenverwaltung Wien in den Jahren 1802 bis 1816, die sich mit der Erfassung und Schätzung von Besitzungen ausländischer Eigentümer und damit auch der bairischen Klöster in Südtirol befasste. Die Angaben der Innsbrucker Kommission über die früheren Besitzungen der auf dem Gebiet des heutigen Landkreises Weilheim-Schongau bis 1803 bestehenden Klöster waren letztlich der ausschlaggebende Impuls, ein besonderes Kapitel bairisch-tirolischer Geschichte mit Bezug zum



Abb.: 11 Weingut Kornell in Siebeneich

Landkreis Weilheim-Schongau näher zu beleuchten, dem eventuell noch weitere Beschreibungen von Südtiroler Besitzungen einzelner Klöster folgen werden.

Forschungen zu Publikationen von orts- und regionalgeschichtlichen Themen und die dazu nötigen Quellenrecherchen sind mir als ehemaligen Leiter eines Stadtarchivs durchaus vertraut. Das vorliegende Thema bedeutete für mich eine gewisse Herausforderung und ein Schritt in absolutes Neuland, erforderte es doch die Auseinandersetzung mit archivfachlichen, historisch-rechtlichen, quellenkundlichen und landesgeschichtlichen Fragestellungen zu Vorgängen in einem anderen Land. Aufgrund der wechselvollen Geschichte des Landes Südtirol befinden sich alleine die grundlegenden schriftlichen Quellen zu diesem Thema in verschiedenen staatlichen Einrichtungen, wie dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, dem Österreichischen Staatsarchiv Wien und dem Südtiroler Landesarchiv Bozen, ganz abgesehen von den schriftlichen bzw. gedruckten Quellen in Südtiroler Kommunalarchiven sowie den gedruckten Quellen in der Staatsbibliothek München, der Bibliothek des Museums Ferdinandeum Innsbruck und der Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann Bozen. Trotz akribischer Recherchen ist mir durchaus bewusst, dass ich die Besitzungen wahrscheinlich nicht vollzählig und lückenlos nachweisen konnte. Als nicht in Südtirol lebender Auswärtiger gehört es geradezu zur Natur der Sache, dass mir vermutlich auch Verwechslungen oder Irrtümer unterlaufen sind. Alles in allem hoffe ich aber, dass ich die Geschichte über ehemalige Besitzungen altbairischer Klöster so genau und umfassend wie möglich darstellen und die Leser vielleicht auch zu einem Urlaubsaufenthalt im schönen Südtirol mit Wanderungen auf den Spuren ehemaliger Klostergüter anregen konnte.

Es liegt auf der Hand, dass die Erforschung und Ausarbeitung von weit zurückliegenden Rechts- und Besitzverhältnissen, noch dazu auf ausländischem Terrain, nicht ohne die Unterstützung durch Auskünfte und Quellenhinweise Dritter und hier vor allem aus Südtirol zu bewerkstelligen ist. Daher möchte ich auf diesem Wege allen ein herzliches Dankeschön sagen, die meine Arbeit durch ihre hilfreichen Auskünfte, Informationen, Quellenhinweise oder mit Bildmaterial unterstützt haben. Zu danken habe ich für die wertvolle Hilfe Herrn Magister Simon

Peter Terzer, Historiker und Archivar aus Lana, Frau Dr. Christine Roilo, Amtsdirektorin des Südtiroler Landesarchives Bozen, Frau Marianne Hofer, Bezirkschronisten für die Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt, Herrn Hans Pircher, Ortschronist für die Gemeinde Marling, Frau Annamaria Nagler-Marchetti vom Weingut Lacknerhof in Siebeneich und Frau Cornelia Pechlaner vom Weingut Kornell in Siebeneich, Herrn Matthäus Schölzhorn sowie Herrn Wolfgang Ausserer vom Antiquariat Unterberger in Meran, Herrn Magister Christoph Ampferer von der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen Ferdinandeum in Innsbruck, Herrn Dr. Siegfried de Rachewiltz vom Landwirtschaftsmuseum Brunnenburg in Dorf Tirol, Frau Alexandra Scharmüller und Herrn Dr. Manfred Hörner vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, Frau Claudia Mannsbart vom Staatsarchiv München, Herrn Konrad Hölzl, ehemaliger Vorsitzender des Vereins Wessofontanum in Wessobrunn und meinem Freund und Berufskollegen Dr. Gerhard Neumeier vom Stadtarchiv Fürstenfeldbruck.

Anlagen zum 2. Teil – Jahrbuch 2023

Alte Maßeinheiten

Traditionelle Maßeinheiten in Tirol bzw. Südtirol

Flüssigkeitsmaße

Fuder

Meran bis 1770: 1 Fuder = 7 Yhrn = 552,44 l

Bozen bis 1770: 1 Fuder = 8 Yhrn = 622,48 l

Yhrn

Meran bis 1770 = 1 Yhrn = 78,92 l

Bozen bis 1770 = 1 Yhrn = 77,81 l

Tirol einheitlich ab 1770 = 1 Yhrn = 78,41 l

Pazeide

Meran bis 1770 = 1 Pazeide = 9,86 l

Bozen bis 1770 = 1 Pazeide = 9,73 l

Hohl- bzw. Trockenmaße

Kornstar

Meraner Kornstar bis 1770 = 1 Kornstar = 31,7 l

Tiroler Kornstar bis 1770 = 1 Kornstar = 30,57 l

Tiroler Kornstar einheitlich ab 1770 = 43,85 l

Mutt (im Vinschgau gebräuchlich)

1 Vinschgauer Mutt = 47,55 l, entspricht 1½ Meraner Kornstar

Holzklafter

1 Holzklafter = 7,219 m³

Längenmaße

Klafter

1 Klafter Bozener Maß = 2,015 m

1 Klafter Innsbrucker Maß = 2,004 m

1 Klafter Wiener Maß einheitlich ab 1770 = 1,896614 m

Tagmahd oder Mannmahd

1 Tagmahd/Mannmahd = 53,724 m

Juchart

1 Juchart = 1,751 m

Graber oder Manngraber

1 Graber / Manngraber = 24,678 m

Starland

1 Starland = 28,678 m

Flächenmaße

Klafter

Bozner Maßeinheit bis 1770: 1 Quadratklafter = 4,06 m²

Innsbrucker Maßeinheit bis 1770: 1 Quadratklafter = 4,02 m²

Wiener Maßeinheit einheitlich ab 1770: 1 Quadratklafter = 3,60 m²

Tagmahd oder Mannmahd

1 Tagmahd / Mannmahd = 2.886,27 m²

Juchart

1 Juchart = 3,07 m²

Graber oder Manngraber

1 Graber / Manngraber = 609 m²

Starland

1 Starland = 822,42 m²

Heute in der Landwirtschaft gebräuchliche Flächenmaße: Hektar (ha),
Ar oder Quadratmeter (m²) 1 ha = 100 Ar = 10.000 m²

Quellenverweis

Schriftliche Quellen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Bestand Kloster Wessobrunn, Klosterurkunden:

KU-W 1261, KU-W 1327, KU-W 1330, KU-W 1331, KU-W 1359, KU-W 1443, KU-W 1507 September 24, KU-W 1523 Oktober 19, KU-W 1524 Mai 2, KU-W 1537 Mai 18, KU-W 1583 September 25, KU-W 1589 Januar 14, KU-W 1590 Oktober 2, KU-W 1591 Oktober 15, KU-W 1699 Januar 19, KU-W 1716 November 28, KU-W 1718 Dezember 18, KU-W 1719 Januar 1, KU-W 1722 Oktober 16, KU-W 1725 März 7, KU-W 1731 Januar 20, KU-W 1756 Mai 24, KU-W 1767 Februar 25, KU-W 1789 Juni 22.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Bestand Kloster Wessobrunn, Klosterliteralien (Archivische Altsignaturen bzw. Bestellsignaturen):

KL-W-3 1100-1127, KL-W-1a 1171-1499, KL-W-3a 1226, KL-W-34 1278, KL-W-16/1 1332-1443, KL-W-16/49 Folio 88 Rückseite 1443, KL-W-17/49 1443, KL-W-31/2 1530, KL-W-50 1616 Folio 159 Rückseite, KL-W-802/4 Faszikel 1603, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 419, KL-W-802/4 Faszikel 1667-1776, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 421, KL-W-802/4 Faszikel 802/4, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 423, KL-W-802/4 Faszikel 1718-1728, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 426, KL-W-802/4 Faszikel 1718-1750, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 427, KL-W-802/4 Faszikel 1719-1798, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 428, KL-W-802/4 Faszikel 1498, 1597-1790, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 436, KL-W-802/4 Faszikel 1734, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 445, KL-W-802/4 Faszikel 1766-1768, Bestellsignatur Amtsbücher und Akten 447.

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Staatskanzlei, Karton 8, Korrespondenzen 1799-1803

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Bestand Hofkammerarchiv, Staatsdomänenverwaltung, Domänen 102, Faszikel 8 Nr.135, Korrespondenzen 1801-1816.

Südtiroler Landesarchiv Bozen: Bestand Steuerkataster:

SK Bozen Nr.1, Rustikalfassionen Gries 1775, SK Bozen Nr. 1 Steuerbeschreibung Leifers 1773, SK Bozen Nr. 8 Rustikalsteuerekataster Stadt Bozen 1775, SK Bozen Nr. 9 Rustikalfassionen Zwölfmalgreien mit Haslach 1775, SK Bozen Nr.10 Rustikalsteuerekataster Zwölfmalgreien mit Haslach 1777-1780, SK Bozen Nr.11 Rustikalsteuerekataster Gries 1777-1780, SK Bozen Nr.12 Rustikalsteuerekataster Gries 1777-1780, SK Eppan Nr.1 Rustikalfassionen 1775, SK Eppan Nr. 2 Rustikalfassionen 1775, SK Meran Nr.1 Rustikalfassionen Algund 1775, SK Meran Nr. 2 Rustikalfassionen Gratsch 1779, SK Meran Nr. 12 Rustikalsteuerekataster 1777, SK Meran Nr. 25 Rustikalsteuerekataster Algund 1770-1780, SK Neuhaus-Terlan Nr.1 Steuerbereitung mit Viertel Siebeneich 1775, SK Terlan-Neuhaus Nr. 5 mit Nals Rustikalsteuerekataster 1777, SK Meran Nr. 26 Rustikalsteuerekataster Mais I 1779, SK Meran Nr. 27 Rustikalsteuerekataster Mais II 1779-1781, SK Stein unter Leberberg Nr. 1, Steuerbeschreibung 1697, SK Stein unter Leberberg Nr. 5 Rustikalsteuerekataster Tscherms 1777.

Staatsarchiv München: Bestand Landesgubernium Innsbruck Rechnungen Grau, Kataster Signatur 26620.

Stiftsarchiv Krems: Bestandssignaturen A. LXIX n.1 1343, K. XIX n.1 1318, K. LXX n.1 1343, K. LXX n.2-10 1443, K. LXXII n.5 1326, K. LXXV n.1 1550, 1592, K. LXXVI n.2 1679, K. LXXI n.5 1714.

Gedruckte Quellen

Auer, Alois: Bayerische Klöster als Grundherren im Etschland. I. Kloster Steingaden als Grundherr im Etschland, Urkunden und Regesten, bearbeitet nach den Repertorien des Klosters Steingaden, Verlag für Hochschulkunde, München 1934:

Nr. 1 1218 Dezember 6, Nr. 4 1233 November 20, Nr. 5 1241 Februar 6, Nr. 6 1246 Mai 11 und 1256 April 28, Nr. 7 1256 März 15

Nr. 8 1258 März 18, Nr. 9 1260 März 16, Nr. 9a 1260 Juni 9, Nr. 9b 1260 Juni 27, Nr. 10 1266 April 28, Nr. 10a 1266 April 29, Nr. 11 1267, Nr. 12 1272 Oktober 3, Nr. 13 1273 November 14, Nr. 14 1280 November 27, Nr. 15 1286 Januar 11, Nr. 16 1286 November 28, Nr. 16b 1297 Mai 10, Nr. 1713 11 März 25, Nr. 17a 1312 März 3, Nr. 18 1316 Mai 23, Nr. 19 1322 Mai 16, Nr. 20 1325 Mai 3, Nr. 21 1326 Dezember 6, Nr. 1338 April 27, Nr. 23 1362 Dezember 8, Nr. 24 1431 Juli 16, Nr. 25 1404 Dezember 28, Nr. 26 1412 März 21, Nr. 27 1431 April 16, Nr. 27a 1444 Januar 17, Nr. 28 1445 Dezember 4, Nr. 29 1451 November 23, Nr. 36 1491 Juni 16, Nr. 38 1491 Oktober 3, Nr. 39 1492 März 17, Nr. 40 1493 Februar 26, Nr. 41 1495 Oktober 20, Nr. 42 1496 Februar 3, Nr. 43 1501, Nr. 44 1503, Nr. 50 1530 Dezember 23, Nr. 51 1534 November 16, Nr. 53 1534 Februar 24, Nr. 55 1539 Januar 29, Nr. 56 1539 Januar 29, Nr. 59 1545, Nr. 60 1549 Januar 22, Nr. 64 1557 August 1, Nr. 66 1558 April 25, Nr. 68 1560 Januar 9, Nr. 72 1565 April 20, Nr. 73 1569 März 1, , Nr. 80 1574, Nr. 82 1576, Nr. 83 1577 Mai 10, Nr. 84 1577 September 24, Nr. 85 1577 Oktober 15, Nr. 86 1577, Nr. 87 1578 November 20, Nr. 88 1578 September 30, Nr. 90 1579 Juni 2, Nr. 93 1580 April 27, Nr. 94 1580 August 31, Nr. 97 1584 Oktober 25, Nr. 99 1586 Januar 28, Nr. 100 1586 Februar 1, Nr. 102 1586 März 6, Nr. 103 1586 Mai 5, Nr. 104 1586 Mai 6, Nr. 113 1598, Nr. 115 1590 Januar 4, Nr. 118 1590 Februar 5, Nr. 121 1590, Nr. 130 1609 Oktober 23, Nr. 131 1613 März 5, Nr. 132 1613 März 17, Nr. 134 1613 November 26, Nr. 136 1618 Januar 26, Nr. 145 1664 Mai 10, Nr. 147 1666 Oktober 16, Nr. 148 1669 April 24, Nr. 149 1675 April 15, Nr. 151 1677 Oktober 31, Nr. 158 1682 Februar 18, Nr. 163 1783 Mai 11, Nr. 170 1701 Januar 25, Nr. 171 1701 Februar 1, Nr. 172 1701 Mai 12, Nr. 173 1701 Mai 25, Nr. 174 1701 Juni 26, Nr. 179 1702 Juni 16, Nr. 183 1711 November 2, Nr. 185 1712 Dezember 16, Nr. 188 1714 November 5, Nr. 189 1714 Dezember 15, Nr. 190 1715 Oktober 15, Nr. 192 1717 Oktober 21, Nr. 193 1718 Juli 30, Nr. 194 1719, Nr. 195 1721 August 20, Nr. 198 1734 März 21, Nr. 199 1728 August 28, Nr. 201 1763 Dezember 11, Nr. 202 1766 Februar 8, Nr. 206 1784 Februar 3, Nr. 208 1803 Oktober 30, Nr. 209 1807 Juni 19, Nr. 210 1808 Oktober 4.

Höppl, Reinhard: Die Traditionen des Klosters Wessobrunn, Band 32, Teil 1, C.H. Beck Verlagsbuchhandlung, München 1984.

Huter, Franz: Tiroler Urkundenbuch (TUB I), I. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vinschgaues, Teilband 1, bis zum Jahre 1200, Historische Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1937.

- Huter, Franz: Tiroler Urkundenbuch (TUB I), I. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vinschgaues, Teilband 2, 1200 bis 1230, Historische Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1949.
- Huter, Franz: Tiroler Urkundenbuch (TUB I), I. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vinschgaues, Teilband 3, 1231 bis 1253, Historische Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck, 1957.
- Bitschnau, Martin und Hannes Obermair: Tiroler Urkundenbuch II (TUB II), II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Band 1, bis zum Jahr 1140, Tiroler Landesmuseum, Innsbruck, Druck Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2009.
- Bitschnau, Martin und Hannes Obermair: Tiroler Urkundenbuch II (TUB II), II. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals, Band 2, 1140 - 1200, Tiroler Landesmuseum, Innsbruck, Druck Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2012.
- Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Monumenta Boica, Band 6, 1766, 4. Monumenta Steingadensia, Band 7, 1766, 3. Monumenta Wessofontana.
- Österreichische Akademie der Wissenschaften: Historisches Ortslexikon. Statistische Dokumentation zur Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte von Südtirol. Wien 2016.
- Tarneller, Josef: Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. Veröffentlicht in den Programmen des k.k. Obergymnasiums in Meran, Selbstverlag des Gymnasiums, Heft 1892/93, Seite 13 bis 59 und Heft 1896/97, Seite 113 bis 160 sowie Heft 1897/98, Seite 160 bis 191.
- Tarneller, Josef: Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden der Meraner Gegend, Schnals, Passeir, Tschöggelberg, Sarntal, Gericht Neuhaus, Gericht Maienburg, Nons, Ulten und Martell, Archiv für österreichische Geschichte (Band 100), Verlag Holder, Wien 1909, Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, Bozen.
- Terzer, Simon Peter: Volltext der Höfenamen in den Gemeinden Lana und Völlen, Digitalisat, Lana 2010 aus Josef Tarneller, die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden Meraner Gegend, Schnals, Passeir, Tschöggel, Berg, Sarntal, Gericht Neuhaus, Gericht Maienburg, Deutschgegend auf dem Nons, Ulten und Martell, Archiv für österreichische Geschichte (Band 101), Wien 1911.

Literatur

- Andergassen-Obrist, Cornelia: Die Besitzungen Bayerischer Stifte und Klöster in Südtirol. Hausarbeit Geschichte, Universität Innsbruck 1978,
- Bibliothek der Tiroler Landesmuseen Ferdinandeum, Innsbruck.
- Andrian-Werburg, Irma von: Germania Sacra, Neue Folge 39. Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz. Das Bistum Augsburg, 2. Die Benediktinerabtei Wessobrunn, Walter de Gruyter, Berlin und New York 2001.
- Gemeinde Tschermers (Hrsg.): Tschermers, Dorfbuch mit Beiträgen zur Orts- und Heimatkunde, Tappeiner Verlag, Lana 1997.

- Haberkern, Eugen und Joseph Friedrich Wallach: *Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit*. Francke Verlag, München 1964, Band 1 und 2.
- Heiserer, Karl: *Klosterwein aus dem Etschland. Neue Quellen zu den Südtiroler Weingütern der Klöster Polling, Rottenbuch, Steingaden und Wessobrunn*, Jahrbuch Lech-Isar-Land 1989, Seite 25 bis 41.
- Heydenreuter, Reinhard, Wolfgang Pledl und Konrad Ackermann: *Vom Abbrändler zum Zentgraf, Wörterbuch zur Landesgeschichte und Heimatforschung in Bayern*, Volk Verlag, München 3. Auflage 2010.
- Hofmann, Sigfrid: *Ein Steingadener Weingut im schönen Südtiroler Land*, Jahrbuch Lech-Isar-Land 1976, Seite 194 bis 195.
- Jäger, Albert: *Geschichte der landständischen Verfassung Tirols*, Band I, Verlag Wagner, Innsbruck 1881, Seite 348 bis 349.
- Kiem, Maria: *1000 Jahre Algund, Gemeinde Algund* (Hrsg.), *Kloster Steingaden in Algund und die Grundherrschaft*, Seite 144 bis 148, Athesiadruck, Bozen 2005.
- Kühebacher, Egon: *Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte*. Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1991.
- Mahlknecht, Bruno: *Eppan – Geschichte und Gegenwart*, Gemeindebuch aus Anlaß der 1400-Jahr-Ersternennung des Namens Eppan im Jahre 590, Gemeinde Eppan (Hrsg.), Eppan 1990.
- Nabil, Osman: *Kleines Lexikon untergegangener Wörter, Wortuntergang ab dem 18. Jahrhundert*, Verlag C. H. Beck, München 4. Auflage 1983.
- Ortner, Johannes: *Flurnamen Quellen historischer Forschung Teil 8*, Meraner Stadtanzeiger, Nr. 9, 07.05.2010, Seite 34.
- Ortner, Johannes: *Schloss Rametz Geschichte und Geschichten rund um den Wein*, Meraner Stadtanzeiger, Nr. 21, 27.10.2016, Seite 3 bis 4.
- Raiffeisenkasse Marling (Hrsg.): *Dorfbuch Marling*, Raiffeisenkasse, Marling 1989.
- Reimer, Hans H: *Es waren Fremde. 100 luttrische Pioniere des Weltkurorts Meran im 19. und 20. Jahrhundert*, Studienverlag Innsbruck 2019, Seite 216 bis 220.
- Rottleuthner, Wilhelm: *Die alten Localmasse und Gewichte nebst den Aichungsvorschriften bis zur Einführung des metrischen Mass- und Gewichtssystems und der Staatsaichämter in Tirol und Vorarlberg*. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1883.
- Schmeller, Johann Andreas: *Bayerisches Wörterbuch*, R. Oldenbourg Verlag, München und Wien, 1983, Band 1 und Band 2.
- Staffler, Richard: *Die Hofnamen von Zwölftalgreien und Leifers*, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1952.
- Südtiroler Landesverwaltung, *Denkmalpflege, Monumentbrowser*.
- Tarneller, Josef: *Die Burg-, Hof- und Flurnamen der Marktgemeinde Gries bei Bozen*, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1924, Seite 37.
- Unterforcher, August: *Wie man in Tirol in früherer Zeit die Theile der Gemeinde oder die Gemeinden selbst benannte*, Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Dritte Folge, 41. Heft, Selbstverlag des Ferdinandeums, Innsbruck 1897, Seite 189 bis 216.

- Volkert, Wilhelm: Gebietsorganisation der Verwaltung, Eisackkreis mit sieben Landgerichten bis 1810, Seite 398 bis 399, Handbuch der Bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799 bis 1980, C. H. Beck Verlagsbuchhandlung, München 1983.
- Weber, Andreas Otto: Studie zum Weinbau der altbayerischen Klöster im Mittelalter. Altbayern, österreichischer Donauraum, Südtirol, Dissertation, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, Seite 39.
- Wurzer, Bernhard: Lana - Vergangenheit und Gegenwart, , Gütergeschichte der Klöster, Raiffeisenkasse Lana (Hrsg.)1985, Seite 261 bis 282.
- Zani, Karl Franz: 200 Jahre Pfarrei Girlan. Ein Dorfbuch und Quellenwerk. Pfarrgemeinderat (Hrsg.), Girlan 1987.

Auskünfte, Quellenhinweise und Bildmaterial:

- Herr Magister Christoph Ampferer, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen Ferdinandeum, Innsbruck
- Herr Konrad Hölzl, ehem. Vorsitzender Wessofontanum e.V., Wessobrunn.
- Frau Marianne Hofer, Bezirkschronistin für die Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt, Mölten.
- Frau Cornelia Pechlaner, Weingut Kornell, Siebeneich.
- Herr Hans Pircher, Ortschronist für die Gemeinde Marling, Marling.
- Herr Dr. Siegfried de Rachewiltz, Direktor des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg, Dorf Tirol.
- Frau Dr. Christine Roilo, Amtsdirektorin des Südtiroler Landesarchives, Bozen.
- Herr Matthäus Schölzhorn und Herr Wolfgang Ausserer, Antiquariat Unterberger, Meran..
- Herr Magister Simon Peter Terzer, Historiker und Archivar, Lana.
- Herr Oliver Voß, Jahreszeiten Verlag, Hamburg (vormals Merian-Hefte, Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg).

Bildnachweis

- Abb. 1: Kloster Steingaden, Chur Bayerischer Atlas, Stifte, Abteyen, Clöster, Kunst- und Buchhändler Peter Paul Bleul, Nürnberg 1690, Kupferstich Johann Ulrich Kraus.
- Abb. 2: Wartherhof in Algund, Relief mit Wappen des Klosters Steingaden an der Nordseite des Wartherhofes in Algund, Foto Bernhard Wöll
- Abb. 3: Wartherhof in Algund, Foto Bernhard Wöll
- Abb. 4: Töllerhof in Algund, Foto Bernhard Wöll
- Abb. 5: Bozen Musterplatz mit Pfarrkirche im Hintergrund 17. Jahrhundert, Merian Heft 11 10. Jahrgang 1957, Hoffmann und Campe Verlag Hamburg, jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.

- Abb. 6: Mals im Vinschgau, Foto Hermann Frass, Merian Heft 11 10. Jahrgang 1957, Hoffmann und Campe Verlag Hamburg, jetzt Jahreszeiten Verlag Hamburg.
- Abb. 7: Weingärten oberhalb Marling, Foto Bernhard Wöll
- Abb. 8: Biedermannhof in Tschermers, Foto Bernhard Wöll
- Abb. 9: Kloster Wessobrunn, Chur Bayerischer Atlas, Stifte, Abteyen, Klöster, Kunst- und Buchhändler Peter Paul Bleul, Nürnberg 1690, Kupferstich Johann Ulrich Kraus.
- Abb. 10: Wessobrunnerhof in Gratsch (Meran), Foto Konrad Hölzl
- Abb. 11: Weingut Kornell in Siebeneich, Foto Weingut Kornell
- Bild auf der Rückseite des Umschlages:
 Figur eines Südtiroler Saltners (Weinhüter) im Landwirtschaftsmuseum in der Brunnenburg, Dorf Tirol, Foto Bernhard Wöll

Berichtigungen zu Teil 1 Klöster Polling und Rottenbuch im Jahrbuch 2022:

Seite 32 und 56,

Korrektur zur Gemeindegliederung der Fraktion Forst: Forst war bis 1974 eine Fraktion der Gemeinde Marling, seit 1974 ist sie Teil der Gemeinde Algund.

Seite 52,

1218 Nutzungsrecht des Wassers aus dem Rumetzbach durch den Grafen Ulrich von Ulten für die Steingadener Güter in Haslach. Bei dem in der Urkunde vom Dezember 1218 genannten Ort handelt es sich nicht um den Bozener Ortsteil Haslach, sondern um den Meraner Ortsteil Hagen und bei dem durch Hagen fließenden Gewässer um den Noafbach (alte Bezeichnung Rumetzbach) und damit nicht um ein Gewässer und einen früheren Besitz des Klosters Steingaden in Bozen, Haslach.

Seite 55,

Korrektur bei den Angaben über den Platzhof bzw. Junghof: Das Gebäude besteht noch und ist als altes Spital heute ein Teil des Seniorenheimes „Stiftung Lorenzerhof“.

Seite 56,

Korrektur bei der Bezeichnung Stimelau: Eine Stimelau ist kein Weingarten und keine Bezeichnung für einen Boden von schlechter Qualität, sondern eine Aue, in der das Sammeln bzw. das sog. „Stimmeln“ von Erlenholz und Laub erlaubt war, im Etschtal daher meist eine Erlenau gemeint.

Seite 60,

Nachtrag der schriftlichen Quellen zum Kloster Rottenbuch: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Bestand Kloster Rottenbuch, Signatur KL-R-115, Faszikel, 1421 bis 1654.

Die Töchter des Johann Nepomuk von Ringseis, dem loyalen Staatsdiener, Arzt und Berater von vier bayerischen Königen im 19. Jahrhundert

Vor 200 Jahren machte sich der bairische Kronprinz Ludwig wieder einmal auf den Weg nach Italien. Als begeisterter Kunstfreund der Antike hatte er eine Vision. Dafür kaufte er schon seit Jahren am Entstehungsort die Werke, mit denen er sich als zukünftiger König in Stein verewigen und seinem Volk ein museales Denkmal setzen wollte: die Glyptothek.

Mit dabei war in Rom als sein Reisearzt erstmals Johann Nepomuk Ringseis, geboren als Gastwirtssohn 1785 im oberpfälzischen Schwarzhofen. Der hochbegabte und vielseitig interessierte Klosterschüler studierte Medizin



Abb. 1: Prof. Johann Nepomuk von Ringseis

und Philosophie an der Universität Landshut. Nach seinem Einsatz als Militärarzt der bayerischen Armee in Frankreich 1816 eröffnete er in München eine Praxis, mit der er sich in der Residenzstadt schon bald einen Namen machen konnte. An der Begeisterung des jungen Prinzen für Antike und Hellenismus war er nicht ganz unschuldig, hatte er doch dessen Vater Max I. Joseph den entsprechenden Lehrer empfohlen. So bestimmte der König 1817 den jungen Arzt für die dreimonatige Reise,



Abb. 2: Friederike von Ringseis

der seinen Anfang des Jahres erhaltenen Ruf als Professor an die medizinische Klinik in Würzburg daraufhin ablehnte. Als Kompensation erhielt er im August des Jahres die Ernennung zum Primärarzt am Allgemeinen Krankenhaus in München bei gleichzeitiger Beurlaubung für die italienische Reise mit dem Königssohn, bei der auch Sizilien erforscht werden sollte und ein Abstecher nach Griechenland geplant war. 1820 und 1823 wiederholen sich für Ringseis auf Wunsch von Ludwig die meist von Oktober bis März währenden Mittelmeerreisen. Der zukünftige König nutzt die Reisen zum Kauf antiker Kunst und für Kontakte mit

den Künstlern, die er für seine Bauprojekte nach München holen wird. Bei der Gelegenheit stellt Ringseis in Rom dem Kronprinzen den Künstler Peter Cornelius vor. Damit beginnt der Ausbau Münchens zu Isarathen und der nördlichsten Stadt Italiens.

Dieses „Lebensgefühl“ saugt auch Ringseis auf, ebenso wie die „berauschende“ Kunst, die er einerseits in den antiken Stätten, andererseits in dem für ihn vollkommen neuen Malstil der „Nazarener“ mit ihrem bedeutendsten Vertreter Peter Cornelius für sich entdeckt. Und bald entwickelt er ein Gefühl sowohl für Skulptur als auch Malerei und wird zum gern gehörten Berater des Kronprinzen.

Ein halbes Jahrhundert später steht Ringseis am Ende einer glänzenden Karriere und eines glücklichen Familienlebens mit Ehefrau Friederike und den ledig gebliebenen Töchtern Marie, Emilie und Bettina. 1872 geht er im Alter von 87 Jahren in den Ruhestand, hat aber in München immer noch viele Aufgaben.



Abb. 3: Marie Ringseis



Abb. 4: Emilie Ringseis



Abb. 5: Bettina Ringseis

Szenenwechsel

Ein berühmter Münchner Medizinprofessor brach im Frühjahr 1865 einige Wochen nach seinem 80. Geburtstag eines Tages nach den Ufern des Starnberger Sees auf. Um käufliche kleine Anwesen zu besichtigen, begleitet von zweien seiner drei Töchter. „Wenn du so wählerisch bist, wirst du schwer etwas finden,“ meinten sie, denen eines in Tutzing in die Augen gestochen war. Er aber überlegte sichs im Stillen und nach fünf Tagen war der Kauf dieses Sommersitzes verbrieft, der für den Rest seines Lebens bedeutungsvoll wurde. Und der Kauf war „providentiell“, schreibt Tochter Bettina weiter in ihrem „Lebensbild“ über den Vater, „denn es folgte ihm eine kleine Ordensniederlassung im Nebenhaus, die Gründung einer Filiale der Missionsschwestern O.S.B. von St. Ottilien, welche später die Verlegung des Mutterhauses nach Tutzing veranlasste“.

Diese beiden väterlichen Unternehmungen – natürlich von einer Vielzahl ebenso oder weitaus wichtiger für den Vater abgesehen – waren für die Töchter von lebenslanger Bedeutung.

Denn auf den italienischen Reisen lernte Ringseis bei zahlreichen Einladungen in die Palazzi neben Kunst und Künstlern auch viele prominente Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts aus den unterschiedlichsten Bereichen kennen: Schriftsteller, Politiker, Wissenschaftler und Adelige aus ganz Europa. Außerdem konnte er Kontakte zum Heiligen Stuhl knüpfen. Diese Bekanntschaften wurden bei Gegenbesuchen in Mün-

chen erneuert und vielfach im privaten Kreis in Ringseis' Haus gefestigt. Ob zum Mittagessen oder zur Abendeinladung – der Besuchsverkehr war rege. Und so lernten auch die Mädchen diese „klugen Köpfe“ und „reizenden Damen“ von früh auf kennen, was ihre geistige Ausrichtung und weitere Lebensführung bestimmte.

Und der Kauf des Tutzinger Landhauses, an dem sich der Vater die letzten 15 Sommer seines Lebens erfreute, gab dem Leben der drei Schwestern bis zu ihrem jeweiligen Ende die Richtung vor. Denn mit ihrer Verbindung zu den Missions-Benediktinerinnen, die sie in das Dorf holten und ihnen den Bau eines Klosters ermöglichten, bestimmten die Schwestern auch die Ortsentwicklung der ehemaligen Hofmark Tutzing zu einem Gesundheitsstandort heute.



Abb. 6: Das Landhaus in Tutzing mit dem von Philip Sporrer bemalten Giebel

Ringseis wurde 95 Jahre alt bei bis zwei Jahre vor seinem Tod vor allem geistiger Gesundheit, erblindete allerdings langsam. So diktierte er seiner Tochter Emilie ab 1875 seine „Erinnerungen“, in denen all seine vielseitigen ärztlichen Tätigkeiten, Kämpfe, flammenden Reden, religiösen und politischen Konflikte, Verbundenheit mit vier bayerischen Königen und lebenslangen Freundschaften auf über 1800 Seiten berichtet

werden. Die ersten Abdrucke begannen zu seinen Lebzeiten in den durch Joseph von Görres herausgegebenen „Historisch-Politischen Blättern“. Emilie gab die vierbändige Ausgabe bis 1891 heraus. Bettina dagegen erzählt in ihrem 1909 veröffentlichten Buch „Ein Lebensbild“ die gestraffte Lebenschronologie.

Das facettenreiche Leben der „Jahrhundertperson“ und sein „weit angelegter“ Charakter sind also bereits angedeutet. Die genaueste Beschreibung von Ringseis' Aussehen und Wirkung auf andere, die später von vielen Zeitgenossen bestätigt wurde, gibt die berühmteste Schriftstellerin ihrer Zeit und Freundin der Familie Bettina von Arnim. In ihrem „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ heißt es: „Ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleiner, scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmert's wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen, und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn zu taufen und zu bekehren.“ Und Ricarda Huch bezeichnet ihn als „von erquickender Naivität und Urwüchsigkeit“, der noch als alter Mann „einen feinen Kopf mit energischen Formen und sprühenden Augen“ hatte.

Wenig weiß man dagegen über das Leben der Familie. Sie wird 1822 gegründet durch die Hochzeit des jungen Arztes mit Friederike von Hartmann, der Tochter des fürstbischöflich-salzburgischen Pflegers Christian von Hartmann in Mühldorf am Inn. Er lernte die künstlerisch begabte „Friedel“ im Hause des Staatsrats Egid von Kobell kennen. Desseffen Neffe Franz von Kobell, Mineraloge und Schriftsteller, wurde ein Freund fürs Leben. Sie spielte anerkannt gut Amateurtheater in Salzburg und nahm in München Zeichenunterricht unter anderem bei Georg von Dillis. Bei Ringseis' dritter und letzter Italienreise ein Jahr später ist auch Friederike mit einer anderen Reisegesellschaft in Neapel und Rom, so dass das junge Ehepaar dort Zeit füreinander hat. Der Reisearzt kann seiner Frau einige der neuen Freunde aus der Künstlerkolonie, die bis zu 600 Personen umfasste, und dem diplomatischen Korps vorstellen, die sie die folgenden Jahre zu Gast in ihrem Münchner Heim haben werden. Als Arzt der ersten medizinischen Krankenabteilung am Allgemeinen Krankenhaus der Isarstadt steht ihm später auf dem Spitalsgelände ein Haus zur Verfügung.

Die Ehe bleibt zunächst kinderlos, womit sich beide als gläubige Christen abgefunden haben. Man bezieht die geräumige Wohnung in der Fürstenfeldergasse, parallel zur heutigen Kaufinger Straße gelegen, die Ringseis 1819 gemietet hatte. Er bietet „Peter dem Großen“ Cornelius darin mehrere Atelierräume, wenn er in München an Glyptothek und Pinakothek arbeitet. Nach sieben Jahren kommt unverhofft Tochter Maria, Susanna, Therese, genannt Marie zur Welt. Ringseis meldet seinem Schwager: „Ein Student wäre mir vielleicht erwünschter gewesen, als Erbe meiner Sammlungen, aber Gott weiß, was dem Menschen gut ist, und so dank ich Ihm auch für das Fräulein.“ Im Abstand von jeweils



Abb. 7: Die Schwestern um 1840 (v.l. Bettina, Emilie und Marie)

zwei Jahren werden die Töchter Emilie und schließlich Bettina geboren. Die Mutter ist da 42 Jahre alt. 30 Jahre später erkrankt sie an Demenz. Und auch der Vater hat bereits die Hälfte seines Lebens hinter sich.

Emilie sagt später, sie wäre für den Vater der Junge gewesen, obwohl er seine Mädchen so zärtlich liebte, dass er von Freund Brentano

damit aufgezogen wurde. Die jüngsten Töchter werden nach prominenten Patinnen aus verschiedenen Kunstgattungen benannt: Emilie nach der in der christlich-bildenden Kunst bekannten Emilie Linder aus Basel – laut Emil Grimm in seinen „Erinnerungen“ eine Nichte von Ringseis –, Bettina nach der „Bettine“, wie die Dichterin Bettina von Arnim damals einfach genannt wurde. Emilie berichtet in ihren „Erinnerungsblättern“ allerdings über zwei weitere Vornamen von ihr, die sonst nie erwähnt werden: Cornelia Maria nach der Tochter von Peter Cornelius.

Die Familie als Rückgrat des Mannes

Für berühmte und viel beschäftigte Männer ist die Familie zwar wichtig – zur Repräsentation und für die angenehme Häuslichkeit nach anstrengendem Arbeitstag –, findet in der Würdigung der Verdienste des Familienoberhauptes aber kaum Niederschlag. Bei Ringseis ist es vordergründig genauso, bei näherer Betrachtung ergibt sich aber ein anderes Bild. Denn in den Aufzeichnungen befreundeter Zeitgenossen wird immer wieder das gesellige und gastfreundlich großzügige Leben des Arzthaushaltes gerühmt, und explizit der Anteil der Hausfrau daran gelobt. Die umfangreiche Arbeit der Tochter an den „Erinnerungen“ zeigt, wie eng sie, ihre Mutter sowie die beiden Schwestern am beruflichen und öffentlichen Wirken des Vaters Anteil nehmen und ihn mit Rat und Tat unterstützen. Zudem ist auch die jüngste Tochter Bettina schriftstellerisch tätig, und Emilie hinterlässt eine Vielzahl eigener Werke. Die erstgeborene Marie kümmert sich mit der Mutter um das Hauswesen und ab 1872 wegen deren fortgeschrittener Erkrankung an Demenz um ihre Pflege.

Die Funktion der „lebensklugen Friedel“ als Ratgeberin ihres „Muckerl“ übernehmen nun die drei Töchter – und sie haben ein Auge auf ihren Vater.

Zunächst steht Frau Friederike aber dem Hausstand vor und wacht strikt über die Ausgaben – als „Hofmarschallin“, wie Ringseis es nennt. Täglich kommt Besuch, die Ausgaben für den Anfang des 19. Jahrhunderts neu eingeführten „Thee“ werden in den Haushaltsbüchern gesondert vermerkt.

Zum Beispiel verzeichnet Friederike 1826 täglich zwei, drei Doktoren zu Tisch. Bettina erzählt für das Jahr 1831 von musikalischen Abenden und anderen großen Gesellschaften, „deren geistiger Glanz in dem

noch kleinen München Aufsehen erregte“. Musiker belebten die Abende kostenlos, wie im Fall der mit dem Ehepaar befreundeten „Münchner Nachtigall“ Frl. Nanny Schechner. Der Hausherr beschied einen Grafen auf die Frage nach der sicher nicht geringen Gage: „Ich kuriere sie gratis und sie singt mir umsonst“.

Der Chorregent zu St. Michael und bekannte Komponist für Kirchenmusik Kaspar Ett gab einer großen Versammlung Musikstücke verschiedenster Völker aus entlegenster Zeit zum Besten, berichtet die Tochter weiter.

Eines Abends im Herbst 1843 erschien Bettina von Armin im Gefolge von Franz Liszt, der in München gerade Konzerte gab. Obwohl es alle Anwesenden darauf absahen, der große Pianist möge etwas spielen, warnte die Dichterin auf die schüchterne Frage der Gastgeberin, dass man einen solchen Wunsch nie an den Meister herantragen dürfe, aber sie wolle schon machen. Sie lenkte das Gespräch auf eine Schilderung in ihren „Briefen eines Kindes an Goethe“. Alle folgten mit „Aug‘, Ohr und Gedanken ihrer hinreißenden Erzählergabe“. Als Liszt unruhig wurde, denn „er war eben daran gewöhnt, die erste Violine zu spielen“, bedeutete sie ihm: „Jetzt rede ich; wenn ich zu Ende bin, magst du das Deinige tun.“ Und als sie schließlich geendet hatte, sprang er ans Klavier und spielte Webers „Aufforderung zum Tanz“ mit solchen Schwung, „dass die entzückten Lauscher sich der Überzeugung freuten, nie noch hätten sie den Meister so herrlich spielen hören“.

Das machte den Töchtern natürlich Eindruck, die selbstverständlich auch musikalisch unterrichtet wurden – Emilie spielte Geige und Klavier – und so ihre häuslichen Theaterstücke begleiteten.

Wesentlich erleichtert wurde das gesellige Leben durch die Einfachheit der Bewirtung. Warme Küche blieb den kleineren Kreisen vorbehalten; für größere Abende erschienen nach dem Tee zumeist nur Platten mit zweierlei kaltem Braten und Zubehör samt Bier, schließlich Torte und Wein. „Im allgemeinen gehörte es mit zum Selbstgefühl vieler Professoren= und Künstlerhäuser, daß trotz jener Einfachheit ihre Gesellschaften belebt, die Einladung dazu gesucht waren“, berichtet Bettina im weiteren. Und Schwester Emilie ergänzt zum Wein, dass es „verschiedene Sizilianer“ waren, „von Freund Kilian in Messina besorgt – ein Stolz von Ringseis‘ Gasttafel“.

Bettina schreibt, „irgend eine Geselligkeit pflegten wir immer, so lang ich denke“, denn die Eltern hielten sie nicht bloß für eine Unterhaltung, sondern für eine Pflicht. Freundschaften wurden von Eltern an Kinder weitergegeben, zum Teil bis in die fünfte Generation bei „alten“ Familien. So öffneten bei Reisen Empfehlungsschreiben viele Türen und gewährten Hilfen. Durch seine jeweilige Abstammung bekam man schon ein Gutteil Freundschaft mit.

Die Familien Ringseis und Brentano blieben seit der gemeinsamen Studienzeit der Herren – die Universität war damals noch in Landshut und wurde auf Ringseis' Betreiben 1826 nach München verlegt – lebenslang befreundet. Als Ringseis 1837, längst Obermedizinalrat im Innenministerium und Professor für Medizin, von der Universität zum Abgeordneten in der Ständekammer beordert wurde, setzte er sich vehement für die Beibehaltung der Zehentabgaben ein. Darauf spielt die Widmung von Clemens Brentano für Ringseis in seiner Erstausgabe von „Gockel, Hinkel und Gackeleia, ein Märchen“ an: „Dem allerunterthänigsten vergeblichen Vorsteller in Sachen des Landesgesetzes Artikel Hühnerzucht Weihnacht 1837, der theilnehmenden Verfasser“.

Um die Zeit wurde Ringseis, der bereits seit zwanzig Jahren als Ordinarius am Krankenhaus wirkte, eine freiwerdende Amtswohnung angeboten. So verließ denn die Familie ihre schöne Wohnung in der Fürstenfeldergasse und bezog das damals beinahe ländlich gelegene Haus an dem so genannten „Krankenhausgaßl“, heute Lindwurmstraße: „Die Mühen des Umzuges waren keine geringen; denn auf Tragbahren wurden die Schubladen der Mineralienschränke oder die größeren Steine, eigens aufgestellt, von Soldaten wohl durch vierzehn Tage lang hinausgetragen, so daß die Bewohner der Sendlingergasse, durch welche diese Wanderungen sich bewegten, verwundert fragen: 'Nimmt's noch kein Ende?'“ Im neuen Quartier fand die Sammlung in einem etwas in den Grund eingebauten Zimmer mit hochgelegenen Fenstern einen originellen Aufstellungsort. Die Organisation dieser Unternehmung hatte Friederike zu bewerkstelligen, ebenso wie die umgekehrte Richtung 15 Jahre später, als Ringseis seine Amts- und Freiwohnung verlor und sich für die neue Wohnung Nr. 17 in der Theatinerstraße, nun aber innerhalb der Stadtmauern, arg verkleinern musste.

Kindererziehung und Ausbildung

„Die Einrichtung der Kindererziehung überließ Ringseis wie billig Friederiken, wenn sie auch selbstverständlich in allem Wichtigem sich mit ihm besprach“, berichtet Emilie. Dennoch bemühte sie sich, den vielbeschäftigten Vater nicht mit Alltäglichkeiten zu belasten. Die Töchter beschreiben ihre Mutter als fürsorglich, liebend, aber nicht blind, die ihren „Sprößlingen gewisse Fehler oder Unliebenswürdigkeiten“ nicht durchgehen ließ.

Die „Häuslichkeit“ im Jahre 1836, innerhalb der Stadtmauern zur Zeit der Romantik und des Biedermeier, kann man sich nach den Schilderungen von Emilie und Bettina so vorstellen:

Drei Mädchen im Alter von drei bis sechs Jahren beschäftigen sich in ihrer Kinderstube unter Obhut der getreuen Pflegerin Marie. Die siebenjährige älteste, Marie, erledigt ihre Schulaufgaben in Christoph Schmidts Lesebuch „Biblische Geschichte“. Die zweitgeborene Emilie strickt auch heute „unter Ach und Weh 12 Nadeln“, wie die Mutter in dem nach seinem Einband „grünen Buch“ vermerkte, in dem sie die „Lebensregungen meiner ersten Jahre eingezeichnet hat“, wie die Tochter Jahrzehnte später in ihren „Erinnerungsblätter“ berichtet. Die jüngste, Bettina, sitzt vor dem kleinen Schränkchen mit Puppenkleidung. An der Wand lehnt das Marionettentheater, „dessen schöne Decorationen, von dem bekannten Künstler General Heideck gemalt, in den poetischen Wald- und Bergpartien mit Ruinen und Wasserfällen den Kenner der Salzburger Umgebung, aber auch des Meeres verriethen“. Dies gab die „Veranlassung zur Herstellung eines größeren Marionettentheaters“, das später zu einer „öffentlichen Unterhaltung“ wurde.

Da Frau Friederike der darstellenden Kunst anhing, schuf sie verschiedenste kulturelle Anregungen für den Nachwuchs. So setzte sie das Märchen „Rothkäppchen“ von Ludwig Tieck in Szene und führte es bereits mit den kleinen Mädchen als Überraschung für den Vater auf. Später entfernte sie aus Texten zur Aufführung „mißliebige Stellen“ und verfasste ein eigenes Vorspiel, wie bei einem Stück von Kotzebue 1848. Auch die Darstellung „lebender Bilder“ war sehr beliebt. Dabei wurden Szenen aus Gemälden der damals wichtigen Künstler wie Kaulbach oder Cornelius von einer Abendgesellschaft in der entsprechenden Ausstattung, sowohl was die Kulisse anbelangte als auch bezüglich Gewändern und Frisuren, dargestellt.

Der bevorstehende Umzug in die Sendlinger Landstraße, quasi aufs Land, vor den Toren der Stadt, bot zwar die Annehmlichkeit einer Freiwohnung auf dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses, hieß aber auch, vom gesellschaftlichen Leben in der Stadt abgeschnitten zu sein. Keine morgendlichen Visiten von Freunden, Durchreisende verzichteten auf Besuche so weit außerhalb und Spaziergänge in den Englischen Garten bedeuteten, „die ganze Stadt zweimal zu durchwandern; auch hatten ‘geputzte’ Spaziergänge nicht den Reiz der ganz ländlichen“, wie Emilie feststellte. Ein großer Einschnitt also für die ganze Familie, denn vor allem Emilie lernte auf den Spaziergängen mit bedeutenden Freunden des Vaters, zu denen sie mitkommen durfte, durch „Zuhören“.

Außerdem wurde ihr Gefühl für Schönheit durch Ringseis‘ Kunstsammlungen und die umfangreiche Bibliothek, die von den Mädchen jederzeit genutzt werden durfte, geschult.

Der „tägliche Verkehr“ des Vaters im Hause war für die Mädchen „schon allein von großer Bedeutung. Seine freien Stunden gehörten ihnen und kein Klub= oder Wirtshausbesuch schmälerte das Zusammensein mit ihm. Der Ernst seiner Gesinnung stützte die Kinder, seine Innigkeit erwärmte, sein Beispiel erbaute, seine Begeisterung entflammte, seine Fröhlichkeit durchsonnte sie. Wenn der Langmütige rügte oder zürnte, so fürchteten sie ihn.

Ein unerschöpflich sprudelnder Born interessanter Mitteilung und Anregung war ihnen sein geistreiches Gespräch und das bequeme Nachschlagen in diesem lebendigen Lexikon geradezu eine Verwöhnung, so daß in späteren Tagen auch in dieser Beziehung die nahe Aussicht seines Verlustes den Eindruck erregte (namentlich bei der Schreiberin seiner Biographie), sie werde sich nach seinem Hingang gleichsam geköpft fühlen. Jederzeit durfte man ihn unterbrechen mit einer Frage; immer gab er geduldig und gütig Auskunft, meist mit lebendigem Interesse und schlug wohl noch zu aller Sicherheit in irgendeinem Buche nach. Hie und da bekamen sie – wenn sie es verdienten – auch seine köstliche, gutmütige Ironie zu kosten.“ Soweit Emilies Erinnerung.

Über die schulische oder gar eine berufliche Ausbildung der Töchter ist wenig überliefert – mit Ausnahme bei Emilie. Marie wird früh in die Aufgaben des gastlichen Haushalts eingebunden, bedingt auch durch die Anfang der sechziger Jahre einsetzende Demenzerkrankung von Friederike. Da ist die Älteste gerade 30.

Von Bettinas Ausbildung schreibt Emilie in ihren „Erinnerungsblättern“ nur kurz, dass sie daheim unterrichtet worden ist und daher behauptete, dass sie „an Schulbildung verkürzt und vernachlässigt worden“ sei; „hat jedenfalls schon als Kind viel unbefangener und hübscher Briefe geschrieben als ich.“

Allerdings wurden alle Töchter daheim von den „Doctores“ des Vaters in Latein unterrichtet und auch das Schullesebuch von Christoph Schmid wird erwähnt. Emilie jedoch besuchte außerdem die Klosterschule der 1801 nach München gekommenen Servitinnen. Lange sann sie über einen zukünftigen Beruf nach – ungewöhnlich in der Biedermeierzeit, wo doch Mädchen möglichst bald unter „die Haube“ kommen wollten, um kein „Blaustrumpf“ zu werden, und sollten, um dem Vater nicht länger „auf der Tasche zu liegen“. Sie haderte zwischen dem Wunsch, aufgrund ihres oft bestätigten Talents Schauspielerin zu werden und dem immer drängenderen Bedürfnis, sich mit christlichen Themen poetisch ausdrücken zu wollen.

Die nächste große Veränderung im Leben der Familie entstand 1852 im Zuge der Erneuerung des Lehrpersonals an der Universität durch König Maximilian II.. Das führte zu Ringseis' Entlassung als Krankenhausarzt und damit zum Verlust der Amtswohnung auf dem Spitalsgelände. Auch das besonders arbeitsintensive Personalreferat im Ministerium verlor er, was er nicht sonderlich bedauerte. Glücklicherweise fand sich eine neue geräumige Stadtwohnung in der Theatinerstraße, was für Ringseis nicht nur Nähe zu Ministerium und Universität bedeutete, sondern auch zu vielen in der Stadt wohnenden Freunden. Das wiederum begrüßten besonders die nun selbständig gewordenen Töchter. Jetzt lohnte sich auch das Abonnement einer Loge im Alten Hoftheater am Salvatorplatz.. Die Wohnung wurde erst von der jüngsten Ende des Jahrhunderts aufgelöst, als alle Familienmitglieder gestorben waren und Bettina ganz nach Tutzing zog.

Im Herbst des Jahres „schauspielerte ich in Mienen und Gebärden so vor mich hin“. Als der Gedanke an ein Drama „Veronika“ vor Emilie stand, machte sie sich sofort an die Arbeit ihrer ersten hochkatholischen Dichtung. So vernachlässigte sie die ihr wegen des Umzugs auferlegte Pflicht, den aus der Zehntausend Bände umfassenden Büchersammlung des Vaters zur Versteigerung aussortierten Teil zu nummerieren.

Da die angehende Dichterin bei Gabelsberger Stenographie erlernt hatte, konnte sie zügig ihre Gedanken zu Papier bringen. Über die Veronikalegende hinaus „hatte ich mir allerhand angeeignet aus den Visionen der Anna Katharina Emmerich in Brentanos Wiedergabe“. [siehe Lech-Isar-Land 2022, S. 103 – Ein langer dornenreicher Weg zum Calvarienberg: Der Pfarrer und die Furka]

Zwei Jahre später, Emilie ist nun 23 Jahre alt, erscheint das Schauspiel in der „(Münchener) literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung“ im Druck. Die Rezensionen, zum Beispiel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sind überaus günstig. Königin Marie, Gemahlin des nun regierenden Königs Max II., läßt „einen noch jetzt von mir getragenen Schmuck übersenden und begehrte, daß ich mein Stück in Audienz ihr übergebe“. Eine vierte Auflage erschien noch nach dem Tod der Dichterin, die damit ihren Ruf als „echt neuromantische Erscheinung, die hauptsächlich Dramen schuf“ begründete, so Adolf Bartels in seiner Literaturgeschichte. Es folgen noch weitere christliche Dramen, Gedichte, eine Märtyrertragödie und ein Märchenspiel nach den Gebrüdern Grimm. In deren „Kinder- und Hausmärchen“ hatte sich die kleine Emilie bereits auf ihrem Schemelchen in der Kinderstube der Fürstenfeldergasse vertieft, als Jakob Grimm die Erstausgabe dem Vater zukommen ließ mit der Bitte, selber „im Inneren des Landes“, also dessen Heimat, überlieferte Märchenstoffe zu sammeln.

Hadern um den Berufswunsch: Dichtung oder Schauspiel

Ihre poetischen Erfolge wurden auch in Berlin bemerkt, wie Gisela Grimm (geb. von Arnim) in einem Brief über „Emilies Ruhm“ mitteilt. Dies ließ Emilie aber nicht ihr schauspielerisches Talent vergessen. „O, wenn ich einmal recht loslegen dürfte! Das war mein Sehnen; aber sollte ich zur Bühne gehen und in Stücken auftreten, die gegen mein religiöses und ethisches Gewissen gingen?!“ Als im November 1859 die Künstler zur Säcularfeier von Schillers Geburt lebende Bilder im großen Saal des Odeon stellten, war Emilie „beigezogen“ worden für die Rolle der Armgart aus dem Tell. Da begrüßte sie Moritz von Schwind, „ein alter Hausfreund meines Onkels von Hartmann“ in seiner „lebhaften Weise“ mit den Worten: „Fräul'n Emi, wann sie durchbrennen wollen und zum Theater gehen, ich halt' Ihnen die Leiter.“

Bei der Gelegenheit rezitierte die fast achtzigjährige Sophie Schröder, die große Tragödin des 19. Jahrhunderts, Schillers „Glocke“. Emilie hatte sie niemals auf der Bühne gesehen, empfand aber den dringenden Wunsch, mit ihr bekannt zu werden. Der Grund dafür lag in ihrem Kampf um den Berufswunsch.

Sie „mochte nicht im Ernst daran denken, unter den gewöhnlichen Verhältnissen zum Theater zu gehen“. Das heißt, Stücke spielen zu müssen, auf deren Inhalt sie keinen Einfluss nehmen konnte. Denn „die Entschiedenheit der religiös-sittlichen Gesinnung, welche mir im Elternhaus eingepflanzt worden“, hätte „mir stete Gewissensqual bereitet über ein Mitwirken auch in Stücken, worin bald die Autorität der Kirche, bald der Glaube an die Gottheit Christi, bald die Sitte untergeben werden“. Anders wäre es gewesen, wenn sie „vor der Notwendigkeit eines Broderwerbes gestanden wäre“. Das war aber dank der Einkünfte des Vaters nicht der Fall und so suchte sie nach einer Möglichkeit, auf andere Weise das „Theaterwesen“ mitzugestalten.

Mit 21 Jahren erhielt sie einen Heiratsantrag, „der für meinen Mädchensinn manches Verlockende besaß“. Zu dem jungen Mann war „keine eigentliche Neigung“ vorhanden, sie hatte ihn nur zwei- oder dreimal gesprochen, er hatte ihr doch ganz gut gefallen, „seine amtliche Stellung war eine sehr schöne“, seine Familie altbefreundet und hochgeschätzt. Doch sie fragt sich, ob sie berechtigt sei, durch die dann notwendigen Eheverpflichtungen ihren dichterischen Beruf in den Hintergrund zu stellen, zumindest sich von allen schauspielerischen Gedanken zu verabschieden

Dem Freier wird aus anderem Grunde abgesagt, einem zweiten ebenso, und Emilie findet für sich den Ausweg, ihre christlichen Stücke auf die Bühne zu bringen und selbst im Freundeskreis oder zu Gunsten zum Beispiel eines „Nähvereines zur Unterstützung von Armen“ zu spielen. Auch Bettina hat bei diesen Vorstellungen kleine Rollen.

Erst zehn Jahre später sieht Emilie Sophie Schröder bei einem „Hans-Sachs-Abend“ im eigenen Haus wieder und macht einen Vorgesprech-Termin aus. Sie studiert auf Vorschlag Schröders die Gartenszene der „Maria Stuart“. Das Urteil: „Nun ja, Sie haben ein ganz hübsches Talent für den Freundeskreis, aber weiter reicht es nicht.“

Auf Emilies beklommene Frage, ob sie ihr trotzdem Stunden geben wolle, ist die große Schauspielerin dazu bereit, weist aber darauf hin „ich bin theuer, ich begehre für jede Lection einen Kronenthaler“ (1894 etwa 4. Mk. 63 Pf.). Als sie dem Vater Bericht abstattet und schüchtern den Preis erwähnt, findet er das nicht viel. Die Mutter fängt 1861 bereits an, das Gedächtnis so sehr zu verlieren, dass ihr keine Entscheidungen mehr möglich sind.

Da Emilie München nicht verlassen will, aber vermutet, dass dort „meine Person den Maßgebenden ohne Zweifel zu unbequem [war], sowohl wegen meiner gesellschaftlichen Lage als wegen der bekannten oder auch der vielfach mißverstandenen Gesinnung unseres Hauses“, lebt sie ihre sich selbst attestierte „benediktinische Gesinnung“ – ora et labora (bete und arbeite).

Sie nimmt also – inzwischen dreißigjährig – Unterricht, dichtet weiter und bringt verschiedene Stücke außerhalb der Theater zur Ausführung. Bei solchen Anlässen erscheint auch mehrmals König Ludwig I. mit seinen drei Töchtern als Zuschauer. Bettina dichtet und schreibt auch. Laut Emilie hat sie „ein recht hübsches Talent, besonders für das Conversationsstück“ und nimmt „um der allgemeinen Bildung willen... bei Sophie Schröder eine Anzahl Lectionen“.

Im Anhang zu Emilies „Erinnerungsblättern“, die Bettina nach deren Tod 1895 herausgibt, schreibt sie, was von der Schwester „verschwiegen“ worden ist. Unter anderem das Urteil von Sophie Schröder zu Emilies Talent. Die sagte nämlich auch: „Es ist ewig schade, daß sie nicht zehn Jahre früher zu mir gekommen. Da sollten sie sehen, wie sie jetzt in der Kunstwelt dastünden; wie all die andern..., zu ihren Füßen liegen müßten. Sie haben wirkliche Empfindung, das kommt daher, weil sie in ihrem Gefühl noch unverdorben sind.“

Charakteristik der Schwestern in Gedichten

Wenig berichtet Emilie über ihre Schwestern – allerdings hat sie jeder ein Gedicht gewidmet, in dem sie deren besondere Charakterzüge schildert.

Die älteste Marie bedichtet sie als „liebliches Spätgeschenk der Eltern Eh‘bund“, die zwar „von Wuchs die kleinste“ ist, aber nicht „von Sinn und Kraft des Wollens“. Sie hat das „kernfeste Kinn“ ihres Vaters

geerbt, errötet bei kleinem Anlass und ist „nah am Wasser gebaut“. Ihr „stilles Wirken“ erfüllt sich in ihrem „Wahlberuf“: die Kirchen würdig zu schmücken. Als Wunsch der beiden Schwestern für „Mimi“ nennt Emilie in den Zeilen von 1868 das „Schatzmeisterbeutlein, wie du es gerne siehst, nie voll – wozu auch? – aber sich füllend stets“.

Bereits 1857 verfasste sie die Zeilen für Bettina, eigentlich, um sich in „antiker Versweise“ zu versuchen. Aus „pädagogischer Weisheit“ enthielt sie es der „Besungenen“ vor, bis Bettina 1864 zufällig davon erfuhr und keine Ruhe ließ, um dann folgendes zu lesen zu bekommen:

Schwarzglänzendes „Wellenhaar“ mit rotsamtener Schleife; „kennt das Hexelchen Eitelkeit? Ein zierlicher Schelmenzug unter einem Lippenbärtchen, nicht regelrecht schön, erfreut aber die Schwester. Dafür hat sie schöne funkelnde Augen mit feuchtem Glanz. Unwiderstehliches Lachen, aber `Bettinchen` ist streng und `herrischen Sinns manchmal`. Und wenn sie verreist ist, „wuchert mir stets riesig die Zärtlichkeit! Kehrt sie wieder, nun dann legt das Gefühl sich wohl; etwas, aber nicht ganz.“

Emilie gilt nach eigener Aussage als „plump“ wegen ihrer zu kurzen Beine und in vielen Bereichen als phlegmatisch. Nur auf der Bühne in ihr genehmen religiösen Stücken erwacht sie zu Leben und kann sich „mit einer gewissen Grazie“ bewegen. Dazu trägt auch der von ihr bevorzugte „Kothurn“ bei, der hohe Bühnenschuh der griechischen Antike, den sie erstmals 1852 für eine Rolle in einem bis dahin unbekannten Stück von Racine anlegen darf.

Die Töchter hatten keinen Grund, sich zu verheiraten. Die Familie war finanziell unabhängig, sie führten ein interessantes Leben mit den Eltern und konnten ihren Neigungen nachgehen. Außerdem übernahm jede bestimmte Aufgaben der Mutter, die diese immer mehr abgeben musste. Marie übernahm den Haushalt, Emilie und Bettina die Schreibarbeiten für Ringeis. Schon zu Beginn ihrer Ehe hatte Friederike ihrem Mann möglichst die amtliche und private Korrespondenz abgenommen. Da er bis ins hohe Alter arbeitete, Vorträge hielt und Reden für die Universität verfasste, gab es in diesem Bereich immer mehr Arbeit. Auch der Vater spürte in den sechziger Jahren sein Alter, zwölfstündige Spaziergänge mit den Töchtern und wochenlange Kutschreisen wurden seltener. Dafür sah er sich nach einer „Sommerfrische“ auf dem Lande um und fand sie am Starnberger See.

Sommeridylle zum Lebensende

Als die von der Krankheit gezeichnete Mutter 1865 erstmals das Tutzinger Haus betrat, war sie sogleich angetan. „Schon war die einst so rathkluge und thatkräftige Friederike beim Kauf nicht mehr mit entscheidend, bei der Einrichtung nicht mehr thätig gewesen. Als aber die Familie im Landhaus ihren Einzug hielt, erlebte sie die freudige Genugthuung, daß Friederike, die bisher nur schwere Bedenken geäußert hatte, beim Betreten des Hauses einen Jubelruf des Entzückens ertönen ließ.“ Und zwar wegen des herrlichen Ausblicks auf die hinter dem See ansteigende Gebirgskette mit ihren im Sonnenschein leuchtenden Schneegipfeln, wie Tochter Emilie in den „Erinnerungen“ berichtet.

Die Wahl könnte auf den Ort gefallen sein wegen des gerade beendeten Baus der Eisenbahnstrecke von München nach Tutzing, denn die Familie bewohnte ihre Stadtwohnung wie damals üblich im Winter, und Ringseis hatte trotz seiner „Quieszierung“ (Amtsenthebung) noch zahlreiche Ämter inne, so dass häufige Fahrten in die Stadt erforderlich wurden. Nun erfreute sich der Stadtmensch an der Verschönerung und Erweiterung seines Gartens nach den Plänen des späteren Hofgärtendirektors Carl von Effner, was ihm noch fünfzehn Sommer zu genießen vergönnt war.

Überliefert ist die Bewunderung des Nachbarn von über der Straße, des Statistikers Georg von Mayr, der die sofortige Anlage eines Laubenganges aus Hainbuchen mutig fand: „Nein, dieser Ringseis, pflanzt mit 80 Jahren einen Laubgang und erlebt noch, daß derselbe sich über seinem Kopf zum Dach zusammenschließt!“

Ringseis erwarb das Landhaus „fast genau“ aus dem Erlös seiner Stein- und Büchersammlung. Die oryktognostische (Edelstein) und Mineraliensammlung bestand aus 6000 Stücken, die Handsammlung hatte 3800 Exemplare und die Prachtsammlung 2200. Sie mussten beim Umzug in die Stadtwohnung verkauft werden und waren so „vorzüglich“, dass sie in die „Münchner Staatssammlung“ kamen und angeblich später den Grundstock für die Mineraliensammlung der Technischen Universität bildeten.

Bereits der Schüler Ringseis in Amberg hatte Steine zu sammeln begonnen, später als Student ging er in die Sollnhofener Steinbrüche,

und auf seinen italienischen Reisen half ihm auch Kronprinz Ludwig, Kisten mit Mineralien zu füllen. So kam im Lauf der Jahrzehnte eine bedeutende und wertvolle Kollektion zusammen.

Einen weiteren Grund für die Wahl des Wohnortes mag auch der nahegelegene See gegeben haben, denn Zeit seines Lebens war der Mediziner sportlich und liebte wegen seiner Neigung zur Transpiration besonders das Schwimmen. Nur im Wasser durfte er sich „lebhaftere Bewegungen erlauben“, wie Emilie erklärt, was er so kräftig tat, dass sich sein seit Jahrzehnten unregelmäßiger Puls dauerhaft normalisierte: „Nicht selten gestattete er sich zwei Bäder an einem Tag, und dieß noch, als er bereits 90 Jahre zählte.“ In den ersten Jahren machte er von Tutzing aus noch ansehnliche Spaziergänge und größere Ausflüge in die Voralpen.



Abb. 8: Bettina um 1910 im Park des Hauses

Das Haus gefiel Ringseis sicher auch wegen seiner Geschichte. Es war nämlich der ehemalige Zehentstadl des Dorfes, der 1854 zum Landhaus umgebaut worden war. Zudem lebten bereits Münchner Freunde in Garatshausen und Pöcking und nun konnte auch die Familie in einer bezaubernden Sommerfrische Gäste empfangen, die mit der neuerdings eingerichteten Zugverbindung nach Starnberg und von da per Dampfer nach Tutzing als Tagesausflug zu genießen war.

1869 ließ Ringseis seine Idee umsetzen, den Stirngiebel des Landhauses zu bemalen. Und zwar mit Mineralfarben, die sein Freund und künstlerisches Universalgenie aus ersten Münchner Tagen, Joseph Schlotthauer, mit dem Mineralogen, Chemiker und Oberbergat Johann Nepomuk von Fuchs, dem Erfinder des Wasserglases, entwickelt hatte. Mit der Bemalung wurde der Professor an der königlichen Technischen Hochschule Philipp Sporrer beauftragt. Schlotthauer hatte entgegen Ringseis' Rat die genaue Farbenbereitung nicht aufgezeichnet, aber mit dem noch vorhandenen Farbevorrat konnte Sporrer das Fresko nach eigener Vorstellung gestalten. Links stellte er den Hausherrn als Gelehrten in der grünen Medizinertoga dar, im gegenüberliegenden Eck einen Burschen im Nachen, der einen riesigen Kräuterbusch vom anderen Seeufer geholt hat. Darunter den Spruch „Den Meister malte ich mit kecker Hand als Magister an seine Wand“.

Dieses „Stereochromie“-Verfahren hat sich bis heute ohne Beeinträchtigung erhalten, im Gegensatz zu den Fresken Kaulbachs, wie Ringseis noch zu seinen Lebzeiten mit gewisser Schadenfreude feststellte.

Das Bild zeigt Ringseis' Berufsauffassung. Neben all seinen Interessen, politischen Aufgaben und sozialen Ämtern sah er sich selbst in erster Linie immer als Arzt, der seinen Glauben nicht verleugnet, jedoch von der Behandlung trennt. Außerdem lehrte er nicht nur nach der Schulmedizin – er war der erste in München, der ein Stethoskop benutzte –, sondern bildete sich auch in Homöopathie weiter. Gerade auf dem Land war die arme Bevölkerung auf die Kräutermedizin angewiesen – Medikamente aus der Apotheke waren zu teuer und der nächste Arzt in der entfernten Bezirksstadt. Oft ließ er sich in Notfällen auch nachts aus dem Bett holen.

In diesem Sinne sah er das von ihm durch seine ärztliche Praxis entwickelte „System der Medizin“ als sein berufliches Hauptwerk an. 1841 im Druck erschienen, ist es heute bei uns weitgehend vergessen. In den USA existieren die Gedanken jedoch noch im Bereich der „Christian Science“.

Zuweilen kurierte er sich selbst. Als er eines Tages „nicht sowohl eine seiner häufigen Ohnmachten, als vielmehr einen mehrstündigen Wechsel derselben mit furchtbaren Üblichkeiten“ erlitt, diktierte Ringseis in einem seiner „lichten, aber unsäglich peinlichen Momente“ dem beigezogenen Kollegen die Verordnung eines Brechmittels in die

Feder und verbot, einen anderen Arzt zu holen. Als das Mittel gewirkt hatte, sagte er triumphierend: „Kein Arzt hätte gewagt, mir in meinem Alter ein Brechmittel zu verordnen.“ Da war er 83 Jahre alt.

Vier Jahre später ließ er sich auf eigenen Wunsch pensionieren, was ihm weitere Freizeit bot, obwohl er noch zahlreiche Ämter bekleidete.

Unterstützung bei Klostergründungen

Friederike war inzwischen so krank, dass zum Bedauern der gesamten Familie die Goldene Hochzeit nicht mehr groß gefeiert werden konnte. Vielmehr musste sie rund um die Uhr betreut und gepflegt werden. Die Belastung war so groß, dass Ringseis die ihm lebenslang verbundenen Barmherzigen Schwestern um Hilfe bat. Als Militärarzt der bayerischen Armee auf den französischen Schlachtfeldern des Napoleonischen Krieges 1815 hatte er nämlich die große Hilfe von Schwestern bei der Krankenpflege erkannt. Deshalb machte er sich seit seiner Ernennung zum Medizinalrat bei der Regierung des Isarkreises (heute Oberbayern) für die Berufung der Barmherzigen Schwestern am Allgemeinen Krankenhaus stark. Trotz zahlreicher politischer Widerstände im Nachgang der Säkularisation und der Aufhebung der Klöster hatte er 1832 sein Ziel erreicht: die Schwestern übernahmen die Pflege.

Seine Frau starb 1877, und auch er selbst benötigte immer öfter eine Schwester aus der Stadtkrankenpflege, die ihm der Orden aus Dankbarkeit sogar bei Personalnot bis zu seinem Lebensende gewährte.

1834 lernte das Ehepaar Ringseis gelegentlich eines Familienbesuches in Schwarzhofen im benachbarten Neunburg vorm Wald jene Armen Schulschwestern und ihre Oberin Karolina Gerhardinger kennen, die damals seit etwa einem Jahr wieder in einem Kloster vereint waren. Gerade war ihr Unterstützer gestorben und sie standen vor dem Nichts. Da machte es sich Friederike zur Aufgabe, in München Geld- und Sachspenden einzutreiben, um die Existenz der Schwestern zu erhalten. Auch die Schwester Ludwigs I., Karolina Augusta, konnte sie „für das Werk erwärmen“. Ringseis bewog noch seine alte Mutter und den Schwager, einen Teil des ehemaligen Dominikanerinnenklosters in Schwarzhofen, das ihnen gehörte, den Schwestern preiswert zu verkaufen, so dass sie ihr Pensionat in diese Filiale verlegen konnten.

Als 1839 einige Schwestern die Mädchenschule in der Vorstadt Au in München übernahmen, „stund die kluge und praktische Friederike sofort zur Hand mit Rat und Tat“.

Zwei Jahre vor seinem Tod schickte Ringseis zwei Töchter in den Heimatort, um seine großzügig dotierte „Stiftung zugunsten wohlbeleumdeter Personen in einem Pfründehaus unter Leitung von Ordensfrauen“ beurkunden zu lassen. Im selben Jahr ließ er sich auf Vorschlag seines Beichtvaters unter dem Ordensnamen Franz noch in den dritten Orden des hl. Franziskus aufnehmen, wurde allerdings von dessen strengeren Verpflichtungen entbunden. Da er von jeher „einen Abscheu vor geputzten Leichen empfunden“, wollte er in der Kutte des Ordens begraben werden.

Bereits eine Woche vor seinem Tod war für ihn „im Liebfrauendom jene rührende Andacht gehalten worden, welche in Kraft einer Stiftung für jeden angemeldeten Sterbenden die Gläubigen durch den Schall des sog. Züggelgleckleins versammelt“, berichtet Bettina über das Lebensende. Die anwesende Barmherzige Schwester wusste den Sterbezeitpunkt genauer, und so konnten die Töchter samt Hausgenossen am benannten Tag von ihm Abschied nehmen. 60 Stunden lag er aufgebahrt in seinem Studierzimmer und machte den zahlreichen Abschiednehmenden einen „wunderbaren Eindruck“. Dann wurde er nach Tutzing überführt und „unter den militärischen Ehren, welche die Veteranen des Ortes dem ehemaligen Zentralfeldspitalmedikus erwiesen“ neben dem efeuumrankten Eingang des Gotteshauses beerdigt. Dort ruhte bereits seine Frau; als erste der Töchter folgte Emilie 1895 und zwei Jahre später Marie.

Danach löste Bettina die Stadtwohnung auf, übersiedelte ganz nach Tutzing und widmete sich neuen Aufgaben.

Das literarische Werk von Emilie und Bettina

Emilie führte eine Art Tagebuch über ihre Entwicklung zur Dichterin und schauspielerische Erfolge – die „Erinnerungsblätter“. Und zwar aus zwei Gründen, wie sie im ersten Satz ausführt:

Erstens „aus Besorgniß, es möchte ein Unberufener mich einmal zur Beute seiner Schreibseligkeit erkiesen [erwählen], in zweiter das Vergnügen, welches jene Arbeit mir selber gewährt“.

1875 brechen die Aufzeichnungen ab, weil ihr durch die lange und sich dramatisch steigernde Erkrankung der Mutter „die Spannkraft zu dramatischem Schaffen nachließ“. Außerdem fragte sie sich seit einiger Zeit, wer einmal die Biographie des Vaters schreiben würde. Sie selbst scheute vor der Mammutaufgabe zurück, vor allem auch, weil er ja noch lebte. Da kam ihr der rettende Gedanke, ihn selbst erzählen zu lassen. Zuvor vergewisserte sie sich bei einem befreundeten Schriftsteller mit der Vorlage des Kapitels über die Jugend des Vaters, „ob ich den rechten Ton angeschlagen habe“. Nicht nur wurde das bestätigt, sondern die sofortige Veröffentlichung der ersten und dann folgenden Kapitel in den „Historisch-Politischen Blättern“ von Guido Görres bot ihr „einen heilsamen Sporn zu rüstigem Weiterarbeiten“. Der Vater „siechte“ die letzten vier Jahre seines Lebens dahin, wobei er seine Liebenswürdigkeit und Güte behielt, wie Emilie in dem Eintrag zu Ringseis in der Allgemeinen Deutschen Bibliographie mitteilt. Er konnte ihr daher bis zuletzt seine Erinnerungen diktieren, so dass die ersten beiden Bände mit der Überarbeitung von Aufsätzen, die zu seinen Lebzeiten in den Historisch-politischen Blättern von Vater Joseph Görres gedruckt worden waren, ihm noch selber unterbreitet 1886 erschienen. Nach seinem Tod gab Emilie noch zwei weitere Bände heraus, die 1889 und 1891 folgten. Daneben konnte sie ihren Schwanengesang „Der Königin Lied“ vollenden. Wie Bettina schreibt, verwandte sie 18 Jahre auf dieses würdige Monument, das sie viel Mühe kostete, da das biographische Schreiben „nicht in ihr Fach schlug“. Obwohl ihre Kräfte deutlich darunter gelitten hatten, war sie glücklich, für das „gesegnete Andenken“ des „theuren“ Vaters sich dieser Aufgabe unterzogen zu haben.

Nach achtzehnjähriger Sorge und Pflege für Mutter und Vater fand sie nun die Zeit, sich wieder ihren Dramen zu widmen und sie neben Gedichtbänden herauszugeben. Gemeinsam mit Bettina sichtete sie die nachgelassenen Manuskriptstapel des Vaters, dem es vor allem nicht mehr vergönnt war, sein „System der Medizin“ weiterzuschreiben. 1895 starb auch sie und im folgenden Jahr gab Bettina ihre 1875 abgebrochenen „Erinnerungsblätter“ mit dem Anhang „Ergänzendes zu Emis Selbstberichten über ihre dramatischen Studien und Darstellungen“ sowie einem Bericht über deren letzte zwei Decennien heraus. Darin schildert sie Emilies Bemühungen, mittels eines sich selbst erarbeiteten Systems der Metrik ihrer Dichtung musikalischen Rhythmus zu geben. Und plaudert aus der

„Werkstatt der Dichterin“: Ihr Dichten war auch ein betrachtendes Gebet. Ein großes Talent bestätigt Bettina der Schwester im Deklamieren, wobei Emilie lieber tragisch als komisch im Freundeskreis auftrat.

Schließlich begleitet sie Emilies Tod, es gab viel Blumenschmuck für die jungfräuliche Leiche, deren „Anblick unbeschreiblich schön“ war. Sie lag da „wie eine Martyrin, nicht sowohl des Leidens als des Sieges“. Da sie Mitglied im Sterbeverein war, erhielt sie das „geistige Almosen“ mehrer Messen täglich. Die erste bestellten die Schwestern in St. Cajetan, heute die Theatinerkirche, am nächsten Tag wurde die „zweite in St. Ottilien gelesen und später daselbst noch in den drei Kapellen je ein feierliches Requiem gehalten, und so ging es fort“.

Von Schwester Maria bleibt zu konstatieren, dass sie weiter den Haushalt führt, bis auch sie 1897 stirbt.

Bettinas Wirken in Tutzing

Der jüngsten Schwester oblag es nun, die Familiendinge zu ordnen. Mit ihrer endgültigen Übersiedlung nach Tutzing widmete sie sich neben einiger Schriftstellerei – so gab sie 1905 die Briefe von Herman und Gisela Grimm an die Schwestern heraus – vor allem dem letzten großen Familienwunsch: der Ansiedlung von Klosterschwestern in Tutzing. Dazu hatten die drei Schwestern bereits eine Stiftung eingerichtet.

„Das Tutzinger Klösterle!“ Mit diesem Ausruf beginnt sie die lange und an Hindernissen reiche Geschichte der Klostergründung in dem Fischerdorf am Starnberger See zu erzählen. 1885 lernen die Schwestern Pater Andreas Amrhein kennen, der mit vier Schwestern aus Münster in Süddeutschland eine benediktinische Niederlassung gründen will. Dabei unterstützen ihn die Schwestern ideell und finanziell und schenken ihm das Gärtnerhaus am Rande ihres Landhausparks. In ihrem Münchner Freundeskreis sammeln sie Spenden bei eigenen Theatervorführungen. Vor allem setzen sie sich für die Gründung eines Kindergartens unter Leitung der Schwestern im Ort ein. Allerdings lehnen die Bürger, die im Zuge des Kulturkampfes grundsätzlich keine Schwestern im Ort haben wollten, das ab. Die ersten vier Schwestern gehen wieder zurück in die neugegründete Niederlassung in St. Ottilien bei Landsberg, aus der sich die heutige Erzabtei entwickelte. Kurz darauf genehmigt die Gemeinde die Pläne doch, die Schwestern Ringseis bauen das Haus aus und errich-



Abb. 9: Das „Klosterle“ mit angebauter Kapelle und der Gruft rechts vorne

ten darin auch eine Kapelle. 1891 erfolgt die Weihe. Bettina lässt später noch eine Gruft anbauen und 1906 die Familie vom Dorffriedhof dahin überführen. Dort wird sie 1916 ebenfalls bestattet. Die Außenwand schmückt der Marmorgrabstein der Familie mit einem Piëta-Relief des Südtiroler Bildhauers Joseph Beyrer. Haus und Grundstück vermacht sie dem Kloster der Missions-Benediktinerinnen.

Dieses „Maria-Hilf-Klosterle“ ist der Ursprung zunächst zur Kinderbetreuung. Aber auch Wünsche nach einem Kloster und für die Gründung eines Krankenhauses zur Ausbildung von Krankenschwestern werden über Emilies Tod hinaus diskutiert. 1902 ist es geschafft: ein Kloster kann gebaut werden, und zwei Jahre später ziehen 119 Frauen ein, die zunächst im Bildungsbereich aktiv sind. Aus der bald staatlich genehmigten Töchterchule wird 1924 ein Lyzeum. Heute ist es die Benedictus-Realschule.

Und der Familienwunsch nach einem Krankenhaus erfüllt sich auch. Im Zweiten Weltkrieg wird im Kloster ein Lazarett eingerichtet und die nun in der Pflege versierten Missions-Benediktinerinnen bekommen 1951 auf Bitte und zur Freude der Gemeinde die Genehmigung,

im Kloster ein Krankenhaus mit 150 Betten einzurichten – das erste im Landkreis Starnberg.

Der weltoffene und streitbare Arzt und Politiker Johann Nepomuk von Ringseis hatte Anteil an bedeutenden politischen Umwälzungen im Bayern des 19. Jahrhunderts und pflegte freundschaftlichen Kontakt mit den bekanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit. Deren Namen sind auch heute noch bekannt, er aber ist weitgehend vergessen. Selbst in Tutzing führt mit seinem Namen nur ein unbedeutender Kiesweg von der Hauptstraße zum See hinunter. Das Wirken seiner Töchter dort hat sich allerdings in Stein manifestiert.

Die drei Säulen, die Ringseis' Lebenswerk bestimmten, nämlich Glaube, Medizin und Bildung, prägen durch die Schenkungen der Familie in Gestalt des Klosters der Missions-Benediktinerinnen, des darin entstandenen und nach modernsten Anforderungen ausgebauten Krankenhauses sowie der Benedictus-Realschule das Leben im ehemaligen Fischerdorf Tutzing und über den Landkreis Starnberg hinaus.



Abb. 10: Der Grabstein der Familie

Quellen:

Das Benedictus Krankenhaus Tutzing im Wandel der Zeit, Broschüre, Tutzing 2009, S. 11–14

Schober, Gerhard, Frühe Villen und Landhäuser am Starnberger See, Oreos Verlag Waakirchen-Schaftlach, 1998, S. 503

Wolf, Georg Jacob, Ein Jahrhundert München 1800–1900, H. Schmidt & C. Günther Leipzig, 3. veränderte Aufl. 1935, S. 401

Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Literatur, Verlag von Georg Westermann, 1919

Grimm, Ludwig Emil, Erinnerungen, aus meinem Leben, herausgeg. und ergänzt von Adolf Stoll, Hesse & Becker Verlag Leipzig, 1911

Ringseis, Bettina, Dr. Joh. Nep. von Ringseis, Kgl. Bayer. Geheimrat, Obermedizinalrat und Universitätsprofessor, Ein Lebensbild, Verlag von J. Habbel Regensburg, 1909

Ringseis, Bettina, Herausg.: Briefe von Herman und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis, Verlag F. Fontane, 1905

Ringseis, Emilie, Erinnerungsblätter, Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis, Herder'sche Verlagsbuchhandlung Freiburg im Breisgau, 1896

Ringseis, Johann Nepomuk von, Erinnerungen in 4 Bänden, gesammelt, ergänzt und herausgeg. von Emilie Ringseis, Verlag v. J. Habbel Regensburg, 1886–1891

Bildnachweise:

Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8: Archiv der Missions-Benediktinerinnen in Tutzing

Abb. 6, 9, 10: Anja Behringer

Für Hilfe bei der Recherche historischer Details danke ich
Frau Christiane Obermeyr, Tutzing.

Siebenmal „Weilheim“

Eine kleine Namenkunde

Erinnern Sie sich noch? Am 22. Mai 1999 regnete es in Weilheim derart fest, dass der Angerbach, der vom Ölschlag her die Obere Stadt durchfließt, die Innenstadt überschwemmte. Manche Geschäfte schützten ihre Eingänge mit Sandsäcken. Und am Badeweg, der von der Au herkommt, drang Hochwasser von der Ammer in manche Keller ein. Nachdem der Angerbach mit einer Überlaufrohrleitung versehen war und die Ammerdämme erhöht waren, traten solche Ereignisse nicht mehr ein.

Keine Wassernot in Weilheim

Wie mag das vor unserer Zeit gewesen sein, als der Weidenbach – so hieß der Angerbach früher – noch in seinem natürlichen Bachbett von Marnbach, Deutenhausen und der Oberen Stadt her kommend am Oberen Tor vorbei in die Stadt floss? Sein Weg ging durch das Apothekergässchen über den heutigen Kirchplatz.

Auf dem Kirchplatz südlich der Stadtpfarrkirche stand noch das Heilig-Geist-Spital mit einer Kapelle. Ganz knapp an der Südseite des Spitals floss der Weidenbach, in den dann von der Pöltnerstraße her das Zimetsbachl einmündete. So weist es der Stadtplan von 1811 aus.

1826 wurde das Spital abgerissen. Auf dem Stadtplan von 1862 heißt die Gasse zwischen Weidenbach und der südlichen Häuserzeile „Auf der Schwemm“. Zunächst denkt man da an Überschwemmungen. Doch der Duden erklärt die Schwemme als Badeplatz für Tiere, aber auch als Wäscheplatz. Eine Roßschwemme für die Spitalökonomie nebenan kann es nicht gewesen sein, denn diese war ja bereits 1804 aufgelöst worden. Aber ein sonniger Kirchplatz mit einer flachen Stelle des Angerbaches als Waschplatz wäre gut denkbar. Dort hätten die Waschfrauen auch die Neuigkeiten austauschen können.

Durch die Ledererstraße und die Fischergasse, vorbei an der Kreuzkapelle, floss der Weidenbach in Richtung Ammer. Wer weiß denn noch, dass an dem etwa zwei Kilometer langen Bachlauf durch die Stadt fünf Mühlen betrieben wurden: Das waren von Osten: Zotzenmühle, Bärenmühle, Mittermühle bzw. Seemühle (Feyerabendhaus), Stadtmühle (heute mit moderner Wasserkraftanlage) und Thürlmühle, die heute im Freilichtmuseum Glentleiten steht.

Hans Rid lässt auf die Frage, ob es in Weilheim eine Wassernot gebe, Alt-Weilheimer sprechen: „Wir kennen nur eine Wassernot: die reißende Ammer. Sie hat im 18. und 19. Jahrhundert uns böse, böse Streiche geliefert, ihre Überschwemmungen waren so verheerend, dass kein Mensch es also gedenket hat.“

Der Ortsname „Wilhaim“

Angesichts solcher Berichte kann man schon ins Grübeln kommen, wie der Ortsname Weilheims zu erklären ist. Weilheim wurde ja bereits im Jahre 1010 urkundlich erwähnt. Wilhaim hieß der Ort damals.

1. Das Grundwort „**heim**“ leitet sich aus dem germanisch-gotischen Wort „*haima*“ (Heim, Welt) her. Jemand hat also an diesem Ort seine Heimat, seinen Wohnsitz, sein Zuhause.
2. Viel schwieriger ist das Bestimmungswort „**Wil**“ zu erklären.
 - a) Dieses könnte ein Personenname sein. So zitiert Theobald Wirth einen gewissen Bernhard Zöpf, dass „ein Edelmann Wilo benannt werde, der um das Jahr 754 in Weilheim i. OB seinen Sitz gehabt habe“. Wirth verwirft diese Meinung, weil kein Wilo nachweisbar sei.
 - b) Das Bestimmungswort „Wil“ könnte auch ein geographischer Begriff sein wie z. B. Berg-heim, Thal-heim, das Heim auf dem Berg oder im Tal. So werden im geographischen Namenlexikon von Hans Bahlow die Silben *wil*, *al*, *el*, *ul* als Grundwörter für die prähistorischen Gewässernamen *Wilster*, *Alster*, *Elster* und *Ulster* genannt. Die Bezeichnung *wil* würde nach Bahlow ohne Zweifel „Moor, Sumpf“ bedeuten. Die Ebene unterhalb der Kirche St. Pölten war mit Sicherheit ein Sumpfgebiet wegen der immer wiederkehrenden Ammer-Hochwasser. Vielleicht reichte der Ammersee

einst bis Weilheim und verlandete durch Geröllablagerungen der Ammer. Weilheim wäre somit das Heim am sumpfigen Gelände, wobei wir bei den einleitenden Feststellungen angelangt wären. Übrigens wird der Name des Nachbarortes Wielenbach aus einem Gewässernamen abgeleitet (Heimatbuch von Schwaiger).

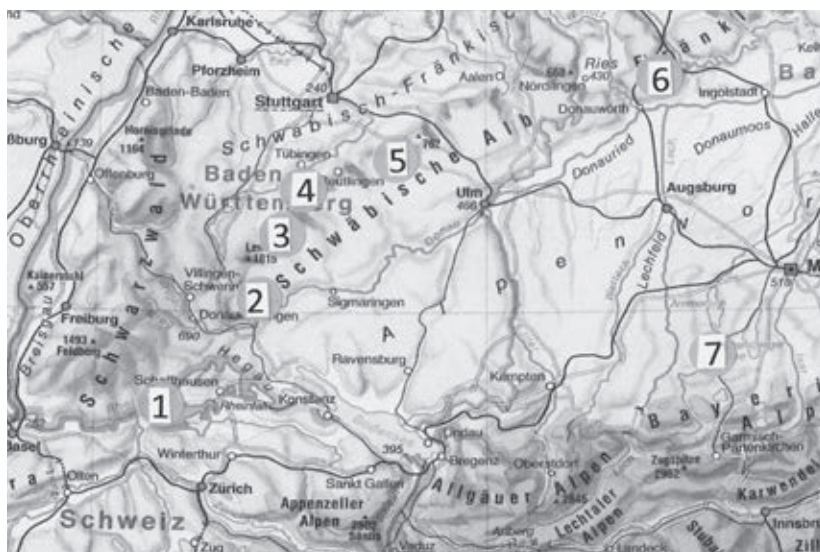
- c) Eine dritte Erklärung des Bestimmungswortes „Wil“ ist die gängigste. Es ist eine etymologische Herleitung. Immer wieder wird das lateinische Wort „villa“ für Herrenhof zitiert. Dabei stört das kurze „i“. Ein Blick ins Lateinlexikon hilft weiter: „Villare“ heißt „auf dem Landgute befindlich“ und stammt von „Villa“ ab. Dass das „i“ lang gesprochen wurde, darauf weisen das mittelhochdeutsche Lehnwort „wiler“ und das althochdeutsche Lehnwort „wilarī“ für Gehöft hin. Aber wie wurde „wiler“ zu „Weiler“ und „Wilhaim“ zu „Weilheim“? Die Dehnung vom langen „ī“ zum „ei“ ist etymologisch erklärbar. Das lateinische Wort „vinum“ wurde im Deutschen auch zu „Wein“ und das „Latinum“ zu „Latein“.
- d) Diese sprachliche Herkunft aus dem Lateinischen hat natürlich einen geschichtlichen Hintergrund der hier kurz umrissen werden soll.

Nach verheerenden Einfällen der Gallier in Rom eroberten die Römer in den Jahren 121–118 v. Chr. Südgallien und nannten die Provinz nach der Stadt Narbo (= Partnerstadt Narbonne) Narbonensis. Der römische Konsul Caesar unterwarf von 58–51 v. Chr. fast das ganze Keltienland Gallien (heute Frankreich). Nach dessen Ermordung im J. 44 v. Chr. und nach jahrelangen Bürgerkriegen ging Oktavian als Sieger hervor, der vom Senat den Ehrentitel „Caesar Augustus (= der Erhabene)“ erhielt. „Kaiser“ Augustus hatte zwei Stieföhne, Claudius Tiberius und Drusus, die als Feldherren dienten.

Die sieben Orte mit dem Namen „Weilheim“

Dass es einen Ort Weilheim an der Teck gibt, ist vielen beiläufig bekannt, nicht aber, wo er liegt. Der Atlas offenbart, dass es außer Weilheim i. OB noch sechs weitere Orte mit dem vertrauten Namen gibt. Alle liegen sie vom Rhein bis zum Ries auf der Schwäbischen und Fränkischen Alb, weit ab von unserem Heimatort. Die Orte sind auf der folgenden Karte beziffert. Auf den Detailkarten kann man die Weil-

heim-Orte von Nr. 1 bis 7 entdecken. *Es steht die Frage im Raum, wie unser Weilheim, das so weit von Württemberg abgelegen ist, auch zu diesem Namen kam.*



Zu 1:
Weilheim im Landkreis Waldshut-Tiengen am Rhein.
 ca. 3.100 Ew
Erste urkundliche Erwähnung der Ortsteile Bannholz 871, Aisperg 890, Wilhaim 929.



Zu 2:
Rietheim-Weilheim im Landkreis Tuttlingen; am Großen Heuberg und im Tal des Faulenbachs.
Erste urkundl. Erwähnung 786 als Amalpertiwilare; 1200-Jahrfeier im Jahre 1986.
 1975 Gemeindezusammenschluss, beide Gem. insg. ca. 2.700 Ew



Zu 3:
Zollernstadt Hechingen mit Stadtteil Weilheim ca. 750 Ew in Weilheim nahe der Burg Hohenzollern.
Erste Erwähnung Weilheims i. J. 1275.
Grabungshinweise auf eine Römersiedlung.



Zu 4:
Universitätsstadt Tübingen mit südlichem Stadtteil Weilheim ca. 1.500 Ew im OT Weilheim
Erste schriftliche Erwähnung Weilheims um das Jahr 1090.



Zu 5:
Stadt Weilheim an der Teck bzw. an der Limburg. ca. 9.500 Ew
Die Teck ist ein Burgberg in ca. 6 km Entfernung. Daher wird Weilheim auch nach dem ortsnahen vorgeschichtlichen Burgberg „die Stadt an der Limburg“ genannt.
Das Weilheimer Gebiet war seit 85 n. Chr. Teil der röm. Provinz Obergermanien (= Germania superior).



Zu 6:
Weilheim, durch die Gemeindereform 1978 in die 7 km entfernte Stadt Monheim eingegliedert. ca. 300 Ew Bay. Schwaben Lkr. Donau-Ries.
Erste schriftl. Erwähnung Weilheims im Jahre 1308.
Fund eines röm. Grabsteins aus der Zeit um 200 n. Chr.



Zu 7:
*Weilheim in Oberbayern
 Zur Gemeinde Weilheim i. OB
 gehören neben der Stadt WM auch
 die Orte Marnbach mit Fund röm
 Silbermünzen, Deutenhausen und
 Unterhausen. ca. 22.000 Ew
 200 n. Chr. bauten die Römer die
 Via Raetia, die über den Brennerpass
 nach Augsburg führte. Sie verlief über
 Weilheimer Gebiet.
 Erste urkundliche Erwähnung des
 Dorfes Wilhaim i. Jahre 1010.*

Die Römer in Baden-Württemberg

Alle die genannten Orte im Schwäbischen mit dem Namen Weilheim führen ihre Gründung auf die Anwesenheit der römischen Legionen in Süddeutschland zurück, sogar Rietheim-Weilheim. Der Name Rietheim hängt mit dem Ried-Charakter des Landes am dortigen Faulenbach zusammen, doch der Name Weilheim weist auf eine römische Siedlung hin.

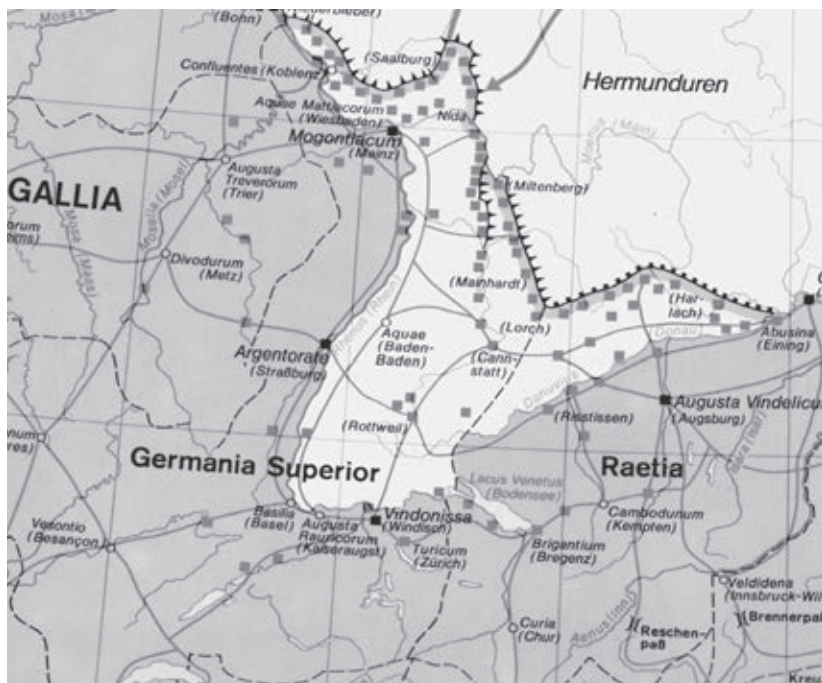
Ehemalige Lateinschüler erinnern sich noch an das Übersetzen von Cäsars Rechenschaftsbericht „De bello gallico“, worin er über den gallischen Krieg von 58 bis 51 v. Chr. nach Rom berichtet. Nach der Unterwerfung des Keltenlandes, lat. Galliens, begannen die Römer seit 15 v. Chr., unter dem Feldherrn Claudius Tiberius am Bodensee den Rhein zu überschreiten und den Westen Rätians zu erobern. Sie bauten zwischen Donau und Rhein den Limes, einen Schutzwall gegen die Germanen im Norden und überzogen das Land mit einem Netz von befestigten Straßen.

Die Römer in Bayern

Im selben Jahr 15 v. Chr. marschierte das Heer des Feldherrn Drusus direkt von Italien her über die Alpen. Im Laufe zweier Jahrhunderte wurden zwei Straßen ausgebaut. Die via Claudia, benannt nach den Julisch-Claudischen Kaisern (Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero), führte über den Reschenpass (1500 m hoch) und die via Raetia über den Brennerpass (1372 m hoch) nach Rätien. Beide Straßen trafen

sich im römischen Legionslager im Lechfeld. Im Jahre 45 n. Chr. wurde die dortige Siedlung zur Hauptstadt Rätiens erkoren und zu Ehren des ersten Kaisers Octavianus Augustus (63 v. Chr.–14 n. Chr.) Augusta Vindelicorum (= Augsburg) nach dem dort lebenden keltischen Volksstamm der Vindelizier benannt.

Die via Raetia führte über die Flur von Weilheim i. OB. Auch dieser Name lässt sich ziemlich sicher auf eine römische Siedlung zurückführen.



Die villa rustica

Nach dem geographischen Überblick soll nochmal auf den historischen Begriff der „villa“ eingegangen werden. Er ist ja sehr wahrscheinlich die Wurzel für das Bestimmungswort „Wil“.

Eine „villa“ ist ein Haus oder Gebäude außerhalb Roms, besonders auf dem Lande, wo Vieh gehalten wurde und wo Äcker und Weinberge waren. Ein solcher Gutshof heißt im Lateinischen „villa rustica“.

Es gab auch das mehr städtische, galante und palastartige Landhaus, die „villa urbana“. Diese wird gerne mit „Maierhof“ übersetzt. Der Maier (auch Meyer) leitet sich ab von lat. „maior“, der Größere, und bezeichnet den Oberbauer, der die Aufsicht über die Bewirtschaftung der Güter führte. Dies war oft ein altgedienter Soldat, der es gewohnt war, die Sklavenarbeiter der „villa rustica“ zu befehligen. Diese sollten ja die Lebensmittel für durchziehende Legionen bereithalten.

Vielleicht könnte man „Wilhaim“ als den „Wohnort bei den Villen“ oder „bei den Ruinen der römischen Villen“ bezeichnen, denn eine genaue Zeit der Entstehung kann man nicht festlegen. Man wird wohl eher die Zeit nach den Römern annehmen müssen, da uns unsere Sprache nicht als Kelten, sondern als Germanen ausweist.

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts durchbrach nämlich die germanische Völkerschaft der Alemannen den Limes und verdrängte die Römer aus Obergermanien, lat. Germania Superior. Und noch heute heißt der östliche Nachbar Deutschland bei den Franzosen l'Allemagne.

Somit dürfte wohl ziemlich sicher geklärt sein, dass unsere Stadt Weilheim ihr Bestehen und ihren Namen ebenso wie die baden-württembergischen Weilheimer auf die Römer- und Völkerwanderungszeit vom 3. bis 5. Jahrhundert zurückführen kann.



*2017 wurde an der Grenze der Gemeindefluren von Weilheim und Wielenbach ein Gedenkstein aufgestellt: Brennerstraße
Diese um 200 n. Chr. erbaute Straße verband Rom und Augsburg
Entfernung
nach Rom 588 Röm. Meilen
nach Augsburg 43 Röm. Meilen
Errichtet 2017*

Verwendete Literatur:

01. Dr. Hans Rid: Alt-Weilheim, Kulturbilder aus vergangenen Tagen Buchdruckerei Weilheimer Tagblatt, GmbH, Weilheim OB, um 1940, Seite 141
02. Stadtplan von Weilheim 1811
03. Stadtplan von Weilheim 1862
04. Stadtplan von Weilheim i. OB 1986/87
05. Joachim Heberlein: Das Weilheimer Heilig-Geist-Spital; Herbert Utz Verlag 2010.
06. DUDEN Rechtschreibung; Dudenverlag Mannheim 1996: Stichworte: Schwemme
07. A. Pinloche: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache Librairie Larousse, Paris; Stichworte: schwimmen/schwemmen
08. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 22. Aufl. – Berlin: de Gruyter 1989: Stichworte: Heim, Weiler, Villa
09. Lutz Mackensen: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache VMA-Verlag Wiesbaden 1985: Stichworte: Weiler
10. Theobald Wirth: Weilheimer Heimatbuch, Geschichte – Kunst und Wissenswertes aus der Stadt an der Ammer, 1977 Seite 17
11. Hans Bahlow: Deutschlands geographische Namenwelt, Etymologisches Lexikon der Fluß- und Ortsnamen alteuropäischer Herkunft; Suhrkamp Taschenbuch 1221, 1. Aufl. 1985. Stichwort: Weil (Wilina), Wilster, Wilsede
12. Wolf-Armin Frh. v. Reitzenstein: Lexikon bayerischer Ortsnamen, Verlag C. H. Beck München, zweite Auflage 1991, Stichworte: Weilbach, Weilheim, Weilbach/Wilenbach
13. Siegfried Schwaiger: 1244–2019 Vor 775 Jahren erste urkundliche Nennung Wielenbachs – Geschichte eines herzoglichen Urbardorfes Vertrieb: Gemeinde Wielenbach. Seite 27
14. Imm. Joh. Gerh. Scheller: Lateinisch-deutsches Handlexikon, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1820 Stichworte: villa, villaris, villicus
15. Ludwig Wamser: Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer, Handbuch zur Landesausstellung in Rosenheim, Verlag Pilipp von Zabern, Mainz, 2000; Seiten 11 u. 110
16. Lux: Lexikon der Weltgeschichte von der Vorzeit bis zur Gegenwart, Verlag Sebastian Lux, München, 1962 Stichworte: Augsburg, Germanen, Kelten, Alemannen, Limes, Tiberius, Drusus, Claudius
17. ADAC Straßenatlas Deutschland 1:300 000; Detailkarten der versch. Weilheim-Orte
18. bsv Geschichtsatlas, Ausgabe Bayern, München 2. Auflage; Seite 12: Deutschland zur Römerzeit um 150 n. Chr.
19. DUDEN Familiennamen, Dudenverlag Mannheim 2000; Stichwort: Meyer

Für diese Arbeit konnten drei Heimatbücher aus Baden-Württemberg erworben werden:

20. Hans Matt-Willmatt: Weilheim in Landkreis Waldshut, herausgegeben von der Gemeinde Weilheim, 1977; S. 16f -- Zu obiger Karte Nr. 1
21. Gustav Bossert und Lorenz Lang: Rietheim – Weilheim, Beiträge zur Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde, herausgegeben von der Gemeinde Rietheim-Weilheim anlässlich der 1200-Jahrfeier im Jahre 1986; -- Zu obiger Karte Nr. 2
22. Manfred Waßner: Weilheim. Die Geschichte der Stadt an der Limburg. Im Auftrag der Stadt Weilheim an der Teck, 2007; S. 31f -- Zu obiger Karte Nr. 5

Die Geschichte von Hofmark und Schloss Windach

1 Windach – Name und Erstnennung

Nach dem „Lexikon bayerischer Ortsnamen“ von Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein ist der Name des Ortes Windach auf die „außerordentlich mannigfaltigen und sich stets verändernden Windungen“ des gleichnamigen Flusses zurückzuführen. Das Grundwort ist das althochdeutsche „aha“ (Wasser, Wasserlauf), das Bestimmungswort wohl eine Partizipform von „wintan“ (winden).

Er erscheint als „Wintache“ zum ersten Male in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Dießen:

Am 1. Mai 1157 übergab Graf Heinrich II. von Wolfratshausen einen Teil seines Besitzes dem Edlen Udalschalk von Iffeldorf. Der Besitz umfasste u. a. Güter in Dießen, Fischrechte im Ammersee, den Wald zwischen Dießen und (Hohen-)Peißenberg, Jagd- und Fischrechte an und in den Flüssen Ammer und Rott, vier Höfe in Merching sowie Güter in Windach, Schondorf und Luidenhofen. Der Edle Udalschalk sollte diesen Besitz an St. Maria und St. Stephan in Dießen weitergeben. Damit wollte Graf Heinrich II. für sich und seinen Bruder Otto das Seelenheil erbitten. Otto war während des Italienfeldzugs von Kaiser Lothar III. bei der Belagerung von Pavia im Jahr 1136 durch einen Pfeilschuss getötet worden.

In der Quelle „Monumenta Boica VIII, Seite 125“ ist als Datum dieser Schenkung der 1. Mai 1158 angegeben. Da jedoch Heinrich II.

Anno namque millesimo centesimo LVIII. die Kalend. Majarum tradidit possessiones subscriptas permannum nobilis hominis Oudalschali de Iffeldorf; quicquid possedit in eodem loco Diezzensi, agros, homines, & piscationis iura in lacu, qui dicitur Amberle, qui eidem loco vicinus est, & sylvam magnam, cuius fines transeunt a loco eodem Diezzensi usque ad monem qui dicitur Bissinberch, & venationes bestiarum, cervorum, castorum, & lutorum in flumine Ambre, & Rote, in potestatem Prepositi Diezzensis & fratrum eiusdem loci constituit. Tradidit etiam eodem modo predia sua in Mandichingen, quatuor scilicet curias cum hominibus incolentibus eas, & omnes homines sue proprietatis in eodem loco, exceptis his, qui incolunt terram quam tradidit idem Comes sancte Marie & sancto Oualrico in Augusta. Tradidit etiam hortum, & partem nemoris ad se pertinentis. Tradidit etiam eodem oblationis modo predia sua apud Winsche, Schondorf, Luitinhovin, homines, agros, silvas, culta & inculta, omnia ad se pertinentis, ex integro obtulit.

Monumenta Boica, Band VIII, Seite 125.

von Wolfratshausen bereits am 2. Mai 1157 gestorben war, bezeichnet, wie Edmund Freiherr von Oefele in seinem Werk „Geschichte der Grafen von Andechs“ erklärt, das Datum in der Quelle offenbar nicht die Zeit der Übergabe seitens des Grafen, sondern die der Auffassung an das Stift, welche sich ein Jahr lang verzögert haben mochte.



Postkarte aus dem Jahr 1927 mit Blick auf Oberwindach.

Diese Güter „apud Wintache“ lagen ohne Zweifel im heutigen Oberwindach, welches bis in die Neuzeit als Filiale der Pfarrei Oberschondorf zum Kloster Dießen gehört hatte.

2 Die Herrschaftsgeschichte von Windach

Die meisten Informationen in diesem Kapitel bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stammen aus der Veröffentlichung „Die Geschichte der Hofmark Windach“ von Narziss Baader (1890/92).

2.1 Das Ministerialengeschlecht der Herren von Windach

In Mitterwindach, auf dem rechten Ufer der Windach an der Anhöhe gelegen, befand sich der Edelsitz der Herren von Windach, eines Ministerialengeschlechts der Grafen von Andechs.

Der Platz, auf dem die Burg stand, hat bis heute den Namen Burgstall. Es dürfte eine durch Wälle und tiefe Gräben gutbefestigte Schanze gewesen sein, die gegen die Windach steil abfiel.

Der erste Herr von Windach, der urkundlich genannt wird, ist Gozwin de Wintahe (Gozwin von Windach). Er ist unter den Zeugen bei

einem Besitzstreit um das Jahr 1160.

Gozwin von Windach taucht noch fünf weitere Male als Zeuge in den Quellen auf. Eine genaue Datierung ist meist nicht möglich.

Nach Gozwin werden noch weitere Herren von Windach in Quellen erwähnt:

Hermann im Jahr 1183.

Gebolfus (Gewolf) zwischen 1224 und 1242 bei einer Schenkung an das Kloster Dießen.

Otto von Windach, der im Jahr 1253 in den Traditionen (Besitzübergaben) des Klosters Wessobrunn in Erscheinung tritt.

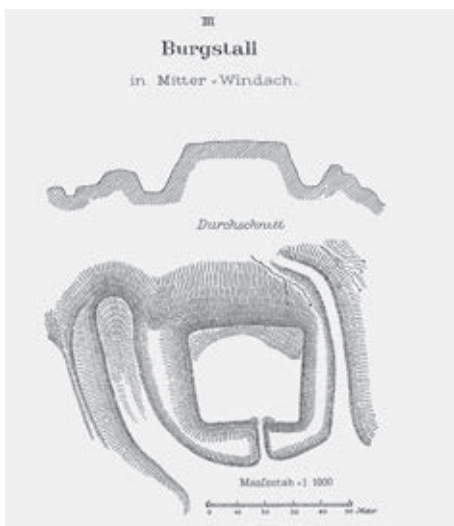
Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts verschwindet dieses Geschlecht.

Zwei weitere Ereignisse sind für Windach in diesem Jahrhundert noch bemerkenswert:

Papst Innozenz III. teilt in einer Bulle aus dem Jahr 1216 neben anderen Kirchen auch die Kapelle in Oberwindach dem Kloster Dießen zu.

Über das zweite Ereignis berichtete Reinhard Lekar im „Windacher 133“ vom April 2017:

„Im August 1237 zog der Staufer-Kaiser Friedrich II. mit einem Heer von circa 2.000 Rittern von Augsburg kommend auf den Spuren der alten Römerstraße Via Raetia nach Oberitalien, um dort aufständische Städte in die Knie zu zwingen.“



Der Mitterwindacher Burgstall in einer Zeichnung von Narziss Baader.

Huius rei testes sunt Udalricus, & filius eius Perchtoldus de Ufsindorf, Bernhard de Wüthen, Gozwin de Windach, Conradus Nülle, Marquart de Tutenhofen, Arnoldus de Ebingen, Gerungus de Flohmann, Wernerus de Puckert, Conradus de Locken, Otto de Perge, Perchtoldus de Poche, Albertus de Affchingen, Offricus de Ufsindorf, Conradus Sprinzer, Hausrinus, Ulrichus de Wülheim, & plures de familia.

Monumenta Boica, Band X, Seite 33.

Nach Bewältigung der zweiten Tages-Etappe wurden in Windach für Erholung und Übernachtung die Zelte aufgeschlagen. ...

Dem Erzbischof von Mainz, Siegfried III. von Eppstein, haben wir es zu verdanken, dass es einen Beleg über den hohen Besuch in Windach gibt. Die Mainzer Kirche hatte bereits dem Großvater von Friedrich II. (Kaiser Friedrich I. Barbarossa) die Stadt Seligenstadt (heute in Hessen) als Erblehen überlassen.

Da es bereits mit Großvater und Vater (Kaiser Heinrich VI.) im Kampf um Oberitalien nicht nur Ärger und Zwist mit den aufstrebenden Städten, sondern auch mit den Päpsten gab, forderte der mächtige Erzbischof von Kaiser Friedrich II. eine schriftliche Bestätigung, dass Seligenstadt nicht Eigentum der Staufer war. Kaiser Friedrich hat den Sachverhalt bereitwillig in einer Urkunde während seines Aufenthaltes in Windach bestätigt und besiegelt. “

2.2 Die Rehlinger (mind. 1331 bis 1384)

Die Rehlinger waren eine Patrizierfamilie der freien Reichsstadt Augsburg. Sie gehörten schon frühzeitig zu den einflussreichsten Geschlechtern des bayerischen Adels. Zweige der Familie bestehen bis heute.

Sie stammen ursprünglich aus Rehling nördlich von Augsburg. Dieses Geschlecht (aber keine direkten Nachkommen) tritt 200 Jahre später noch einmal in der Geschichte von Windach in Erscheinung.

Christof Metzger schreibt in seinem Buch „Landsitze Augsburger Patrizier“:



„Einer unbewiesenen Tradition der Patrizierfamilie Rehlinger zufolge, gelangte das Gut Wündach im Jahr 1327 an den Ahnherrn Berthold von Rehlingen, dessen Erben es im späten 14. Jahrhundert an Heinrich von Schmiechen veräußerten. Urkundlich fassbar ist von 1331 bis 1359 aber nur ein Eberhart von Rechlingen zu Windach, dessen Verwandtschaftsverhältnis zu den Augsburger Rehlingern umstritten ist.“

Die Vermutung ist gar nicht so unplausibel, wenn man bedenkt, dass die

Mutter von Berthold Rehlinger Anna von Windach war, vielleicht die Tochter eines der Ministerialen von Windach.

Sehr spärlich sind Erwähnungen von Windach in den Quellen des 14. Jahrhunderts.

Am 9. Februar 1331 tritt ein Eberhard von Röchlingen zu Windach als Zeuge auf.

Freiherr von Freyberg schreibt in seinem Buch „Sammlung historischer Schriften und Urkunden, Dritter Band“, dass Eberhard von Rehlinger mit Margaretha von Schmiechen verheiratet war und so vielleicht zu dem Besitz in Windach gekommen sei.

Seinen Ausführungen zufolge gehörte Windach sowohl vor, als auch nach den Rehlingern dem Geschlecht der Schmiecher.

Vom 13. Juli 1345 gibt es einen Eintrag über Eberhard Rehlinger von Windach.

Die dritte Erwähnung betrifft einen Eberhart Rehlinger von Windach, der am 3. April 1359 Bürge bei einem Rechtsgeschäft in Türkenfeld ist.

Der Besitz in Windach ging über auf Lucia, die Tochter von Eberhard Rehlinger, welche mit Johann von Sondersdorf verheiratet war. Gemäß Narziss Baader (Die Geschichte der Hofmark Windach, Teil 2) existiert eine Urkunde vom 25. September 1384, aus der hervorgeht, dass die Witwe Lucia von Sondersdorf ihre Burg in Windach mit Mühle und drei Höfen an die Schmiecher verkaufte.

2.3 Die Schmiecher (1384 bis 1537)

Semiechen war ein alter Besitz der Grafen von Andechs. Diese belehnten damit Dienstmannen, sogenannte Ministerialen, welche immer mehr Selbständigkeit gewannen. Ende des 13. Jahrhunderts nannte sich ein Heinrich in Schmiechen erstmals „miles“, d. h. Ritter. Die Schmiecher nannten sich nun nach dem Ort, in dem sie ihre herrschaftsmäßigen Aufgaben erfüllten. Es begann der Aufstieg zu einem bedeutenden turnieradeligen Ministerialengeschlecht im 14. und 15. Jahrhundert.

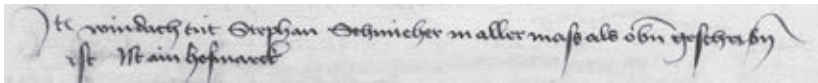
Am 16. September 1426 forderte Stephan von Schmiechen von Hans von Schmiechen 600 Gulden. Der Land- und Stadtrichter zu



Wappen der Schmieber.

Landsberg überantwortete ihm dafür Pfandgüter: einen Hof zu Schmiechen, zwei Teile des Hofes zu Bergen, drei Höfe zu Steindorf, den Hof zu Althegnenberg, zwei Teile auf der Gilt zu Kaltenberg und den Sedel (Edelsitz) zu Windach nebst der Mühle und einer Wiese.

In der „Beschreibung der im Gericht vorhandenen Hofmarken und Dorfgerichte sowohl dahier als auch in Starnberg, Pfaffenhofen, Wolfratshausen, Landsberg, Vohburg und Aibling“ aus dem Jahr 1430 wird Windach als eine dem Stephan Schmieber gehörende Hofmark bezeichnet. Diese Erwähnung stellt die älteste Quelle dar, in der Windach als Hofmark bezeichnet wird.



Hauptstaatsarchiv München: Kurbayern Geheimes Landesarchiv 1029, fol. 7.

Am 10. Mai 1436 empfing Stephan von Herzog Ernst den Burgstall und das Dorf Windach zu Lehen. Kurz darauf wurde Heinrichshofen von Windach abgetrennt und Schmiechen zugeteilt.

In der Landtafel von Herzog Albrecht IV. um das Jahr 1470, veröffentlicht von Franz von Krenner in den Baierische Landtags-Handlungen, hat Stephan von Schmiechen Windach inne.

Als „hofmarch“ begegnet uns Windach im Musterungsregister des Landgerichts Landsberg von 1492 und kurz vor 1496 in einem Verzeichnis der Schlösser, Sitze und Hofmarken im Landsberger Gericht: „Windach, daz burckstal vnd hofmarch, Steffan Schmieber zugehört.“

In einer Urkunde des Klosters Dießen von 1696 (Kopialbuch Nr. 15, fol. 159^e) erfahren wir über einen älteren Mühlenstreit aus dem Jahr 1496 und dass Wolfgang von Schmiechen die Hofmark Windach zu der Zeit innehatte.

Später gingen Windach und Eresing durch Erbschaft in den Besitz des Christoph von Schmiechen zum Wackerstein und Wasen (ein Sohn obigen Wolfgangs) über.

2.4 Die Soitter (1537 bis 1558)

Die Soitter waren ein Augsburger Geschlecht.

Am 5. Juli 1537 verkaufte Christoph von Schmiechen seine Hofmark Mitter- und Unterwindach um 3.714 Gulden und 40 Gulden Leihkauf an den hochgelehrten Herrn Melchior Soitter, Doktor beider Rechte und Constantia Peutinger, dessen Ehefrau.

Wie der Kaufbrief angibt, ertrug die Hofmark Windach damals an jährlicher Nutzung 132 Rheinische Gulden in bar, dazu 18 Schäffel, 2 Metzen, 1 Vierling Korn und 36 Schäffel, 5 ½ Metzen Hafer.



Wappen der Soitter.

Melchior Soitter wurde um 1500 in Landsberg am Lech geboren. Er war ein Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters von Landsberg. Melchior war eine Zeit lang Sekretär und geheimer Rat des Fürstbischofs Philipp von Freising und Naumburg und auch an anderen Höfen. Er wurde dabei aber nicht glücklich und so zog er sich aus den öffentlichen Geschäften zurück und kaufte die Hofmark Windach, wo er auch lebte. Er widmete sich viel der Literatur und Geschichte und schrieb einige Bücher.

Am 15. Februar 1525 heiratete er Constantia Peutinger, die Tochter des berühmten Augsburger Stadtschreibers Konrad Peutinger. Sie war ebenfalls in den Wissenschaften sehr bewandert. Die beiden hatten acht Kinder: Marx (Markus) Anton, Melchior, Konrad, Helena, Sabina, Catherina, Felicitas und Anna Maria. Constantia Soitter starb im Jahr 1546.

Am 3. Dezember 1537 wurde Melchior Soitter von Herzog Wilhelm IV. in München mit Windach belehnt.

Nach dem Tod Herzogs Wilhelms IV. im Jahr 1550 belehnte am 12. Januar 1551 sein Sohn und Nachfolger Herzog Albrecht V. Marx

Anton Soitter als Lehensträger seines Vaters Melchior mit der Hofmark Windach.

Melchior Soitter starb im Jahr 1555. Nun wurde sein Sohn Marx Anton Soitter, Pfleger zu Starnberg, am 9. November 1555 für sich und seine Geschwister Melchior, Conrad, Katharina, Helena und Felicitas und deren Vormünder mit den Windacher Gütern belehnt.

2.5 Die Rehlinger (1558 bis 1596)

Die Familie Soitter blieb aber nicht mehr lange im Besitz von Windach. Am 1. August 1558, nach dem Tode der beiden Geschwister Melchior und Helena, verkauften die anderen Geschwister Marx Anton, Konrad, Hieronymus Imhoff (Witwer von Helena) die Hofmark Unter- und Mitterwindach an ihren Schwager Carl Wolfgang Rehlinger von Augsburg und dessen Ehefrau Katharina, geborene Soitter von Windach. Der Kaufpreis betrug 24.000 Gulden. Wie aus dem Kaufpreis zu schließen ist, wurde in den 21 Jahren, in denen Windach der Familie Soitter gehörte, der Besitzstand ansehnlich vergrößert.

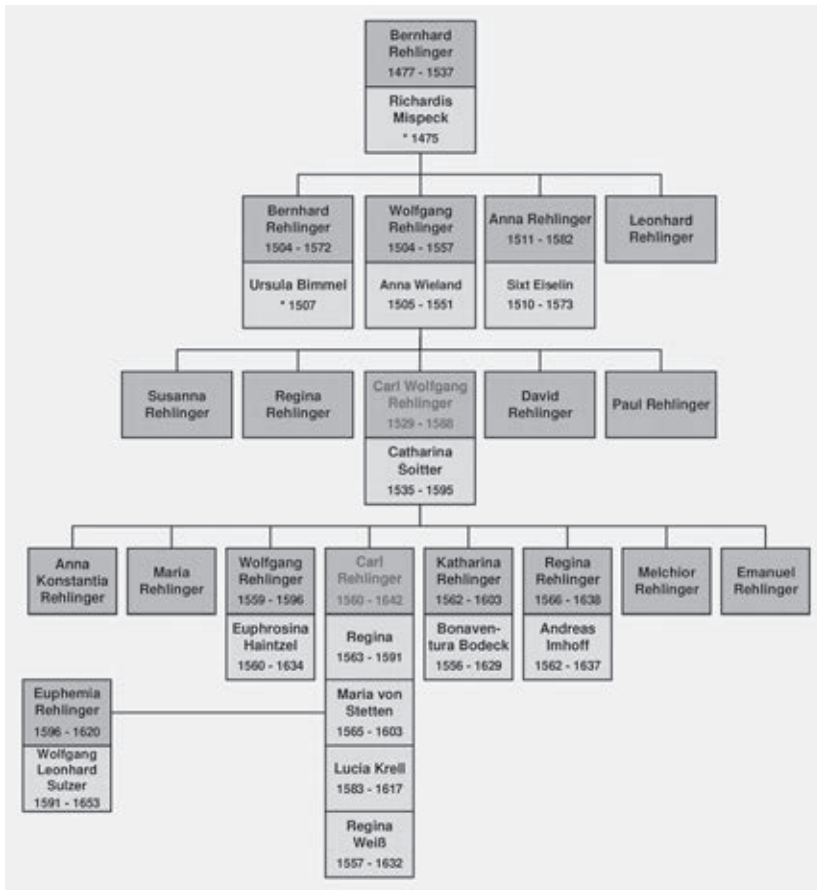


Wappen der Rehlinger.

Am 18. Juli 1559 wurde Carl Wolfgang Rehlinger von Herzog Albrecht V. mit Windach belehnt. Dieser baute seinen Besitz systematisch aus und kaufte am 30. November 1565 den Riedhof bei Eresing sowie weitere Güter und Waldungen in der Umgebung von Benedikt von Perfall und dessen Frau Sigunda um 1.770 Gulden und 30 Gulden Leykauf. Der Riedhof war ebenfalls ein herzoglich bayerisches Lehen. Mit ihm wurde Rehlinger am 2. Januar 1567 belehnt.

1568 ließ Rehlinger auf seinen Besitzungen in Unterwindach das Schloss errichten.

Ein Kaufbrief vom 20. März 1576 liefert die erste urkundliche Erwähnung einer Kirche in Unterwindach. Darin erfahren wir, dass das Gotteshaus St. Sylvest in Unterwindach besonders am Turm lebensgefährlich baufällig geworden war. Daher mussten die damaligen Kirchen-



Stammtafel der Rehlinger (jüngere Linie).



Inscript am südlichen Schlosseingang: D. CAROLUS WOLFGANGUS RECHLINGERUS HAS A DES EXTRUXIT AB IMO ANNO DOMIN MDLXXVIII (Übersetzung: Herr Carl Wolfgang Rechlinger hat diese Gebäude hier von Grund auf errichtet im Jahr des Herrn 1568).

pfleger Wolfgang Wilhalm und Besstl Wunder zwei zur Kirche gehörige Güter veräußern. Diese kaufte Carl Wolfgang Rehlinger um 350 Gulden, wovon 200 Gulden zum Kirchenvermögen zu schlagen und jährlich mit 10 Gulden zu verzinsen waren, während 150 Gulden zur Verwendung der Baufälle bestimmt wurden. Sollte dieser Betrag für die Instandsetzung nicht ausreichen, so würde Rehlinger den Rest übernehmen.



*Die Unterwindacher Kirche Peter und Paul
(früher: St. Sylvest) und der Pfarrhof
im Jahr 1925.*

Später wurde das Patrozinium von St. Sylvest zu Peter und Paul geändert. Der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt. Der spätere Schlossbesitzer August Popp löste das Rätsel auf, wie es zur Umbenennung kam: Laut seinen Angaben befindet sich im Schlossarchiv (heute im Staatsarchiv München aufbewahrt) eine alte Aufzeichnung, aus der hervorgeht, dass die Bewohner Windachs

ein Gesuch an die zuständige bischöfliche Behörde richteten mit der Bitte, das Patrozinium in den Sommer zu verlegen. An St. Sylvest (31. Dezember) gebe es nur eine geringe Anteilnahme der Bevölkerung an den Feierlichkeiten. Früher wurde das Patrozinium auf dem Dorf als zweitägiges Kirchweihfest begangen und war nicht nur kirchlich geprägt, sondern war auch ein volkstümlicher Jahrmarkt mit seinen Bestigungen.

Nach dem Tod Herzog Albrechts V. wurde Wolfgang Rehlinger am 9. Dezember 1579 von seinem Sohn und Nachfolger Herzog Wilhelm V. mit Windach belehnt.

Im Jahr 1580 wurde erstmals das Schloss in einer Urkunde erwähnt. Es entstand nämlich ein Streit zwischen Carl Rehlinger und dem Kloster Dießen wegen der Mühle in Oberwindach. Rehlinger wollte einen Weg zu dieser Mühle nicht dulden. Er verglich sich aber und erhielt im Gegenzug das Recht, das Wasser von einem hinter der Mühle gelegenen Brunnlein in sein Schloss in Unterwindach zu leiten.

Carl Wolfgang Rehlinger, der Hofmarksherr von Windach, vermehrte seinen Besitz durch den Ankauf von Waldungen um Eresing und Ramsach. Er starb am 13. September 1588.

Am 22. August 1589 wurden seine Kinder Wolfgang, Carl, Katharina und Regina mit Windach belehnt. 1594 teilten die Geschwister die Besitzungen auf, wobei Carl Rehlinger Windach und den Riedhof bekam. Am 18. November 1594 wurde er von Herzog Wilhelm V. damit belehnt.

Am 12. November 1596 verkaufte Carl Rehlinger die Hofmarken Windach und Eresing nebst dem Riedhof für 37.000 Gulden an Franz Füll, einen Handelsmann aus München. Dieser bezahlte am 20. Januar 1597 laut Quittung 25.000 Gulden in bar, den Rest im folgenden Jahr.

2.6 Die Füll's (1596 bis 1825)

Das folgende Kapitel gibt die Geschichte der Familie Füll wieder, welche 229 Jahre lang die Herren der Hofmark Windach stellte. Zahlreiche Informationen sind dem Aufsatz „Vom Krämer zum Freiherrn“ von Anton Heinz Heindl (Lech-Isar-Land 1967) entnommen.

Die Familie Füll gehörte zu den neuen Familien, die im 16. und 17. Jahrhundert in das Münchener Patriziat nachrückten. Diese Familien hatten vorher einen Sitz im äußeren Rat und waren meist reiche Handelsleute. Durch Heirat kamen sie ins Patriziat und damit in den inneren Rat.

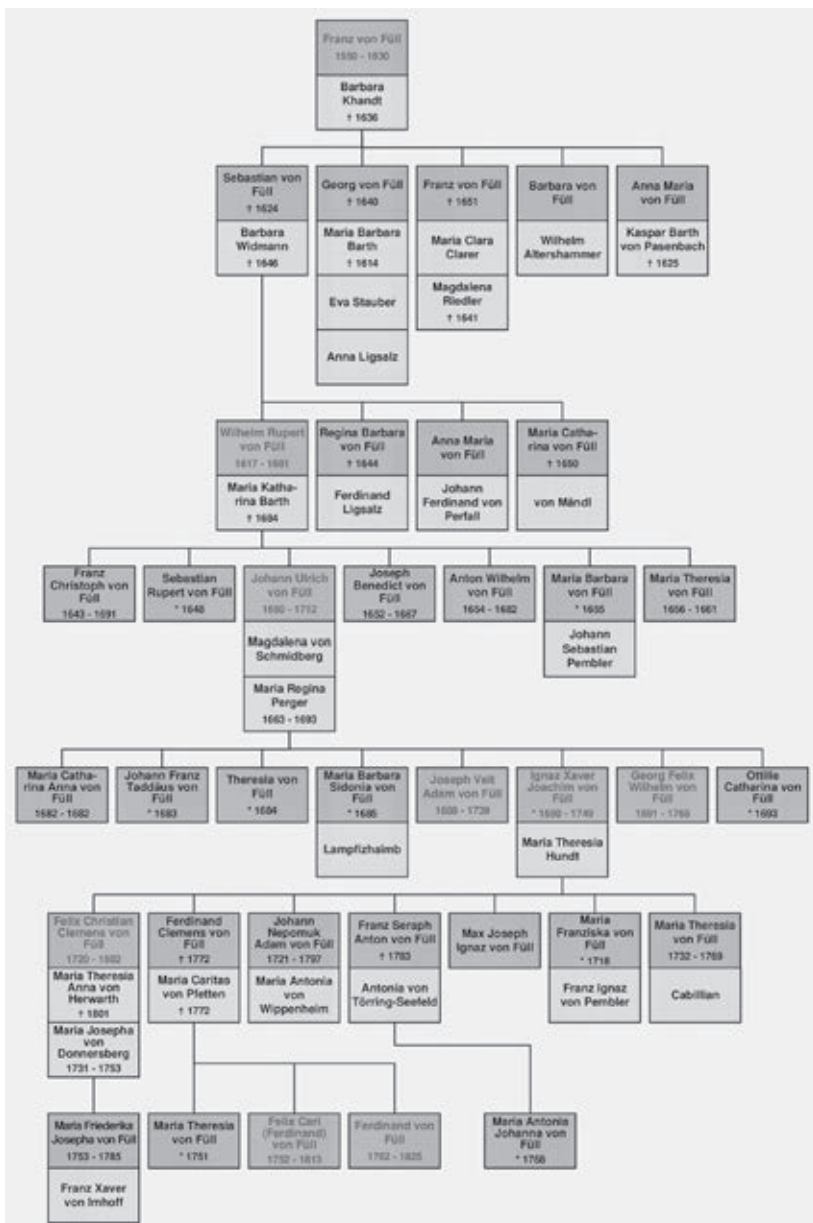
Anmerkung: Die Lebensdaten der einzelnen Familienmitglieder stimmen in den verschiedenen benutzten Quellen nicht immer überein.



Wappen der Füll.

2.6.1 Franz (von) Füll (1596 bis 1630)

Franz Füll wurde im Jahr 1550 geboren. Er war Handelsmann, Bürger und Mitglied des äußeren Rats (nachweisbar seit 1606). Seit dem Jahr 1621 war er Mitglied des inneren Rats der Stadt München.



Stammtafel derer von Füll.

Am 12. Juni 1581 heiratete er Barbara, geborene Khandt. Die beiden hatten drei Söhne (Sebastian, Georg und Franz) sowie zwei Töchter (Barbara und Anna Maria).

Franz Füll erzielte sein großes Vermögen aus dem Fernhandel mit Bozen und Italien. Dadurch konnte er Haus- und Grundbesitz in Stadt und Land erwerben und die Wohnung in der Stadt mit einem Landsitz in einem Schloss vertauschen. Durch Heirat seiner Familienmitglieder mit Angehörigen des Patriziats und des Adels erhöhte sich das Ansehen der Familie beträchtlich.

Gebäude	Käufer	Preis	Besitz von	Besitz bis
Dienerstraße 23	Franz Füll	4.500 fl.	1587	1636
Marienplatz 8	Franz Füll	4.225 fl.	1603	1712
Altheimer Eck 20 Haus C	Franz Füll	6.000 fl	1606	1659
Damenstiftstraße 3	Franz Füll	6.000 fl	1606	1659
Maxburgstraße 40	Franz Füll	2.400 fl.	1606	
Altheimer Eck 19	Franz Füll	2.600 fl.	1616	1629
Herzogspitalstraße 20	Franz Füll	4.000 fl	1617	1622
Rindermarkt 7, Haus B	Franz Füll	7.000 fl.	1621	1638
Kaufinger Straße 6	Georg Füll	10.000 fl.	1622	1658

Hausbesitz der Familie Füll in München zu Lebzeiten von Franz Füll.

An der Stelle, an der sich das Füll'sche Gebäude „Marienplatz 8“, das sog. Landschaftshaus („Ständehaus“) befand, steht heute das neue Rathaus.

Durch eine geschickte Mischung aus Unternehmungslust, Umsicht und Tüchtigkeit nutzte Franz Füll die für den Handel günstige Zeit gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Er durfte sich aber auch in reichem Maße der Gunst Herzog Wilhelms V. erfreuen. Erst durch dessen Vermittlung wurde er als Bürger und Handelsmann in die Zunft der Handelsleute und Krämer in München aufgenommen. So wuchs sein Vermögen beständig an. Bis zum Jahr 1582 war Füll in Landshut ansässig.

Franz Füll war Krämer und damit Allgemeinhandelsberechtigter. Er handelte mit Loden- und Seidenstoffen, aber auch mit Edelsteinen, Gold- und Silberwaren. Dies brachte ihm bereits 1582 Ärger mit der

Zunft der Goldschmiede ein, da ihrer Meinung nach Gold- und Silberwaren nur durch Goldschmiede vertrieben werden durften. Füll unterließ diesen Handel jedoch nicht, wie eine weitere Klage aus dem Jahr 1599 zeigt. Auch hier war ihm seine Nähe zum bayerischen Herzog von Vorteil gewesen. Schließlich belieferte er von 1583 bis 1613 den herzoglichen Hof mit derartigen Erzeugnissen.

Hier ein Beispiel über das Ausmaß eines solchen Fernhandelsgeschäfts mit Loden: Im Jahr 1623 lieferten Münchener Handelshäuser, voran die Füll und die Götz 9.000 Stück Loden, das Stück zu 34 bis 37 Ellen (ca. 30 m) mit einem Wert von 150.000 Gulden auf den Markt von Bozen in Südtirol.

Franz Füll zahlte im Jahr 1591 in München 300 Gulden Steuer, mehr als doppelt so viel wie der zweitreichste Bürger der Stadt.

Er erwarb sich für Windach durch die Stiftung eines Benefiziums ein bleibendes Verdienst. Unterwindach gehörte damals zur Pfarrei Eresing, deren Patronatsherr er war. Als im Jahr 1609 der Pfarrer von Eresing starb, präsentierte er den neuen Pfarrer unter der Bedingung, dass neben ihm künftig ein eigener Kaplan in Windach aufgestellt werde. Mit Stiftungsbrief vom 11. Oktober 1609 dotierte er diese Stelle gut und schenkte zu diesem Benefizium im Jahr 1626 ein Haus mit Garten und einer Wiese und stiftete dazu noch eine Wochenmesse mit jährlich 52 Gulden.

Auch die Eresinger Ulrichskapelle mit der Klausnerwohnung wurde im Jahr 1618 im Auftrag von Franz Füll erbaut. Ein Stein mit dem Wappen an der Stirnseite der Kapelle erinnert noch heute daran. Die Inschrift lautet: 1618 F(ranz) F(üll) Z(u) W(indach)



Wappentafel an der Ulrichskapelle in Eresing.

Ein weiteres Benefizium betrifft die Frauenkirche in München: In einem Stiftungsbrief vom 5. Juli 1626 bestimmte Franz Füll, dass der jährliche Zins in Höhe von 200 Gulden eines bei der Stadtkammer in München hinterlegten Kapitals an den neuernannten Benefiziaten der Frauenkirche in München

ausbezahlt werden sollte. Dafür solle dieser vier Wochenmessen für die ganze Familie Füll lesen.

Aber auch an die Münchener Armen dachte Franz Füll. Am 14. Juni 1615 wandelte er eine von der Stadt München durch Kauf erhaltene Gilt von 800 Gulden zu einem jährlichen Almosen an die Armen der Stadt München um.

Aufgrund dieser und weiterer Stiftungen durch Franz Füll und seine Nachkommen wurde im Jahr 1914, fast 300 Jahre später, im Stadtbezirk Harlaching die „Füllstraße“ nach ihm benannt.

Die Verantwortlichen der Stadt München bedachten dabei nicht, dass bereits im Jahre 1913 nach derselben Person eine Straße im Stadtbezirk Moosach benannt worden war, nämlich die „Franz-Fihl-Straße“, da ein gewisser Franz Fihl Eigentümer von Gütern in Moosach war.

Bei dem besagten Franz Fihl handelt es sich aber um Franz Füll, dessen Nachname in der damaligen Zeit nicht einheitlich geschrieben wurde, sondern auch als Vill, Fyll, Fill und Fihl in alten Schriftstücken auftaucht.

Wenn es galt zu helfen, gab Franz Füll. So spendete er im Jahr 1604 zur Umgestaltung des Inneren der Frauenkirche 500 Gulden. Gegenwärtig finden sich in dieser Kirche noch zwei Andenken an Franz Füll:

Ein Weihwasserkessel beim südöstlichen Portal mit dem Füll'schen Wappen und das Altarbild des um 1600 entstandenen Ecce-Homo-Altars, der auch Füll'scher Altar genannt wurde. Dieser Altar, der sich unter dem Bennobogen befand, wurde 1858 bei der Regotisierung der Frauenkirche zusammen mit dem Bennobogen abgebrochen.

Das Altarbild mit einer Darstellung des Ecce-Homo-Themas befindet sich heute in der „Kapelle des heiligen Blasius und der Unschuldigen Kindlein“ in der Münchener Frauenkirche.

Franz Füll leistete auch der Katholischen Liga, einem



Weihwasserkessel in der Frauenkirche.



Altarbild in der Frauenkirche.

Zusammenschluss der katholischen Reichsstände vor dem 30-jährigen Krieg, bedeutende Dienste und unterstützte sie mit großen Geldspenden.

Wegen dieser großen Verdienste für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wurde Franz Füll vom Kaiser Rudolf II. am 5. April 1610 in den erblichen Adelsstand erhoben und ihm ein Wappen verliehen.

Nach diesem Exkurs in die Familiengeschichte der Füll's wieder zurück nach Windach:

Dieser Franz Füll kaufte also Ende des Jahres 1596 die Hofmarken Windach und Eresing sowie den Riedhof und in der Folgezeit die Hofmark Grunertshofen (Land-

kreis Fürstenfeldbruck), sowie im Jahr 1609 die Hofmark Kammerberg (Landkreis Freising) und weitere kleinere Besitzungen. Für diese Käufe zahlte Franz Füll die Summe von 160.000 Gulden.

Am 18. Dezember 1596 belehnte Herzog Wilhelm V. Franz Füll mit Windach.

In einem Verzeichnis der Hofmarken des Landgerichts Landsberg aus dem Jahr 1598 ist auch die Hofmark Windach von Franz Füll aufgeführt.

Franz Füll sorgte in kluger Weise auch dafür, dass der reiche Besitzstand, den er erworben hatte, der Familie Füll auch erhalten blieb. Am 22. August 1610 verfasste er ein umfangreiches, sehr detailliertes Testament, in welchem für die Zukunft der Familie bestens gesorgt wurde.

Hier ein kurzer Auszug aus dem Testament:

„So unsere Seelen von den Leibern geschieden, so befelchen wir, unsere todte Körper in unserer lieben Frauen Kirchen allhie (in München) neben der Schlidauer Kapellen, als unser Begräbnis, unser beider Stant gemäß mit der Prozession, doch ohne besonderes Gepränkh zu begraben. ...

Es sollen drei Fideicommissgüter geschaffen werden für die drei Söhne Sebastian, Georg und Franz und deren männliche Nachkommen.

Sebastian, der älteste Sohn, solle nach unser beiden Absterben erhalten die Schlösser und Hofmarchen Windach, Eresing und Riedhof, ...

Der zweite Sohn Georg soll erhalten Schloss und Hofmark Cammerberg, sowie das Haus zu München, auf dem Saumarkt gelegen, cum pertinentiis.

Der dritte und jüngste Sohn Franz endlich soll erhalten Schloß und Hofmarch Grunertshofen, sammt dem Gote Vettlding bei Dachau cum pertinentiis. ...

Die Wittve Barbara Khandtin soll nach dem Tode des Franz Füll in das Handelsgeschäft eintreten. Falls sie es vorzieht, den Handel ganz den Söhnen zu überlassen, soll sie 28.000 fl. in summa oder jährlich 1.400 fl. herausbezahlt erhalten.“

Weiter verfügte er, dass in jedem Fideikommiss stets der älteste männliche Nachkomme nachfolgen soll. Das Fideikommissgut eines ausgestorbenen Zweiges soll zu gleichen Teilen an die zwei Ältesten der beiden anderen Zweige fallen.

Das **Fideikommiss** (wörtlich: „zu treuen Händen belassen“) war eine Einrichtung des Erbrechts, wonach durch Stiftung das Vermögen einer Familie, meist Grundbesitz, auf ewig geschlossen erhalten werden sollte und immer nur ein Familienmitglied allein das Nießbrauchsrecht innehatte. Er regelte auch, dass im Kriegsfall etwaige Lösegeldforderungen durch alle drei Fideikommissgüter zusammen aufgebracht werden mussten. Dasselbe galt bei großen Schäden z. B. durch Brand.



Wappen von Franz Füll im Fußboden der Ulrichskirche in Eresing.

Sebastian, der älteste Sohn von Franz von Füll, heiratete im Jahre 1611 Barbara, die Tochter des Handelsherrn Berthold Widmann aus Salzburg. Aus der Ehe gingen ein Sohn und drei Töchter hervor. Die Fernhandelsgeschäfte und die Tätigkeit von Sebastian Füll als kaiserlicher Kriegskommissar hatten häufige Reisen zur Folge. Von denen brachte er oft Reliquien heiliger Märtyrer mit, die er Kirchen schenkte. Er starb im Sommer des Jahres 1624 und wurde in der Augustinerkirche in München beerdigt.

Franz von Füll der Ältere starb am 10. Mai 1630 im Alter von achtzig Jahren. Seine Ehefrau war bereits 14 Jahre vorher gestorben. An ihrer Seite fand er in der Münchener Frauenkirche seine letzte Ruhe.

Da Sebastian, der älteste Sohn von Franz von Füll nicht mehr lebte, erhielt wiederum dessen ältester Sohn Wilhelm Rupert die Hofmarken Windach und Eresing, Franz von Füll's zweiter Sohn Georg die Hofmark Kammerberg und der dritte Sohn Franz der Jüngere die Hofmark Grunertshofen.

2.6.2 Wilhelm Rupert von Füll (1630 bis 1681)

Wilhelm Rupert war zum Zeitpunkt des Todes seines Großvaters erst 13 Jahre alt. Windach wurde daher von seinen beiden Onkeln Georg und Franz von Füll verwaltet.

Ein Schreiben aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der den Füll'schen Reichtum stark verminderte, weist auf die Kriegsunruhen hin. Franz von Füll zu Grunertshofen, der Vormund des jungen Wilhelm Rupert, schreibt an Andreas Faber, den Hofmarksrichter von Windach am 8. März 1632: „... daß vorgestern auf den Abend ein churfürstlicher Bevelch ergangen an die Clöster und vermöglicheren Gotteshäuser, deren Kirchenschätze betreffend, selbige, weillen sie gemainiglich von Markt und Stätten entlögen, zur Verhütung eines unversehenen Einfalls der Feinde ihre besten Sachen nacher Ingolstadt, Purckhausen oder dergleichen Stätt verschicken möchten. Als stehe ich meinen Theils noch zur Zeit selbst an, was ich mich gewisser Bedenken halber derentwegen resolvieren möchte.“

Von Füll fürchtete zu Recht, dass diese Kirchenschätze in der Kriegskasse verschwinden würden. Als die Schweden in Bayern einfielen, kam Windach sehr glimpflich davon. Kein einziges Haus wurde durch

Brand zerstört, da sich der Hofmarksherr gegen entsprechende Bezahlung einen Schutzbrief, eine sogenannte „salva guardia“, verschaffen konnte. Nur zwei Personen werden in den Matrikelbüchern als von den schwedischen Soldaten ermordet aufgeführt.

Von Oktober bis Dezember 1635 herrschte in der Umgebung von Windach die Pest. Obwohl ihr im nahen Eresing 42 Menschen zum Opfer fielen, gab es in Windach keine Opfer.

Als im Jahr 1640 sein Onkel Georg ohne männlichen Nachkommen starb, erbte Wilhelm Rupert von Füll den halben Anteil an der Hofmark Kammerberg.



*Wappen der Familie von Füll
auf dem Taufbecken in der
Ulrichskirche in Eresing.*

Am 4. September 1642 verehelichte er sich mit Maria Katharina Barth von Pasenbach-Harmating. Das Ehepaar hatte sieben Kinder, fünf Söhne sowie zwei Töchter.

Nach dem Tod von Franz von Füll dem Jüngeren im Jahr 1651 ging die Hofmark Grunertshofen auf dessen Sohn Johann Franz über. Als im Jahr 1658 auch dieser ohne männliche Nachkommen verstarb, erbte Wilhelm Rupert die Hofmark Grunertshofen. Ab diesem Jahr befanden sich wieder alle drei Fideikommissgüter in einer Hand.

Während des Dreißigjährigen Krieges war der Besitz Wilhelm Ruperts von Füll's schwer geschädigt worden. Die Erbschaften von Kammerberg und Grunertshofen kamen sehr gelegen.

Im Jahr 1663 ließen Wilhelm Rupert und seine Ehefrau die Kirche in Unterwindach durch Wessobrunner Stuckateure restaurieren. Dabei wurde unter dem Chorbogen neben dem Füll-Barth'schen Wappen die rätselhafte Inschrift angebracht:

M. C. F. V. W. G. B. V. B. H.

Diese Inschrift bedeutet: Maria Catharina Füll von Windach, Georg Barth von Basenbach-Harmating.

Wilhelm Rupert starb am 15. Dezember 1681 und wurde wie sein Vater in der Augustinerkirche in München beerdigt. Maria Catharina

starb am 19. Juni 1684, Sie fand ihre letzte Ruhestätte in der Füll'schen Gruftkapelle der Pfarrkirche Eresing.

Die beiden ältesten Söhne von Wilhelm Rupert traten in den geistlichen Stand. Somit erbte den gesamten Füll'schen Besitz der dritte Sohn Johann Ulrich.

2.6.3 Johann Ulrich von Füll (1681 bis 1708)

Johann Ulrich von Füll wurde am 10. Juli 1650 geboren. 1683 verehelichte er sich mit Maria Regina Perger von Emslieb, der Tochter von Thomas Perger von Emslieb bei Salzburg und seiner Ehefrau Maria Sidonia. Dieser Ehe entstammten drei Söhne und drei Töchter.



*Altarbild in St. Vitus in Oberwindach,
gestiftet von Johann Ulrich von Füll.*

1684 kaufte er das in den Jahren 1570 bis 1572 im Westen an die Ottilienkapelle in Emming (jetzt: St. Ottilien) angebaute Schlösschen mit prunkvollem Rittersaal. In den beiden nächsten Jahren ließ er es samt der Ottilienkapelle durch den Wessobrunner Stuckateur Johann Schmuzer barockisieren.

Am 26. Dezember 1688 wurde dem Ehepaar nach zwei Mädchen der langersehnte Junge geboren. Aus diesem Anlass stiftete Johann Ulrich das Altarbild für die Vituskirche in Oberwindach. Es stellt das Martyrium des Hl. Vitus dar und wurde vom Kunstmalter Melchior Steidl angefertigt.

Am 21. Juni 1691 wurde Johann Ulrich von Kurfürst Max Emanuel in den Freiherrnstand erhoben.

Am 12. September 1693 starb Maria Regina von Füll an der Geburt ihres sechsten Kindes.

Johann Ulrich von Füll verheiratete sich ein zweites Mal, mit Magdalena von Schmidberg, einer Tochter von Andreas von Schmidberg und dessen Ehefrau Sidonia.

Er starb im Jahr 1708 im Alter von 58 Jahren. Seine zweite Ehefrau Magdalena starb in Bregenz, wo sie nach dem Tod ihres Mannes hinzog.

Der Besitz wurde unter den drei Söhnen aufgeteilt: Joseph Veit Adam erbt das Gut Windach mit Eresing und Emming, Ignaz Xaver Joachim das Gut Kammerberg und Georg Felix Wilhelm das Gut Grunertshofen.

Der allzu frühe Tod von Johann Ulrich, seine Söhne waren erst zwischen 17 und 20 Jahre alt, verbunden mit der Teilung des Füll'schen Besitzes führten letztlich zum Verfall der einst so reichen Familie. Ihren Verfall konnte auch die Vormundschaft nicht aufhalten, unter die sie gestellt waren.

2.6.4 Joseph Veit Adam von Füll (1708 bis 1739)

Joseph Veit Adam wurde am 26. Dezember 1688 geboren. Als Ältester erbt er beim Tode seines Vaters im Jahre 1708 das Gut Windach mit Eresing und Emming. Auch die Einkünfte der Kommende des St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, die die Familie seit Sebastian von Füll erhielt, standen ihm zu. Eine Kommende bezeichnet die Übertragung der Einkünfte eines kirchlichen Vermögens unter Befreiung von den Amtspflichten.

Am 5. April 1710 übernahm er die selbstständige Verwaltung des Gutes Windach. Im Gegensatz zu seinen Vorfahren war Joseph Veit Adam ein sehr strenger Herr. Deshalb erhoben im Jahr 1729 seine Hofmarksuntertanen wegen der von ihnen verlangten vielen Scharwerkarbeit Klage beim Kurfürsten.

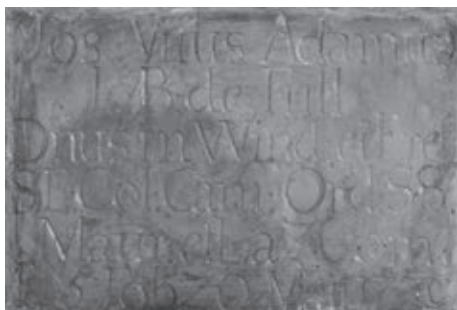


Das Windacher Schloss auf einer Stifertafel 1723.

„Wir allerschlechtest Leer=Häusler müessen bey jetziger Theurung und ungemein großen Hitz ohne ainzigen Bissen Broth eine Zeit her fast wochentlich über den dritten Tag zur Arbeith khommen, die unserige zu Hauß versaumben, folgsamb Weib und Khindt sambt uns fast vor Hunger verschmachten lassen.“

Sie baten den Kurfürsten, wenigstens so viel zu verfügen, dass sie gleichheitlich zur Scharwerk herangezogen werden und sie, wie andernorts üblich, mittags ein Stück Brot erhielten.

Am 16. Mai 1731 reichte Propst Herculanus in Dießen im Namen der Oberwindacher Hofmarksuntertanen eine neue Klage ein. Er bittet darum, dass die Scharwerksarbeit erleichtert und den Untertanen die Ablösung ermöglicht werde, *„damit sie bei diesen harten Zeiten nit gar vermittels Aufbürdung unerschwinglicher Lasten mit Weib und Kind von Haus und Hof verstoßen, folglich an den Bettelstab getrieben werden möchten.“*



*Tafel an der Grablege von Joseph Veit
Adam von Füll in der Gruft der Eresinger
Ulrichskirche.*

Daraufhin kommt am 27. Juli 1731 aus der kurfürstlichen Hofkammer ein sehr scharfer Verweis an Joseph Veit Adam von Füll *„daß wir solche Beschwerden zu unserm ungnädigsten Mißfallen vernommen.“*

Am 20. Mai 1739 starb Joseph Veit Adam von Füll in München im Alter von 50 Jahren ohne Nachkommen.

Gut Windach mit Eresing und Emming ging nun jeweils zur Hälfte über auf seine beiden Brüder, Ignaz Xaver Joachim in Kammerberg und Georg Felix Wilhelm in Grunertshofen.

2.6.5 Ignaz Xaver Joachim und Georg Felix Wilhelm von Füll (beide 1739 bis 1749)

Ignaz Xaver Joachim, geboren am 17. Juni 1690, wurde im Jahr 1708 Hofmarksherr von Kammerberg. Er heiratete um das Jahr 1717

Maria Theresia Hundt zu Lauterbach und Eisolzried. Die beiden hatten fünf Söhne sowie zwei Töchter.

Obwohl er zu den Einkünften aus dem Gut Kammerberg noch die Einkünfte des Hauptpflegers von Hohenschwangau bezog, war er, wie schon zuvor sein Bruder Veit Adam, ständig in Geldnöten. Mehrfach versuchte er vergeblich, Kammerberg zu verkaufen.

So dürfte es ihm gelegen gekommen sein, dass er in Besitz der Hälfte des Gutes Windach und als Familienältester auch noch die Einkünfte der Kommende des St. Mauritius- und Lazarus-Ordens erhielt.

Ignaz Xaver Joachim Freiherr von Füll starb 1749 im Alter von 59 Jahren auf Hohenschwangau. In einem Testament bestimmte er, dass seine drei älteren Söhne die drei Hofmarken Windach, Kammerberg und Grunertshofen erhalten sollen. Der vierte Sohn solle das Gut Emming, die Hauptpflege von Hohenschwangau und die Ordenskommende bekommen.

Georg Felix Wilhelm von Füll wurde am 1. Dezember 1691 als dritter Sohn des Johann Ulrich geboren. 1708 erbte er von seinem Vater die Hofmark Grunertshofen. Nach dem Tod seines Bruders Ignaz Xaver Joachim im Jahr 1749 überließ er das Gut Windach, dessen Mitbesitzer er seit dem Jahr 1739 war, ganz dessen ältestem Sohn. Er starb am 26. März 1765 ohne Nachkommen.



*Tafel an der Grablege von Joseph Veit
Adam von Füll in der Gruft der Eresinger
Ulrichskirche.*

2.6.6 Felix Christian Clemens von Füll (1749 bis 1802)

Felix Christian Clemens, der älteste Sohn von Ignaz Xaver Joachim, wurde am 24. November 1720 geboren und im Jahr 1749 Hofmarksherr

von Windach. Er war kurfürstlicher Kämmerer und Oberstleutnant. Am 18. Oktober 1751 heiratete er Maria Josepha von Donnersberg, welche bereits zwei Jahre später verstarb. Der Ehe entspross eine Tochter.

Am 20. Oktober 1755 vermählte er sich erneut, mit Maria Theresia Anna von Herwarth auf Hohenburg. Die Beiden hatten mehrere Kinder, welche aber alle in jungen Jahren starben.

Auch Felix Christian Clemens litt unter sehr großen Geldsorgen, so dass die Familie von Füll 1754 durch einen Familienvertrag eine „Schulden-Abledigungs-Kassa et massa für Herrn Felix junior“ ins Leben rief,

in welche jährlich 200 Gulden gelegt werden sollten.

Zudem musste er sich im Jahr 1764 vor dem kurfürstlichen Hof wegen seiner Gewalttätigkeit verantworten. In späteren Jahren wurde er aber noch ein milder Herr für seine Untertanen und ein Wohltäter für die Armen.

Am 25. April 1802 verstarb Felix Christian Clemens von Füll im hohen Alter von 82 Jahren in Windach und wurde mit großen Ehren in Eresing bestattet.



Tafel an der Grablege von Felix Christian Clemens von Füll in der Gruft der Eresinger Ulrichskirche.

2.6.7 Felix Carl von Füll (1802 bis 1810)

Nach dem Tod von Felix Christian Clemens im Jahr 1802 übernahm sein Neffe Felix Carl, in einer Quelle auch Felix Ferdinand genannt, Hofmarksherr von Kammerberg, die Verwaltung des Gutes Windach. An seinen Bruder Ferdinand, Hofmarksherrn von Grunertshofen, zahlte er jährlich eine vereinbarte Geldsumme.

Die Stelle eines Hauptpflegers von Hohenschwangau und die Kommende des St. Mauritius- und Lazarus-Ordens gingen ab diesem Zeitpunkt für die Familie Füll verloren.

Als Felix Carl wegen schwerer Erkrankung diese Verwaltung nicht mehr fortführen konnte, übernahm sie am 16. Oktober 1810 sein Bruder Ferdinand. Dieser gab Felix Carl einen jährlichen Geldbetrag von 800 Gulden. Mit diesem Geldbetrag musste er seinen Unterhalt bestreiten, denn das Gut Kammerberg konnte er nicht mehr halten.

Am 12. Oktober 1813 verstarb Felix Carl. Vorher hatte er noch testamentarisch seinen Bruder Ferdinand zum Alleinerben des Gutes Windach bestimmt.

2.6.8 Ferdinand von Füll (1810 bis 1825)

Gegen dieses Testament erhoben die anderen Erben von Felix Carl Einspruch mit der Begründung, dass Felix Carl geisteskrank gewesen sein. In einem langwierigen und kostspieligen Prozess wurde entschieden, dass Ferdinand alleiniger Eigentümer von Windach sei. Er starb als königlicher Regierungsrat in Landshut am 22. November 1825. Da sowohl er, als auch sein Bruder keine männlichen Nachkommen hatten, erlosch mit ihm die Familie von Füll im Mannesstamm.

Ferdinand von Füll setzte seinen entfernten Cousin Max Joseph von Pfetten zu St. Mariakirchen zu seinem Universalerben ein.

2.7 Die Pfetten-Füll (1825 bis 1886)

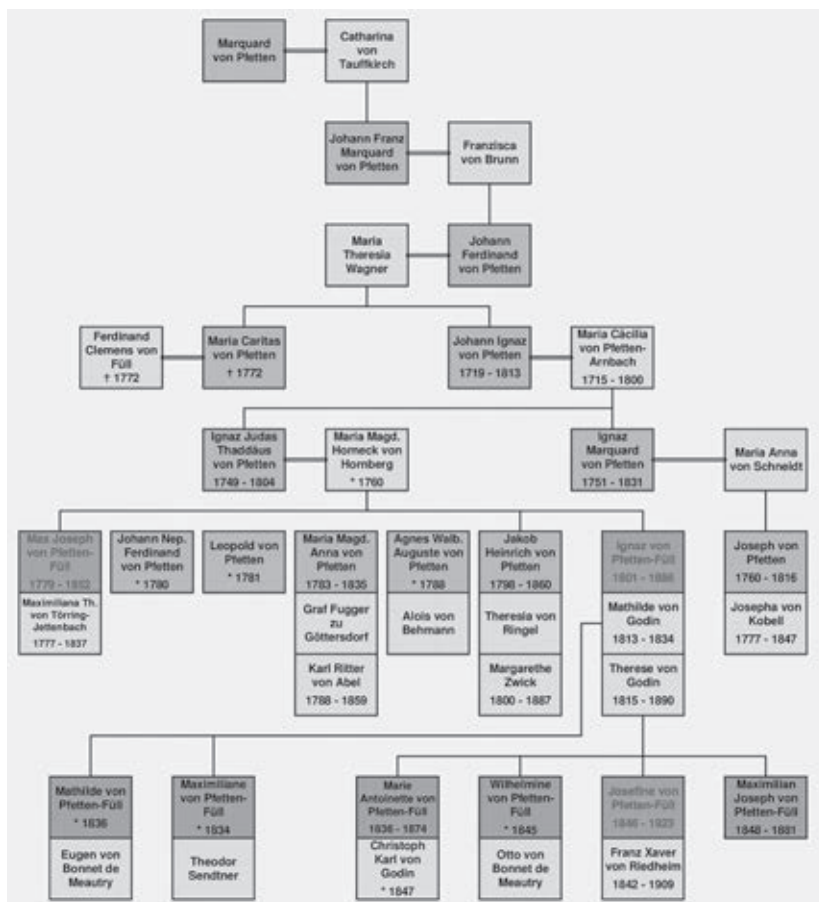
Die Pfetten sind ein oberbayerisches Adelsgeschlecht, deren Zweige zum Teil bis heute bestehen. Es gehört zum Uradel in Altbayern.

2.7.1 Max Joseph von Pfetten-Füll (1825 bis 1852)

Max Joseph von Pfetten-Füll wurde am 1. März 1779 als Sohn des Ignaz Thadäus von Pfetten zu St. Mariakirchen und der Maria Magdalena geb. Horneck von Homberg geboren. Er war der Enkel von Johann Ignaz von Pfetten, des Bruders von Maria Caritas von Füll.



*Stammwappen derer von
Pfetten, verliehen
im Jahr 1668.*



Stammbaum derer von Pfteten und derer von Pfteten-Füll.

Im Jahr 1825 übernahm er die vom umfangreichen Füll'schen Besitz noch übrig gebliebenen Güter Windach und Grunertshofen. Alle anderen Besitzungen oder Rechte waren mittlerweile verlorengegangen. Er führte eine Reihe von Prozessen, um die Rechte wieder zurückzugewinnen, erreichte es aber nicht.

Max Joseph nahm den Namen Pfteten-Füll an. Im Jahr 1826 wurde ihm das Wappen Pfteten-Füll verliehen, welches das Füll'sche Wappen mit dem seiner Familie vereinigte.

Max Joseph von Pfetten-Füll war mit Maximiliana Theresia von Törring-Jettenbach (geboren am 8. April 1777 in München) verheiratet, welche am 7. November 1837 starb. Die beiden hatten keine Kinder.

Während der Zeit Max Josephs wurde in Windach auch eine eigene Schule errichtet und am 18. Oktober 1841 eröffnet. Bis dahin mussten die Windacher Kinder die Schule in Eresing besuchen. Der erste Lehrer war Schullehrling Georg Berger. Im ersten Jahr besuchten 68 Kinder die Werktagsschule und 43 die Feiertagsschule. Der Schulsprengel umfasste die Orte Unter-, Mitter- und Oberwindach.



*Das Wappen der
Freiherrn von Pfetten-Füll,
verliehen im Jahr 1826.*

Im Jahr 1848 war es in Bayern und damit auch in Windach endgültig vorbei mit der Herrschaft des Adels oder der Klöster über die Bevölkerung. Die sog. Patrimonialgerichte wurden aufgelöst. Es wurden die Gemeinden Unterwindach und Oberwindach gebildet.

Bereits im Zuge des Gemeindeedikts von 1818 wurde die Gemeinde Windach gebildet. Sie gehörte aber nicht zum Landgericht Landsberg, sondern stand noch unter patrimonialgerichtlicher Gemeindeverwaltung (Hofmark Windach unter Rittmeister Ferdinand von Füll).

Zum Patrimonialgericht Windach gehörten Oberwindach, Unterwindach und Eresing. Man sprach von einem Patrimonialgericht I. Klasse. 1826 verzichtete Max Joseph von Pfetten-Füll auf die streitige Gerichtsbarkeit, so dass bis 1848 nur mehr ein Patrimonialgericht II. Klasse bestand.

Am 22. April 1852 starb Max Joseph.

Er wurde, wie schon seine Gattin zuvor, in Grunertshofen begraben. Als Erben setzte Max Joseph seinen Bruder Ignaz von Pfetten ein.

2.7.2 Ignaz von Pfetten-Füll (1852 bis 1886)

Ignaz nannte sich ebenfalls von Pfetten-Füll. Er wurde am 25. Mai 1801 auf Schloss Mariakirchen geboren.



*Ignaz von Pfetten-Füll
(Gemälde von Wilhelm Heinrich Füssli).*

Am 11. November 1832 heiratete er Mathilde von Godin, welche bereits am 17. November 1834 verstarb. Die beiden hatten zwei Kinder.

Ein Jahr später, am 24. November 1835 vermählte sich Ignaz mit Therese von Godin, der Schwester seiner verstorbenen Frau. Von den acht Kindern, die aus diesen beiden Ehen hervorgingen, starben fünf vor dem Vater, darunter der einzige Sohn. Er hatte sich dem Militärdienst gewidmet und wurde als Rittmeister das Opfer eines Duells.

Ignaz von Pfetten-Füll erhielt als Revierförster in Zusmarshausen seine erste Anstellung. Von 1844 bis zu seinem krankheitsbedingten Ruhestand im Jahr 1853 leitete er als Forstmeister das Forstamt Friedberg, wo er auch wohnte. Nach seiner Pensionierung zog er nach München.



Der erste Windacher Pfarrer: Narziss Baader.

Ignaz und Therese von Pfetten-Füll ließen sich von dem Schweizer Maler Wilhelm Heinrich Füssli porträtieren. Die Gemälde befinden sich im Schloss Harthausen (Landkreis Günzburg).

1886 wurde das seinerzeit von Franz Füll gestiftete Benefizium Windach zu einer Pfarrei erhoben. Die bisher zur Pfarrei Schondorf gehörigen Ortschaften Ober-

windach und Steinebach wurden mit der neuen Pfarrei vereinigt. Erster Pfarrer wurde Narziss Baader (1886 bis 1912).

Bereits zwei Monate später, am 2. August 1886 verschied Ignaz von Pfetten-Füll. Mit ihm erlosch die Linie Pfetten-Füll nach nur 61 Jahren. Seine Gemahlin folgte ihm am 1. September 1890 im Tode nach.

Das Gut Windach ging über auf seine Tochter Josephine und ihren Ehemann Franz Xaver von Riedheim.

2.8 Die Riedheim (1886 bis 1902)

Riedheim ist der Name eines alten bayerisch-schwäbischen Adelsgeschlechts. Die erste Erwähnung war ein Fredericus de Rietheim im Jahr 1292. Am 27. September 1590 erhielt die Familie den Reichsfreiherrnstand.

2.8.1 Franz Xaver und Josefine von Riedheim (1886 bis 1902)

Josefine von Riedheim erwarb das Schlossanwesen in Unterwindach, indem sie ihren Geschwistern bzw. deren Nachkommen den ererbten Anteil von 120.000 Mark auszahlte.

Bereits 18 Jahre zuvor, nämlich am 29. Mai 1869 vermählte sich Josefine von Pfetten-Füll (geboren am 27. September 1846 in Friedberg) in München mit Franz Xaver von Riedheim, einem Offizier in der Königlich-Bayerischen Armee.

Das Ehepaar hatte zwei Söhne und fünf Töchter.

Freiherr von Riedheim nahm als Offizier an den Kriegen 1866 und 1870/71 teil und war bei der Festversammlung zur



Wappen derer von Riedheim.



Hochzeitsfoto von Franz Xaver und Josefine von Riedheim aus dem Jahr 1869.

Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Schlosses Versailles am 18. Januar 1871 anwesend.

Im Jahr 1902 verkaufte Josefine von Riedheim ihrer Tochter Wilhelmine Cucumus das Schlossanwesen in Unterwindach.

Franz Xaver von Riedheim war auch dem Windacher Veteranenverein eng verbunden. Bei der Enthüllungsfeier des Kriegerdenkmals am 21. September 1904 hielt er eine Rede.

Am 18. Dezember 1909 verstarb Franz Xaver von Riedheim.

2.8.2 Arthur und Wilhelmine Cucumus (1902 bis 1906)

Wilhelmine Josefine Marie Cucumus wurde am 7. Dezember 1877 in Neu-Ulm als Freiin von Riedheim geboren. Am 25. Mai 1897 heiratete sie in Ulm Arthur August Franz Cucumus, geboren am 6. Februar 1875 in München als Sohn des Reichsgerichtsrats Gottfried Cucumus und seiner Ehefrau Maria. Arthur schlug die Soldatenlaufbahn in der Württembergischen Armee ein.

Zwei Jahre später, am 27. März 1899, wurde in Weingarten ihr Sohn Elmar Gottfried Franz Maria geboren. Er blieb ihr einziges Kind. Elmar starb am 25. Mai 1966 in München.

Im Jahr 1902 übergaben Franz Xaver und Josefine von Riedheim ihrer Tochter Wilhelmine das Schlossanwesen in Unterwindach.

Danach ging es für kurze Zeit aufwärts mit dem Schlossanwesen. Im Jahr 1903 kauften sie noch die Anwesen „Jägersölden“ (Hausnummer 13) in Unterwindach und den Riedhof (Hausnummer 21) in Oberwindach.

Im Jahr 1905 tauschten die Schlossbesitzer die herrschaftlichen Wälder an der Burgleiten gegen die landwirtschaftlichen Gebäude des Gastwirtes Johann Lindenmüller.

Vielleicht aufgrund der übernommenen Verpflichtungen im Übergabevertrag kam das Ehepaar in finanzielle Schwierigkeiten. Ende 1906 verkaufte es das Schlossgut an den Münchner Großkaufmann Ludwig Sensburg.

Am 7. Februar 1908 ließ sich das Ehepaar Cucumus in München scheiden. Wilhelmine Cucumus nahm wieder ihren Mädchennamen von Riedheim an.

Arthur Cucumus heiratete am 18. August 1914 erneut, eine Wilhelmine Selowsky. Er verstarb 1946 in Pullach.

Wilhelmine von Riedheim verstarb am 28. August 1951 in München.

2.9 Ludwig Sensburg (1906 bis 1910)

Ludwig Sensburg wurde am 16. Oktober 1869 in Burghausen als Sohn eines Inspektors der Süddeutschen Bodencreditbank August Sensburg und seiner Ehefrau Eleonore geboren. Er trat zunächst in die Fußstapfen seines Vaters und wurde ebenfalls Beamter dieser Bank.

Am 18. Juni 1894 heiratete er in München Marie Weise.

Im Jahr 1904 ließ er ein Exportgeschäft unter seinem Namen in das Handelsregister eintragen. Diese Firma mit Sitz in der Herzog-Rudolf-Straße 11 in München, welche später den Namen Sahir erhielt, stellte Präparate zur Desinfektion des Mundraums her.

Mit Kaufvertrag vom 4. Dezember 1906 erwarb er das Schlossanwesen in Unterwindach von Arthur und Wilhelmine Cucumus für 350.000 Mark, wovon ein großer Teil auf die Übernahme von Hypotheken und Verrechnungen fiel.

Vermutlich kam er an das Schloss Windach durch seine Jagdleidenschaft, denn in den Protokollbüchern des Gemeinderats befindet sich ein Eintrag vom 24. März 1909, aus dem hervorgeht, dass die bisherige Gemeindejagd wieder an Ludwig Sensburg verpachtet wird. Wenn man davon ausgeht, dass die Jagd meist fünf bis sechs Jahre verpachtet wird, wäre er schon Jagdpächter gewesen, bevor er das Schloss gekauft hat.

Am 19. Oktober 1909 verkaufte Ludwig Sensburg das Schloss an das Ehepaar Hans Heinrich und Olga Freyer. Er starb am 4. März 1936, seine Frau Marie am 2. Juni 1941, beide in München.

2.10 Friedrich Theodor von Vultée

Friedrich (Fritz) Theodor von Vultée wurde am 18. November 1880 in Dippach (Thüringen) als zweiter Sohn des Karl Amand Eduard Hugo von Vultée und seiner Ehefrau Marie Ludowike Gabriele geborene Freiin von Cornberg geboren. Seiner Familie gehörten seit 1720 Schloss und Gut Dippach bei Eisenach.

Am 12. Februar 1908 heiratete er in Karlsruhe Meta Dreyer, welche am 13. Juli 1887 in Karlsruhe als Tochter des Majors Wilhelm Dreyer und seiner Ehefrau Maria Karoline geb. Rapp geboren wurde.

Am 10. Oktober 1908 kaufte er zusammen mit seiner Frau das Schlossanwesen Unterwindach für 350.000 Mark von Ludwig Sensburg. Da sie den Verpflichtungen im Kaufvertrag nicht nachkamen, wurde dieser ein Jahr später wieder aufgelöst.

Meta konnte sich nicht mit dem Leben in der ländlichen Umgebung von Dippach anfreunden und trieb durch ihre Extravaganzen und Verschwendungssucht das Gut in den Ruin. Im Jahre 1909 wurde der Konkurs über das hoch verschuldete Gut eröffnet und anschließend der Besitz zerschlagen. Die Ehe wurde am 11. Oktober 1912 geschieden.

Friedrich Theodor von Vultée fiel am 29. September 1914 in Chalgerange (Belgien) durch einen Bauchschuss.

2.11 Hans Heinrich und Olga Freyer (1910 bis 1912)

Hans Heinrich Richard Hubertus Freyer wurde am 8. September 1885 in Allenstein (Ostpreußen) als Sohn des Hauptmanns Albrecht Freyer und seiner Ehefrau Margarethe geb. Guradzc geboren.

Um 1910 heiratete er die am 2. August 1883 in München geborene Olga Emilia Löhle. Die beiden hatten eine Tochter Margareta Rita.

Hans Heinrich Freyer kaufte das Unterwindacher Schloss am 19. Oktober 1909 von Ludwig Sensburg für 300.000 Mark. Als Verwalter des Gutes setzte er Karl Franz Maria Graf Fischler von Treuberg (1885–1948) aus Murnau ein. Fischler von Treuberg hatte eine bemerkenswerte Vorfahrin: Seine Großmutter war die Tochter Dom Pedro's I., Kaiser von Brasilien von 1822 bis 1831.

Aus einem Briefkopf von 1911 geht hervor, dass das Schloss damals bereits einen Telefonanschluss mit der Nummer „Geltendorf 8“ hatte.

Am 3. Januar 1912 starb Olga Emilie Freyer im Rot-Kreuz-Krankenhaus in München an den Folgen einer Blutvergiftung. Sie soll sich am bunten Weihnachtsschmuck an der Lippe geschnitten haben.

Hans Heinrich Freyer verkaufte das Schloss daraufhin am 17. Juni 1912 an Xaver Schneider.

Er trat in die Württembergische Armee ein und fiel gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges am 20. August 1914 in der Schlacht bei Hochwalsch (Lothringen).

Tochter Margareta Rita Freyer kam im Jahr 1932 nach Windach und besuchte ihr Geburtszimmer. Sie zeigte ein Gästebuch ihrer Eltern vor, woraus hervorging, dass der ehemalige Bischof von Augsburg (Maximilian von Lingg) im Schloss Windach zu Gast war.

2.12 Xavier Schneider (1912 bis 1916)

Xaver Schneider kaufte das Schloss am 17. Juni 1912 um 200.000 Mark von Hans Heinrich Freyer. Über ihn ist nur sehr wenig bekannt: Er war ledig, Privatier, Jäger und stammte aus Starnberg.

Am 28. August 1916 verkaufte er das Schlossgut an Rudolf Nötzli.

2.13 Rudolf Nötzli (1916 bis 1918)

Rudolf Nötzli wird Schlossbesitzer in Unterwindach am 28. August 1916. Er war Schweizer und stammte aus Rätterschen (Gemeinde Elsau, Bezirk Winterthur).

Er errichtete im Jahr 1918 in Unterwindach eine Stiftung zu Gunsten vermögensloser Kinder in den Gemeinden Oberwindach und Unterwindach mit dem Namen „Nötzli-Waisenstiftung Windach“ und übergab dieser Stiftung 10.000 Mark. Die Stiftung hatte ihren Sitz in Unterwindach.

Am 23. Oktober 1918 verkaufte er das Schloss an Otto und Maria Häberer.

Rudolf Nötzli erwarb im Jahr 1921 das Schlossgut Leifling südlich von Lavamünd in Kärnten. Dort starb er um 1952/53.

2.14 Otto, Maria und Martin Häberer (1918 bis 1929)

Otto Häberer, ein Industrieller aus Rodewisch (Sachsen) wurde am 24. Juni 1868 geboren. Am 23. Oktober 1918 erwarb er zusammen mit seiner Ehefrau Maria Häberer das Schlossanwesen für 392.000 Mark von Rudolf Nötzli.

Bereits kurze Zeit später, am 17. Juli 1919, verstarb Otto Häberer während eines Kuraufenthaltes in Bad Nauheim. Das Schlossgut führten seine Witwe und sein Sohn Martin (geboren am 9. Juni 1900 in Rode-
wisch), der beim Tod seines Vaters noch nicht volljährig war, weiter.

Am 12. Dezember 1919 brannte um 21 Uhr infolge Selbstentzündung des Heus der große Ökonomiestadel des Schlossanwesens bis auf die Grundmauern ab.

** Unterwindach, 15. Dez. Ein schweres Brand-
unglück betraf am Freitag abends 9 Uhr das Schlossgut
Windach. Der große Ökonomiestadel stand in Flammen und
brannte bis auf die Grundmauern nieder und mit ihm verbrannte
fast die gesamte Getreide-, Gras- und Grummeternie. Das Vieh
konnte glücklich gerettet werden, muß jedoch sehr infolge Futter-
mangels verlost werden. Der Schaden beläuft sich auf über 400 000
Mark. Die Feuerwehren der umliegenden Ortschaften waren rasch
und vollständig zur Stelle und leisteten ihr Bestes zur Rettung
des Viehes, wie auch der anliegenden Gebäude. Der glückliche
Umschlag, daß Windstille herrschte, bewahrte uns vor einer gewer-
toren Katastrophe, da durch die anwachsende Hitze Gefahr für
das ganze Dorf bestand. Die Löscharbeiten sind noch
nicht geendigt.*

*Ausschnitt aus dem „Oberbayerischen
Generalanzeiger“ vom 16. Dezember 1919.*



*Die abgebrannten Ökonomiegebäude
des Schlossguts nach dem
Brand vom 12. Dezember 1919.*

der großen Kälte das nasse Element gleich zu Eis erstarrte.“

Am 21. September 1921 brannte der neu errichtete Stadel nieder.

Auszug aus dem „Oberbayerischen Generalanzeiger“ vom 22. Sep-
tember 1921:

*„Unterwindach, 22. Sept. Vor etwa 1½ Jahren ist infolge Selbst-
entzündung des Grummetstockes der große Stadel des hiesigen Schloßgutes
niedergebrannt. An dessen Stelle erstand ein neuer außergewöhnlich großer
Stadel, der noch nicht einmal ganz fertig war und ob seiner Ausmaße und*

Bei den Löscharbeiten
half auch die Feuerwehr des
benachbarten Klosters St. Ot-
tilien. In der Klosterchronik
steht darüber zu lesen:

*„Abends schreckte uns
Feueralarm. Der Stadel der
Schloßökonomie in Unter-
windach brannte vollständig
nieder. Alles Futter und der
größte Teil der Frucht wurde
ein Raub der Flammen. Von
der Klosterfeuerwehr waren 20
Mann unter der Führung un-
seres Feuerwehrkommandanten
R. P. Kanut sofort zur Stelle.
Außerdem stellten sich noch 5
andere Feuerwehren ein. Leider
war das Löschen mit Wasser so
gut wie unmöglich, weil bei der*

modernen Bauweise allgemeines Aufsehen erregte. Gestern nachmittags gegen 3 Uhr entstand nun an einer elektrischen Schalttafel an dem Nebengebäude des Hauptstadels ein Kurzschluß, der sofort beide Gebäude in Brand setzte.“

Ursache des Brandes waren angeblich unvorschriftsmäßige Sicherungen in der Elektroinstallation.

Martin Häberer war mit Antonie Hulda Emilie Voigt verheiratet. Nach dem Verkauf des Schlosses zog das Paar nach München. Die Ehe wurde später geschieden. Martin Häberer verstarb am 7. Januar 1969 in München.

2.15 Familie Popp (1929 bis 1978)

2.15.1 August und Theodora Popp (1929 bis 1972)

Ende 1929 kauften August und Theodora Popp aus Schwifting das Schloss mit dem landwirtschaftlichen Anwesen und bauten es zu einer Autowerkstätte um.

August Popp (geboren 1895) sollte als Sohn eines Gastwirts eigentlich Metzger werden. Jedoch verlor er durch einen Arbeitsunfall zu Beginn seiner Ausbildung vier Finger der linken Hand. Diesem unglücklichen Umstand verdankte er jedoch seinen beruflichen Erfolg bis hin zum Omnibusfabrikanten in einem kleinen Dorf, das Unterwindach in den 1930er Jahren noch war.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg fing alles an: August Popp begann nach seinem Arbeitsunfall eine Lehre als Elektriker und machte sich anschließend in Schwifting selbständig. Er schloss in vielen Ortschaften im Landkreis Landsberg die Gebäude an das Stromnetz an und ermöglichte so eine elektrische Beleuchtung.

Nach dem Ersten Weltkrieg begann er mit einer kaufmännischen Ausbildung in München und übernahm von seiner Mutter den kleinen Krämerladen in Schwifting.



August Popp.

Zudem fing er mit dem Verkauf von Elektromotoren und Landmaschinen an und konnte nach nur kurzer Zeit bereits eine Werkstatt bauen und die ersten Mitarbeiter einstellen.

Parallel dazu begann er mit der Gründung einer eigenen Familie:



Theodora Popp, geb. Büttner.

Er heiratete Theodora Büttner, die Tochter des ortsansässigen Lehrers.

Den beiden wurden vier Töchter geschenkt, von denen zwei schon sehr früh starben. Theodora, die älteste Tochter, heiratete Erwin Speckardt und übernahm später das Autogeschäft in Landsberg. Die jüngere Edeltraud war mit Andreas Schweyer verheiratet, dem Inhaber des gleichnamigen Landhandelsunternehmens aus Buchloe.

Der Autohandel begann eher zufällig, weil er auf sein Zeitungsinserat für den Verkauf seines gebrauchten Fahrzeugs große Resonanz erhielt. Er bekam einen Direkthändlervertrag von der Adam Opel AG.

Weil in Schwifting alles zu klein wurde, erfolgte im Jahr 1930 die Übersiedlung nach Windach. August Popp erwarb das Schloss mit den landwirtschaftlichen Gebäuden, welche er in Werkstätten umbaute. Für seine Arbeiter errichtete er Bedienstetenwohnungen.

Um 1935 begann dann die Busproduktion. Motor und Fahrgestell wurden von einem Fahrzeug-Hersteller bezogen, der Aufbau wurde in der eigenen Werkstatt erstellt. So konnte die Firma Popp auf die individuellen Wünsche der Käufer eingehen.



Ein von der Firma Popp hergestellter Bus.

Durchschnittlich zwei „maßgeschneiderte“ Omnibusse pro Monat wurden bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges gefertigt.

Während des Krieges wohnte der Maler Eugen Renwart, dessen Wohnung in München einem Bombenangriff zum Opfer gefallen war, im Schloss.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam die Familie von Dohnanyi nach Windach: Hans von Dohnanyi war im April 1945 als Widerstandskämpfer im Konzen-

trationslager Sachsenhausen hingerichtet worden. Seine Witwe Christine und die beiden Kinder Klaus und Christoph wurden einige Tage später im Schloss einquartiert. Sie wohnten im 2. Obergeschoss. Beide Kinder machten ihr Abitur 1946 in St. Ottilien. Klaus von Dohnanyi war später Bundesminister für Bildung und Wissenschaft und Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, Christoph von Dohnanyi wurde ein bedeutender Dirigent.

Im Jahr 1951 verlagerte Popp den Autohandel, den mittlerweile Tochter und Schwiegersohn führten, nach Landsberg. In Windach verblieb nur noch die Reparaturwerkstätte. 1965 wurde der Gewerbebetrieb in Windach abgemeldet.

August Popp war jedoch nicht nur Unternehmer: Von 1936 bis 1945 war er Bürgermeister der Gemeinde Unterwindach bzw. Windach. In seiner Amtszeit wurde die Vereinigung von Unter- und Oberwindach vollzogen. Als Schlossbesitzer war er zudem Patronatsherr der Pfarrei Windach: Er durfte der Diözese bei einer Wiederbesetzung den neuen Pfarrer vorschlagen. Dieses Recht übte er fünfmal aus.

2.15.2 Edeltraud Schweyer (1972 bis 1978)

Nach dem Tod von Theodora Popp im Jahr 1972 erbte Edeltraud Schweyer das Schloss und vermietete es anfangs. 1978 verkaufte sie es an die Gemeinde Windach, welche es zu einem Rathaus umbaute. Bürgermeister war damals Jakob Graf.



Das Popp-Firmengelände auf einer Postkarte Ende der 1930er Jahre.



*Unterwindach mit dem Popp-Gelände
auf einer Luftaufnahme
von Andreas Schweyer aus dem Jahr 1953.*

Edeltraud Schweyer war die jüngste Tochter von August und Theodora Popp. Sie wurde am 25. August 1932 in Windach geboren. Im Jahr 1952 heiratete sie Andreas Schweyer. Das Ehepaar zog später nach Buchloe und hatte drei Kinder.

Andreas Schweyer übernahm und erweiterte das Landhandelsunternehmen seiner Eltern in Buchloe. Er starb im Jahr 1996, seine Gat-

tin Edeltraud Schweyer am 28. Januar 2002.

2.16 Gemeinde Windach (seit 1978)



*Wappen der
Gemeinde Windach.*

1978 kaufte die Gemeinde Windach das Schloss mit einigen Nebengebäuden. In den kommenden Jahren erfolgte der Umbau des Schlosses.

In ihm befindet sich seither das Rathaus der Verwaltungsgemeinschaft Windach, in den Nebengebäuden der kommunale Bauhof, die Feuerwehr und das Gemeindearchiv.

Bis Ende der 1980er Jahre wurde das 2. Obergeschoss noch als Wohnung vermietet.

Im Erdgeschoss befand sich eine Zweigstelle der Sparkasse Landsberg-Dießen. Diese zog Mitte der 1990er Jahre in das derzeitige Sparkasengebäude in der Münchener Straße 20 um.

3 Das Schloss

3.1 Der Burgstall

Vor dem Bau des Schlosses wohnten die Herren von Windach auf einer Burg in Mitterwindach. Diese bestand ungefähr bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Ab dem Jahr 1436 wird sie in den schriftlichen Quellen als „Burgstall“, also als ehemaliger Standort einer Burg bezeichnet. Vermutlich wurde sie durch einen Brand zerstört.



Das Schloss im Jahr 1978.

Der Burgstall ist eines der am besten erhaltenen Flurdenkmäler im Landkreis und ragt hoch über dem Fluss auf. Er war durch ein mächtiges Wall- und Grabensystem geschützt. Eine Beschreibung der Burg ist nicht vorhanden.

3.2 Der Bau des Schlosses

Das Schloss wurde gemäß einer an der Südseite über dem Eingang angebrachten Kalkstein-Wappentafel im Jahr 1568 durch Carl Wolfgang Rehlinger errichtet. Es diente als neuer Hofmarkssitz anstelle des bis dahin genutzten Burgstalls bei Mitterwindach. Aufzeichnungen über den Bau des Schlosses liegen nicht vor.

Im Rahmen eines Streits mit dem Kloster Dießen im Jahr 1580 wird das Schloss in Unterwindach erstmals urkundlich erwähnt.

3.3 Der weitere Verlauf

Im Jahr 1596 erwarb der Münchner Patrizier Franz Füll das Schloss. Laut einer über dem Eingang an der Nordseite angebrachten Kalkstein-Wappentafel ließ er zwei Jahre später die Schlossmauer mit ihren vier Türmen aufrichten.

Im Jahr 1701 fertigte Michael Wening einen Kupferstich der Schlossanlage an.



***Wappentafel Franz Füll: Inschrift:
„ANNO 1598 HAT FRANCISCVS FVLL AVS
WINDACH VND ERESING DIESE
VORMAURN VND VIER THURM
ERBAVEN LASSEN.“***

Der Stich zeigt eine vierflügelige Anlage mit von Mauern eingefasstem Ziergarten. Das Haupthaus, ein zweigeschossiger Satteldachbau mit Gesimsgliederung, liegt an der Südseite des Hofes und wird durch zwei Eckerker mit Welschen Hauben akzentuiert. Ein barocker Torturm führt in den Hof. Hinter der Ökonomie wurde ein großer Baumgarten angelegt. Südlich und südwestlich des Herrenhauses liegt ein ausgedehntes barockes Gartenparterre, jenseits der inneren Schlossmauer ein Hirschgarten. Zur nahegelegenen Pfarrkirche führt ein gedeckter Gang.

Im Vordergrund sieht man den Gasthof (links), den Schlossstadel (Mitte) sowie den Pfarrhof und die Kirche Peter und Paul (rechts), im Hintergrund rechts den sog. Uhlberg mit dem Burgstall (ganz rechts oben).



***Schloss und Hofmark Windach auf einem
Kupferstich von Michael Wening
aus dem Jahr 1701.***

Die drei Flügelbauten der Schlossanlage und der Torturm wurden vermutlich bereits im 18. Jahrhundert abgebrochen.

Im Jahr 1856 ließ Ignaz von Pfetten-Füll das Schloss durch den Landsberger Baumeister Johann Wolf um ein Stockwerk erhöhen und das Sattel- durch ein Walmdach ersetzen.

In einigen Büchern findet man die Information, dass ein Brand die Ursache für den Umbau gewesen sei. Eine Quelle zu einem Brand konnte bislang jedoch nicht gefunden werden. Da aber im Jahr 1856 die Windacher Feuerwehr gegründet wurde, wäre es durchaus denkbar, dass es kurz zuvor einen Brand im Schloss gegeben hatte.

Um das Jahr 1903 ließ Arthur Cucumus den heute noch vorhandenen Turm mit Kegeldach und Spitzhelmaufsatz an der Südostecke der ehemaligen Schlossmauer errichten.

Im Jahr 2012 fand die bisher letzte Renovierung des Schlosses statt.



*Aquarell von Eugen Renwart
aus dem Jahr 1946.*

3.4 Die Beschreibung des Schlosses

Bereits seit der Renaissance wurde das erste Obergeschoss eines Gebäudes oft als „piano nobile“ oder „Beletage“ eingerichtet. Auch das Schloss Windach ist nach dem Umbau Mitte des 19. Jahrhunderts so konzipiert worden. Dies ist an den profilierten Fenstern im ersten Obergeschoss zu sehen. Im Innenbereich spiegelt es sich an den prunkvolleren Innentüren sowie an den Raumhöhen wider.

Eine Beschreibung des Schlosses ist im Buch von Karl Gattinger und Grietje Suhr („Denkmäler in Bayern – Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis“) zu finden:

„Der dreigeschossige Walmdachbau steht mit der Schmalseite zur Straße. Als einziges Gliederungselement dient, neben der symmetrischen Anordnung der Fenster, ein profiliertes Traufgesims.

Die Eingänge, mit klassisierend ornamentierten Holztüren, liegen in der jeweiligen Mittelachse der Längsseiten. Die von Faschen gerahmten Fenster schließen im Erdgeschoss der Nordseite als Stichbogen, die übrigen Fenster gerade. In der Mittelachse der Längsseiten sitzt, oberhalb des 1. Obergeschosses, je ein Rundfenster. Die Gartenmauer entlang der Hauptstraße wurde, zusammen mit den beiden getreppten Portalen, in jüngerer Zeit erneuert.

Das Gebäude durchzieht, in seiner Mittelachse, ein geräumiger Flez mit Holzfelderdecke, hölzernen Stützsäulen und Pilastergliederung. Eine Treppe mit Holzbalustern führt, in geradem Verlauf, in das 1. Obergeschoss. Der Flez hier ist ebenfalls mit Holzfelderdecke, Holzbretterboden und halbhoher, umlaufender Wandvertäfelung ausgestattet. Die Treppe zum 2. Obergeschoss ist angewendet und mit einem schlichten Stabbalustergeländer versehen. Die Türen im 1. Obergeschoss haben zum überwiegenden Teil repräsentativ geschnitzte Portaleinfassungen in der Art der Renaissance. Zwei dieser Türen enthalten in ihren Supraporten Ölgemälde mit Jagddarstellungen. Zur historischen Ausstattung gehören weiße Kachelöfen und farbig gefasste Bleiverglasungen.“



Das Windacher Schloss im Jahr 2022.

Literaturnachweis

- Baader, Narziss: Die Geschichte der Hofmark Windach bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts, München, 1890
- Baader, Narziss: Die Geschichte der Hofmark Windach: Windach unter den Freiherrn von Füll vom Jahre 1596–1821, München, 1892
- Bayerische Akademie der Wissenschaften: Monumenta Boica, München, verschiedene Bände, 1763 bis 1916
- Dollinger, Hans: Die Münchener Straßennamen, München, 2004
- Freyberg, Maximilian Prokop Freiherr von: Sammlung historischer Schriften und Urkunden: geschöpft aus Handschriften, Dritter Band, Tübingen, 1830
- Gattinger, Karl; Suhr, Grietje: Denkmäler in Bayern – Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis, Regensburg, 2014
- Heimatverband Lech-Isar-Land e. V.: Lech-Isar-Land 1967, Weilheim, 1967, darin: Heindl, Anton Heinz: Vom Krämer zum Freiherrn
- Heininger, Gerhard: 125 Jahre Pfarrei Windach – Bauten, Menschen und Geschichten, St. Ottilien, 2011
- Heininger, Gerhard: Schriften des Archivs der Verwaltungsgemeinschaft Windach, Ausgabe 1 bis 9, St. Ottilien, 2014 bis 2018
- Krenner, Franz von: Baierische Landtags-Handlungen in den Jahren 1429 bis 1513, Band 15: Landtage des vereinigten ganzen Landes, München, 1805
- Lekar, Reinhard: Kaiserbesuch vor 780 Jahren in Windach, in: Der Windacher 133, Windach, 2017
- Mayer, Anton: Die Domkirche zu U. L. Frau in München: Geschichte und Beschreibung derselben, ihrer Altäre, Monumente und Stiftungen, sammt der Geschichte des Stiftes, der Pfarrei und des Domcapitels, München, 1868
- Metzger, Christof: Landsitze Augsburgsburger Patrizier, München, 2005
- Oefele, Edmund Freiherr von: Geschichte der Grafen von Andechs, Innsbruck, 1877
- Pfister, Peter: Der Dom zu Unserer Lieben Frau in München, Regensburg, 2008
- Raab, Hubert; Raab, Gabriele; Streit-Unglaub, Ursula: Schmiechen und Unterbergen, Friedberg, 1988
- Reitzenstein, Wolf-Armin Freiherr von: Lexikon bayerischer Ortsnamen, München, 2013
- Sagstetter, Maria Rita: Hoch- und Niedergerichtsbarkeit im spätmittelalterlichen Herzogtum Bayern, München, 2000
- Schattenhofer, Michael: Das Münchner Patriziat, 1974
- Schlögl, Waldemar: Die Traditionen und Urkunden des Stiftes Dießen 1114–1362, München, 1967
- Stadtarchiv München: Häuserbuch der Stadt München, 4 Bände, München, 1958 bis 1966

Wening, Michael: *Historico-Topographica Descriptio Bavariae*. Das ist: Beschreibung, deß Churfürsten- und Hertzogthums Ober- und Nidern Bayrn/Erster Thail:

Wilm, Hubert: *Alte Kunstschatze aus Bayern: Festschrift zum 70 jährigen Jubiläum des Münchener Altertumsvereins e. V. von 1864*, Ulm, 1934; darin: R. A. Peltzer: Sebastian Füll, ein vergessener Münchener Kunstmäzen

Quellennachweis

Archiv des Klosters St. Ottilien:

- Chronik des Klosters St. Ottilien 1919

Gemeindearchiv Windach:

- Beschlüsse des Gemeinderats Unterwindach
- Umbaupläne Schloss (1856)

Hauptstaatsarchiv München:

- Adelsmatrikel Fr. F27
- Adelsmatrikel Fr. F29
- Gesandtschaft Paris 6243
- KL Dießen, Kopialbuch Nr. 15
- Kurbayern Äußeres Archiv 3905
- Kurbayern Geheimes Landesarchiv 1029
- Kurbayern Geheimes Landesarchiv 1110
- Kurbayern Geheimes Landesarchiv 1111
- Oberster Lehenhof 1
- Oberster Lehenhof 2
- Oberster Lehenhof 3

Staatsarchiv München:

- Kataster 11273
- LRA 44757
- Schlossarchiv Windach 10
- Schlossarchiv Windach 129

Reaktion auf den Beitrag zur „Stunde Null“

Im Jahrbuch 2021 S. 7–36 veröffentlichte ich den Beitrag: „Stunde Null“ in einer kleinen Gemeinde, Marnbach-Deutenhausen am 29.4.1945. Bei der Befragung von Zeitgenossen, von denen inzwischen die meisten leider verstorben sind, traf ich mehrfach auf die Aussage, dass angeblich in der Nacht vom 29. auf den 30. April 1945 in der Gemeinde ein Kind zur Welt gekommen sei, also gerade da, als die amerikanischen Streitkräfte die Dörfer besetzt haben. Aber ich konnte keine Beweise finden, in den Unterlagen der Gemeinde fand sich nichts dazu. Da auch keiner Namen oder näheres wusste, als angeblicher Geburtsort wurde zwar das Marnbacher Anwesen mit Hausnummer 2 genannt ohne dass aber bei der Besitzerfamilie eine Geburt an diesem Tag zu verzeichnen gewesen wäre, ließ ich den unbewiesenen Geburtstag der „Stunde Null“ für ein Kind in Marnbach weg.

Inzwischen bekam ich einen Anruf eines Lesers aus Lenggries von einem damals als kleines Kind in Marnbach Wohnenden der erklärte, er habe diese Stunde Null in Marnbach erlebt. Es seien damals sieben vertriebene Familien aus Schlesien in der Gemeinde Deutenhausen, zu der auch Marnbach gehörte, einquartiert gewesen. Sie seien mit dem Zug nach Weilheim gefahren und nach einer zwischenzeitigen Einquartierung im „Allgäuer Hof“ nach Marnbach-Deutenhausen gekommen und dort auf verschiedene landwirtschaftliche Anwesen verteilt gewesen. Unter ihnen waren auch der Anrufer, seine Mutter, die Großmutter und zwei Tanten gewesen. Eine dieser Tanten war hochschwanger und im Hause Marnbach Nr. 2 einquartiert, der Anrufer Herr Richter, seine Mutter und Großmutter waren dagegen im Anwesen Marnbach Nr. 7 gegenüber dem Pfarrhof untergebracht.

Während des Beschusses von Marnbach am 29.4. flohen die Familienmitglieder Richtung Gut Gossenhofen südlich von Marnbach und kehrten erst gegen Abend zurück. Diese Flucht löste offenbar bei der hochschwangeren Tante die Wehen aus und so kam tatsächlich in

der Nacht vom 29. auf 30. April 1945 in „Marnbach 2“ ein Kind zur Welt. Angesichts der Wirren in der Gemeinde durch den Einmarsch der US-Soldaten wurde die Geburtsurkunde durch den eigentlich bereits abgesetzten Bürgermeister erst am 3. Mai 1945 ausgestellt und die evangelische Taufe fand erst in Weilheim am 17.7.1945 statt (vgl. Urkunden im nachfolgenden Text). Herr Richter konnte mir nun den Kontakt zu dem damals Neugeborenen – Herrn Ulrich Kilian – vermitteln und dieser übersandte uns schließlich zur Veröffentlichung im Jahrbuch 2023 den folgenden Bericht aus dem Familienarchiv der Kilians. Herzlichen Dank für den interessanten Text.

ULRICH KILIAN

Meine Stunde Null in Marnbach, April 1945

eine Detailergänzung zum Jahrbuch 2021 Lech-Isar-Land
zu dem Beitrag von Klaus Gast:
„Stunde Null“ in einer kleinen Gemeinde Marnbach-Deutenhausen
am 29. April 1945

Von meinem Cousin Jochen Richter, zu Hause in Lenggries, habe ich im April 2021 den oben genannten Aufsatz zur Stunde Null in Marnbach erhalten. Die Spannung wurde groß, ich habe sofort gelesen, handelt es sich doch bei Marnbach um meinen Geburtsort. Nach Kontaktaufnahme mit Klaus Gast habe ich diese folgende Detailergänzung zum Jahrbuch 2021 verfaßt. Mein Bericht stellt ganz wesentlich einen Auszug aus einer Familienchronik dar, die meine ältere Schwester Ingrid in den Jahren 1966–67 nach den Erinnerungen und Erzählungen unserer Eltern zu deren Silberhochzeit zusammengestellt hat.

Meine Eltern lebten bis 1945 in Steinau/Oder, eine Kleinstadt in Niederschlesien, wo auch meine Mutter herstammt. Meines Vaters Herkunft liegt im südlichen Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Mein Vater war zur Zeit der Familiengründung im Mai 1942 von Beruf Feldmeister im Reichsarbeitsdienst und wie damals kaum anders zu denken Soldat, Mutter hatte eine Bürokauffrau-Lehre abgeschlossen. 1943 wurde in Steinau meine Schwester Ingrid geboren. Sie erzählt unsere bayrische Phase 23–24 Jahre später (*einige wenige Verständnishilfen sind kursiv in Klammern ergänzt*) wie folgt:

Das Jahr 1945 beginnt, das sechste Kriegsjahr. Die Ostfront rückt immer näher auf Steinau zu. Um nicht von den Russen überrannt zu werden, verlassen viele Familien die Heimat. Am 25. Januar 1945 machen sich auch Oma Schöps, Opa Schöps war im März 1944 in der Ukraine gefallen, und ihre 3 Töchter: Mutti (*schwanger mit dem 2. Kind*) mit mir (dem Autor), Tante Ilse (*schwanger mit dem 2. Kind*) mit meinem anfangs erwähnten Cousin Jochen und Tante Eleonore (*die 11 jährige,*

3. der Schöps-Schwestern) auf den Weg. Jegliches Hab und Gut muß in Steinau bleiben. Das Ziel ist Buckau (*bei Torgau an der Elbe*), wo Oma Kilian wohnt. (*Es ist tiefer Winter, ½–1 m Schnee, 20 km zu Fuß, Kinderwagen, vorbei am brennenden Dresden, Eisenbahnfahrten, Mutti fällt und rutscht beim Aussteigen auf freier Strecke den Bahndamm hinunter, u. ä.*). Unter äußersten Schwierigkeiten und fürchterlichen Strapazen kommen wir Anfang Februar bei Oma Kilian an. Mutti und ich wohnen bei Oma, die anderen werden notdürftig bei bekannten Familien untergebracht. Die Verbindung zu Vati ist abgerissen.

Dann erfahren wir Mitte Februar, daß Vati am 7. Februar verwundet worden ist (*wo die Front schon auf Höhe der polnisch-schlesischen Grenze ist*). Ein Granatsplitter hat den linken Oberarm schwer verletzt. Vati liegt im Lazarett in Hof in Bayern. Von Onkel Ernst Richter kommt die Nachricht, daß er sich in der Nähe von Weilheim/Obb. aufhält. Da Tante Ilse zu ihrem Mann möchte und die Familie sich in den Wirren jener Zeit nicht voneinander trennen will, ziehen alle nach Bayern. Am 8. April 1945 kommen wir in Marnbach Kreis Weilheim an. Bei den Bauern müssen wir zwangsweise einquartiert werden. Mutti und ich bekommen eine Kammer im Anwesen „Marnbach 2“ (*Die anderen Familien bei anderen Bauern*).

Vati wird benachrichtigt. Der Russe, die Kämpfe, nähern sich der Stadt Hof. Das Lazarett wird verlegt. Vati möchte in unserer Nähe sein. So macht er sich auf den Weg. Nachts wandert er so gut er kann, tagsüber, es helfen Fuhrwerke, Militärfahrzeuge u. ä. weiter, muß er sich immer wieder vor angreifenden Tieffliegern verstecken. Am 18. April 1945 trifft er im Reservelazarett in Weilheim ein.

Ende des Monats, in Bayern ist noch Winter, nähern sich die amerikanischen Soldaten Marnbach-Deutenhausen. Die deutschen Soldaten verteidigen noch. So entstehen hier noch Kämpfe, bei dem unter anderem auch die Fensterscheiben unserer kleinen Behausung zu Bruch gehen (*und es liegt Schnee*).

In der Nacht zum 30. April 1945 wird Ulrich geboren. Am frühen Morgen bringt Mutti ihn zur Welt. Während dieser Zeit ist sie ganz allein, ich liege im Kinderwagen neben dem Bett. Durch eine Hebamme, die Oma Schöps unter schwierigsten Umständen aus Weilheim geholt hat, erfährt Vati später, daß er nun einen Sohn hat (*Standesamt Deu-*

Gemeinsame leibliche Kinder der Eheleute,
deren Eheschließung auf Seite 4-5 beurkundet ist: Zweites Kind

Vom den 6. 3. 03

Geburtsurkunde

E1

(Standesamt

Statenhofen

Nr.

114945

Willy Wilhelm Hillem

*Stand
mit
d.
Geburtsurk.
abge.*

ist am *30. April 1945*

in *Hannover N. 2*

geboren.

Vater: *Robert Emil Eintrich Hillem Hillem*

gebürtlich, wohnhaft in Hannover

Mutter: *Wesale Martha Hillem*

gebürtlich, wohnhaft in Hannover

Änderungen der Eintragung:



Statenhofen den *3. Mai* 1945

Der Standesbeamte

Hillem

Änderungen der Eintragung in obiger Geburtsurkunde:

Eheschließung am

in

(Standesamt

Nr.

Tod am

in

(Standesamt

Nr.

tenhausen, Geburtsurkunde Nr.1/1945). Der Krieg in der Gegend ist am 5. Mai 1945 zu Ende.

Vati, aus dem Lazarett entlassen und nur noch ein Schatten seiner selbst (knapp 50 kg), hat keinen Beruf mehr (*der Arbeitsdienst ist aufgelöst*). Durch den Verkauf von selbstgenähten Stofftieren, versuchen Mutti und Vati sich und uns ein bißchen über Wasser zu halten.

Eine alte Münchnerin, die hier ins Dorf evakuiert wurde, will uns mit Lebensmitteln ein wenig unter die Arme greifen. Sie erbettelt diese von den Bauern. Damit sie nicht allein gehen muß, fragt sie mich oft: „Inge geh’n mer Gassi?“ Als Vati merkt, daß Mutti Kartoffeln, Mohrrüben, Butter, Torf für den Ofen und anderes mehr sich bei den Bauern holt, wenn diese bei der Feldarbeit sind, ist er entsetzt. Deshalb nimmt er sich einen Wassereimer, geht zu den Bauern im Dorf und bittet selbst um Kartoffeln. Das Resultat reicht für eine Mahlzeit.

Da Vatis einziges Kleidungsstück seine Uniform ist, er diese ja aber nicht mehr anziehen darf, trägt er einen Trainingsanzug. Die Anwesenbesitzer unseres Quartiers stört das sehr. Daraufhin klopft Vati wieder bei den Bauern an die Tür und fragt um einen Anzug. Er bekommt ihn auch von einer Bäuerin, deren Mann gefallen ist. Der Anzug paßt Vati. Aber daß er ihn trägt, stört unsere Quartiergeber wiederum: Er gehörte dem gefallenen Sohn. Anzugstoff, den Vati geschenkt bekommt und zum Schneider bringt, sieht er nicht mehr wieder, geschweige denn den fertigen Anzug. So bleibt ihm vorerst doch nur der Trainingsanzug.

Am 17. Juli 1945 werden Ulrich und ich mit Ortrun, Tante Ilses inzwischen geborener Tochter, zusammen in Weilheim getauft. Unsere Kammer im Anwesen „Marnbach 2“ wurde für eine vierköpfige Familie viel zu klein. Wir „ziehen um“ nach Deutenhausen, zwei Kilometer von Marnbach entfernt in Richtung Weilheim, zu einem kleinen Anwesen mit Hausnummer Deutenhausen 9. Der Raum hier ist so groß, daß Mutti und Vati ihn in eine Koch- bzw. Eßecke und eine Schlafecke aufteilen.

Vati hat erstens durch seine Verwundung und zweitens als „Kriegsverbrecher“ immer noch keine richtige Arbeit gefunden. Aber bald wird er „entnazifiziert“ (*der Arbeitsdienst wird als neutral eingestuft*) und ungefähr ein Jahr nach Kriegsende ist auch die Verwundung geheilt und damit der linke Arm gerettet. Mit dem Beruf klappt es trotzdem noch nicht ganz. Eine begonnene Lehre muß abgebrochen werden, da er für

Taufbuch

Jahrgang: 1945

Seite: 121

Nummer: 34

Nichtzutreffendes durchstreichen!

Zum Zweck der Nachweisung
arischer Abstammung!

Geburts- und Taufzeugnis

Silpian Ulrich Kilian
(Vor- und Zuname)
2. Kind des Silpian Kilian, geb. 1896
(Beruf, Vor- und Zuname, Konfession des Vaters)
wohnhaft in Marnbach 2 und seiner Ehefrau,
der Maria Wöhrle, geb. Schöps
(Vor- und Mädchennamen, Konfession der Mutter)
(bei unehelicher Geburt) Tochter des

(Beruf, Vor- und Zuname, Wohnort des Großvaters und der Großmutter, Konfession)

wurde geboren am 30. 4. 1945 in Marnbach 2
und getauft am 17. 7. 1945 in Silpian / Ob.
nach evangelisch-lutherischem Ritus.

Bemerkung: (Anerkennung der Vaterschaft, Legitimation, angebl. Vater, Randnoten):



Den 16. Aug. 1945

Evangelisch-Luth. Pfarramt Silpian
Knappe

Gebühr 60 Pfennig

Gebührentrei

L. Runderlah, des Reichs- und Preuß.
Ministers des Inn. v. 4. III. 35 I B. 3/29
und 10. X. 35 I B. 3/305.

Nr. 27 Geburts- und Taufzeugnis für arische Nachweis. Verdruckverlag, Nürnberg-A. Lutherhaus, Tischerstr. 20 Nachdruck verboten

Geburts- und Taufzeugnis

die Familie keine Unterstützung bekommt. Vati versucht es mal hier mal da; auch als Vertreter fürs Rote Kreuz. Die Währungsreform 1948 soll alles in geordnetere Bahnen lenken. Trotzdem erreichen wir „Saupreißn“ in Bayern nicht viel.

Das Wohnen in dem Anwesen Deutenhausen 9 wird langsam aber sicher immer unerträglicher. Je mehr wir uns anschaffen und von dem geliehenen Hausrat zurückgeben, um so häßlicher werden die Besitzer. Die Bäuerin spuckt Kirschkerne durchs offene Fenster in unsere Wohnung, die Tischlampe stößt sie von der Fensterbank, oder entwendet in unserer Abwesenheit Lebensmittel und anderes; die Söhne machen unsere Spielsachen kaputt, holen sich aus unserem Stall die jungen Kaninchen, um sie zu ertränken, und versuchen noch auf manch andere Weise, uns das Leben schwer zu machen. Es geht sogar soweit, daß die Bäuerin und der Bauer Mutti schlagen, weil diese die Söhne in der Mittagszeit, als Ulrich und ich schlafen sollen, um Ruhe gebeten hat. Die Atmosphäre wird immer unerträglicher. Vati und Mutti beschließen umzuziehen. Wir bekommen eine kleine „Wohnung“ bei einem anderen Bauern im Anwesen Deutenhausen 5. Da die Besitzerin unseres nun aufgegebenen Quartiers sich an unseren Habseligkeiten vergreifen will, holt Vati die Polizei beim Umzug zu Hilfe. Ein Polizist bleibt in der alten Wohnung, einer wacht in der neuen und ein dritter Beamter begleitet immer den Handwagen, mit dem Vati unser Mobiliar hin und her bringt.

Aber doch verknüpft sich auch so manche nette und gute Erinnerung mit dieser Zeit: Die Bäuerin vom Nachbarhof Deutenhausen Nr. 10 steckt Mutti so manches Stück Butter zu, wenn sie gerade am nahen Bach Fische schuppt; oder sie meldet uns Ostern, daß der Osterhase dagewesen sei. Hin und wieder sind wir Kinder auch auf dem Hof zu Besuch. Gern halten wir uns bei einem anderen Nachbarn gegenüber auf (Deutenhausen Nr. 8), dem anderen Nachbarn. Die erwachsenen Söhne spielen gelegentlich mit uns auf dem Hof, im Stall oder der Scheune. Mutti und Vati haben Kontakt mit einigen anderen Flüchtlingsfamilien, besonders mit dem Ehepaar W.. Herr W. hat Vati bei der Entnazifizierung geholfen. Für uns Kinder ist er der „Pix-Pax-Onkel“. Beim Aufstöbern von geeignetem Material für die kunstgewerblichen Sachen, die Mutti und Vati anfertigen, ist er behilflich. Wenn die Pilzzeit da ist, geht Vati oft mit ihm auf die Suche nach „Schwammerln“; und so manchen Abend verbringt er mit ihm beim selbstgebastelten Schachspiel.

Wir Kinder werden größer, und mit uns wachsen auch die Sorgen um uns. Ulrich entwickelt in einem Punkt ein besonderes Talent: Ihn zieht es immer wieder an die Bäche vor und hinter dem Haus, in denen er dann oft ein unfreiwilliges Bad nimmt. Meistens klettert er ohne Hilfe pitschnaß wieder heraus, wenn es sein muß, auch durch Brennesseln! Einmal jedoch schwebt er in großer Gefahr. Das Rinnsal hinter dem Haus ist im Frühjahr 1948 zum reißenden Bach geworden. Ulrich und ich dürfen nach dem Abendessen noch mal hinaus. Wir wenden uns zu der Stelle des Baches, wo ein Holzsteg zum obengenannten Anwesen



Ulrich Kilian mit Schwester Ingrid (Juni 1946)

„Deutenhausen 10“ führt. Eine Frau schweift dort gerade ihre Wäsche. Nachdem sie fertig und in ihrer Haustür verschwunden ist, will Ulrich es ihr gleichtun. Da er aber nur sein Taschentuch zur Verfügung hat, hockt er sich auf die Bretter und taucht dieses ins Wasser. Natürlich verliert er sein Gleichgewicht und fällt kopfüber in den Bach. Die Fluten reißen ihn mit, unter dem Holzsteg durch bis kurz vor die nahegelegene Brückenröhre, unter der sich allerlei Gerümpel angesammelt hat. Meine Reaktion äußert sich in lautem Schreien. Sofort strömt die Hälfte der Dorfbewohner herbei. Als erste ist eine Magd von Sporer am Bach und fischt meinen Bruder aus dem Wasser. Unser Hausarzt, Dr. Gazek, der auch zur Stelle ist, sieht sich Ulrich an und stellt fest, daß er in letzter Minute gerettet worden ist. Das Ende der Geschichte: Am nächsten Tag hab' ich die Grippe und Ulrich springt draußen quietschvergnügt umher.

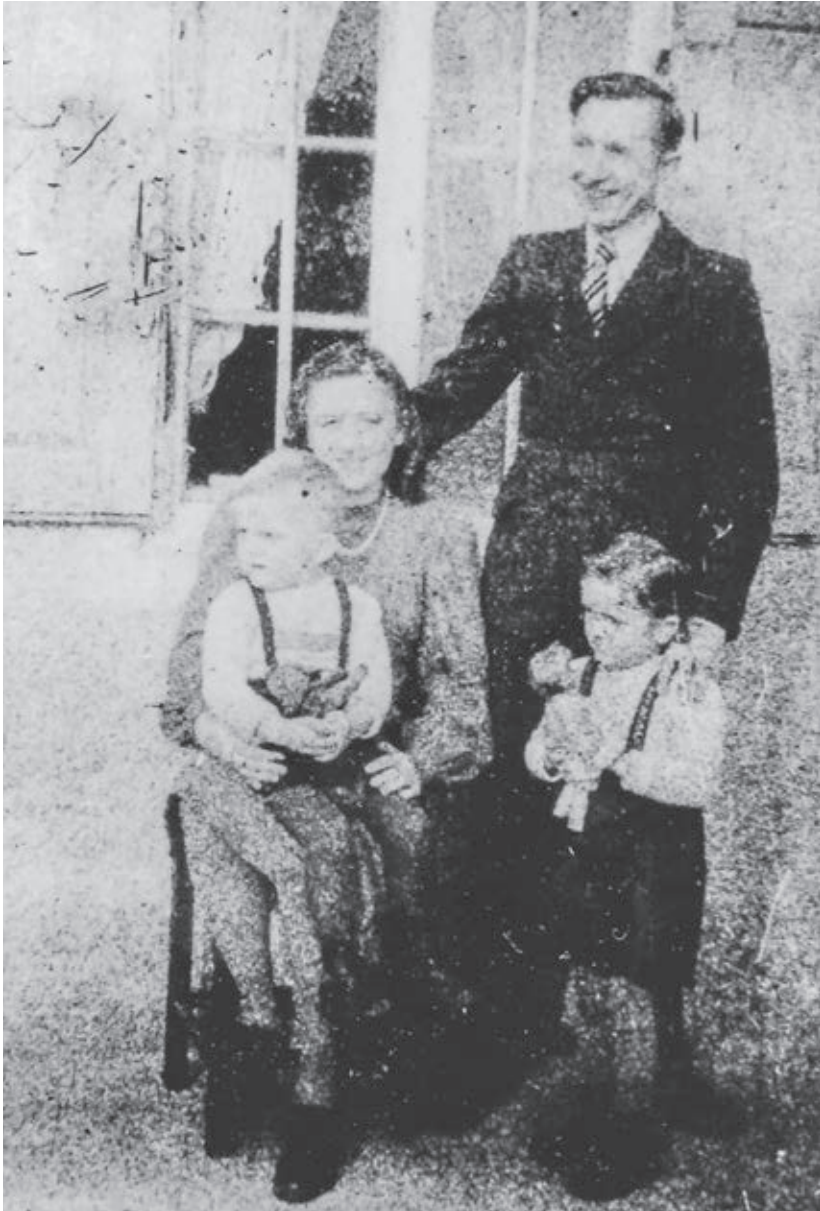
Das Jahr 1948 ist halb vorbei, Vati hat immer noch keine richtige Arbeit gefunden, da meldet sich Familienzuwachs an. In dieser Situation,

kein Beruf, keine ordentliche Wohnung, nur die notwendigsten Möbel und Haushaltsgegenstände, sind Mutti und Vati dem Verzweifeln nahe. Sie schildern ihre Lage Tante Erika (*Vatis älterer Schwester*) und Onkel Peter Simon in Köln. Nach einer Weile kommt die Antwort: Wenn Vati Lust hätte, könne er ab November in Köln bei der Post als Postfacharbeiter anfangen zu arbeiten. Tante Erika hatte einem Bekannten, Herrn Stausebach, von uns erzählt. Dieser, ein pensionierter Postbeamter, hatte sich bei den zuständigen Stellen der Post für Vati eingesetzt und dessen Einstellung erreicht.

Vati fährt am 28. Oktober 1948 nach Köln. Mutti, Ulrich und ich sollen nachkommen, sobald eine Wohnung für uns gefunden ist. Zunächst wohnt Vati bei Tante Erika. Noch im selben Jahr schreibt er, daß bei Simons im Haus zwei Mansardenzimmer ($2 \times 7 \text{ qm}$) frei geworden sind und wir umziehen können. Anfang Januar packt Mutti unsere Sachen. Die Möbel, der Hausrat, das übrige Gepäck sollen mit einem Lastwagen nach Köln transportiert werden; wir wollen mit dem Zug nachfahren. Nach einigen Tagen vergeblichen Wartens auf das Auto ist es dann soweit: Die Sachen werden abgeholt.

Mutti, Ulrich und ich bleiben die letzten Stunden bei Richters (*in Weilheim*). Unser Zug fährt in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1949 nach Köln. Wir haben nur noch unser Handgepäck mit, d.h. Ulrich und ich jeder einen kleinen Rucksack mit dem Lieblingsspielzeug auf dem Rücken. Die Reise ist sehr anstrengend, besonders für Mutti. Ulrich und ich sollen auf den Bänken im Abteil schlafen. Aber immer wenn Mutti gerade eingesnickt ist, fällt einer von uns von der Bank. Es dämmt schon, als wir uns Köln nähern. Eine alte Dame nimmt Ulrich und mich bei der Hand, führt uns auf dem Gang an ein Fenster und zeigt uns bei der Einfahrt in Köln den Dom. Auf dem Bahnhof werden wir von Tante Erika und Vati erwartet. Vati muß sofort wieder zum Dienst. Tante Erika bringt uns nach Köln-Ehrenfeld.

Im Rückblick auf Flucht und bayrische Phase der Familie erscheint es mir höchst bemerkenswert, was von 1945–48/49 trotz Krieg, Flucht und Verwundung, Chaos und Zusammenbruch der zivilen Ordnung für meine Eltern immer wieder möglich gemacht wurde und möglich war, schließlich auch ein Neuanfang im Rheinland.



Familie Kilian vor ihrem Quartier in Deutenhausen (Juni 1946)

Im März 1949 wird meine Schwester Carola geboren. Meine Eltern fassen nach und nach Fuß. Nach 1 ½ Jahren gelingt es, eine richtige Wohnung zu mieten. Vatis beruflicher Mangel ist erst Ende der 50ziger Jahre aufgearbeitet: Er ist nun Postbeamter im mittleren Dienst. Meine Eltern sorgen für ein vertrauensvolles, stabiles Familienleben: Motto „Solche fünf, wie wir vier, gibt's nie wieder, denn wir dreie warn die zwei einzigen“. Uns 3 Kindern ermöglichen die Eltern eine gute Schul- und Berufsausbildung: Motto „Was man gelernt hat, kann nicht mehr verloren gehen, kann nicht genommen werden“. Wir Kinder werden erwachsen, heiraten, gründen eigene Familien.

Meine Berufstätigkeit, Erforschung und Entwicklung von Arzneimitteln, hat meine Familie, meine Frau Helga und unsere 3 Söhne ab 1980 an den Bodensee geführt. Wir leben inzwischen im Ruhestand und ich danke unserem Dreieinigen Gott über alle Höhen und Tiefen hinweg für meinen Lebenslauf, auch für meine Stunde Null in Marnbach!

JOSEF FREISL

Vom Chorherrenhaus zum Bauernhaus

Die bewegte Geschichte des Hauses Hauptstraße 17 in Habach

1. Teil von 1680 bis 1863

Einführung

Heutzutage überdauern neu gebaute Häuser nicht mehr ihre Erbauer. Die Menschen werden älter als Ihre Häuser, was sowohl mit dem Fortschritt der Medizin als auch mit dem Rückschritt der Baukultur zu tun hat. Während viele Fertighäuser nach 60 Jahren am Ende sind, gehen ihre Besitzer mit 70 Jahren noch ins Fitnessstudio.

Außerdem hält das, was wir in die Häuser hineinstellen oft nur kurze Zeit. Moderne Möbel sind so konzipiert, dass sie nie alt, nie Erbstücke, nie Antiquitäten werden können. Schon in dem Augenblick, in dem man sie kauft und zusammenschraubt, verströmen sie eine Vorahnung von Sperrmüll.

Dagegen wird der Charakter dieses über 300 Jahre alten Hauses nicht nur durch den Baustil seiner Zeit und die verwendeten Materialien geprägt. Durch die Jahrhunderte war es Lebensmittelpunkt für unterschiedliche Lebensgemeinschaften und Familien. Jeder dieser vielen Hausbewohner hinterließ Spuren seiner Persönlichkeit. Diese sollen als Leistung gewürdigt und vor dem Vergessen bewahrt werden. Über das Interesse an den Bewohnern hinaus ist so ein altehrwürdiges Haus auch ein kultureller Wissenspeicher.

Mir als Interessiertem der Heimatgeschichte war es ein besonderes Anliegen, die Chronik dieses Hauses für nachkommende Generationen festzuhalten. Die Vergangenheit dieses denkmalgeschützten Hauses zu ergründen und als „Kulturerbe“ besser verstehen zu lernen ist Anspruch und Aufgabe zugleich. Auch sollten seine Geheimnisse aus der Vergangenheit aufgedeckt und damit die Geschichte dieses Hauses vor dem Vergessen bewahrt werden.

Um dem „ehrwürdigen Haus“ seine Geschichte zu entlocken wurden sämtliche schriftliche Quellen wie Urkunden, persönliche Aufzeichnungen, Fotos und vieles mehr ausgewertet. Die vielfältigen technischen Methoden, die es heute gibt, wie Dendrochronologie, Stratigrafie¹ oder Laserscanning wurden nicht eingesetzt. Diese Verfahren sind technisch sehr aufwendig und enorm kostenintensiv.

Leider sind die Veränderungen in und um das Haus während der über 300-jährigen Geschichte nicht immer schriftlich belegt, sondern wurden häufig mündlich von Generation zu Generation weitererzählt. Wichtige Belege dazu finden sich im Haus selbst als „stumme Zeugen“ wie Besonderheiten im Bauwerk, Funde in den Fehlböden oder alte Einrichtungsgegenstände, die uns wichtige Hinweise geben.

Seit 1984 steht das Haus unter Denkmalschutz, geprägt von der Geschichte und wirtschaftlichen Situation seiner Zeit, so zum Beispiel der Zeit des Chorherrenhauses bis zum 18. Jahrhundert oder der Zeit ab 1871, nach der Gründung des Deutschen Reiches. Deshalb werden die jeweiligen wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen ausführlich behandelt, die zu den Weiterentwicklungen geführt haben.

Das Chorherrenstift Habach

Gründung des Chorherrenstiftes

Habach wurde erstmals in der von Domprobst Gerhard um 983 verfassten Lebensbeschreibung des Hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, in der „Vita Sancti Udalrici“ erwähnt.² Dort heißt es: „Monasterium Hewibach“ also Kloster Habach. Wahrscheinlich war es ein kleines Kloster des Bischofs Ulrich von Augsburg.³ Seit wann das Kloster bestand und wie lange lässt sich nicht mehr feststellen.⁴

Knapp 100 Jahre nach Bischof Ulrich, um 1070, prägte ein adeliger Geistlicher, der Dompropst von Augsburg, ganz entscheidend Habachs Geschichte: Graf Norbert von Hohenwart.⁵ Er gilt als Gründer des Chorherrenstiftes Habach mit damals zwei Kirchen. Die Georgskirche, die ältere Habacher Kirche für die Gemeinde, stand da, wo heute das Kriegerdenkmal steht.⁶ Die Ulrichskirche, die den Chorherren für ihre Gottesdienste vorbehalten war, stand an dem Platz, wo die heutige Ulrichskirche steht.⁷

Graf Norbert wurde zunächst 1079 von Kaiser Heinrich IV. als Bischof von Chur, heute Schweiz, eingesetzt, in einer Zeit des Investiturstreites: Hauptstreitpunkt damals war: wer hat das Recht zur Besetzung der Kirchenämter? Kaiser oder Papst? Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. stritten um dieses Recht.⁸ Es ging zugunsten des Papstes aus. Daher wurde Graf Norbert als Anhänger des Kaisers auf der Quedlinburger Synode seines Bischofsamtes enthoben.⁹ Er verließ Chur, um in seinem geliebten Habach sein Lebenswerk – ein Stift – zu organisieren.

Welche Überlegungen Graf Norbert zur Gründung des Stiftes veranlassten, kann man nur vermuten: Sicher leitete ihn der Gedanke, den Menschen in der Region eine dauernde Seelsorge zu ermöglichen.

1083 erstellte Graf Norbert die Gründungsurkunde für das Stift. „Monasterium Heibacenses“ so der Name des Stiftes in den ältesten Urkunden.¹⁰ Am 25. Februar 1085 stellte er am Marienaltar im Dom von Augsburg das Stift unter den Schutz des Bischofs von Augsburg. Dies bezeugten Adlige aus unserer Gegend. Die Zeugen wurden dem damaligen Rechtsbrauch entsprechend an den Ohren gezogen – „an den Ohrwäscheln gezogen“ – zur bleibenden Erinnerung an das Gehörte und Gesagte. So war das damals allgemein üblich.

Mit seinem Habacher Besitz, weitverstreuten Höfen und Rechten¹¹ sicherte er die wirtschaftliche Grundlage des Stiftes. Das Stift prägte 719 Jahre lang bis zur Auflösungsanordnung am 6. August 1802 Habach. Graf Norbert starb am 26. Januar 1088¹² und wurde in seiner Ulrichskirche in Habach beigesetzt.¹³

Regeln und Leben der Chorherren

Zur Rechtsform des Stiftes: Graf Norbert hatte das Stift als Kollegiatstift auch



Wappen des Chorherrenstiftes Habach

Kanoniker- oder Chorherrenstift gegründet. Das Leben der Chorherren war durch gemeinsam festgelegte Statuten der „Ecclesia Sancti Udalrici Haebacensis“¹⁴ geregelt. Danach gab es 24 Regeln zu beachten. Die Statuten wurden erstmals 1099 von der damaligen Chorherrengemeinschaft festgelegt. 1452 und 1608 wurden sie erneuert und den jeweiligen Verhältnissen angepasst.

Es war eine Gemeinschaft von Säkularkanonikern, also weltlichen Priestern, die als Chorherren in christlicher Gemeinschaft unreguliert jedoch nach eigenen Statuten lebten. Sie lebten als Priester zölibatär, durften aber Eigentum besitzen im Gegensatz zu Regularkanonikern oder Mönchen in regulierten Orden.¹⁵ In Habach lebten außer dem Propst, der nicht am Orte wohnte, sechs Chorherren, von denen einer zum Dekan gewählt wurde.¹⁶ Die Kanoniker,¹⁷ wurden auch Chor- oder Stiftsherren genannt

Neben der Seelsorge übernahmen die Chorherren weitere Aufgaben für das Stift: Zum Beispiel einer als Scholastikus, der als Lehrer die Kinder in der Stiftsschule unterrichtete, ein anderer, der Holzhey war für den Wald und Holzversorgung zuständig. Es gab einen Cellarius, der die Einnahmen des Stiftes verwaltete. Er betreute auch den Zehentstadel, der sich im heutigen Pfarrgarten befand. Hier wurden die Abgaben der Bauern des Stiftes gelagert. Die Stiftsmitglieder trugen kein Habit also Ordenstracht, aber stets ein Priestergewand. Zum Chorgebet und zur Heiligen Messe trugen sie eine Mozzetta.¹⁸



*Landkarte Apian 1568
Habach damals noch mit zwei Kirchen,
Georgs- und Ulrichskirche*

Täglich beteten die Chorherren morgens um 5 Uhr in der Ulrichskirche mit

Gesang. Anschließend besuchten sie die ihnen zugeteilte Pfarrei zur heiligen Messe. Weithin hörbares Läuten der Kirchenglocken bestimmte den Alltag der Habacher. Glocken hatten in früheren Zeiten vielfache Funktionen; ihr Geläut verherrlichte Gott, strukturierte den Tag, rief zu Gebetszeiten und warnte bei Gefahr.

Seelsorge zu leisten in den fünf Ortschaften, Dürnhausen mit Filialkirche Frauenrain, Hofheim, Riegsee mit Filialkirche Froschhausen, Hechendorf und Sindelsdorf, war die wichtigste Aufgabe der Chorherren.¹⁹

Der Propst war Leiter für äußere Angelegenheiten des Kapitel- oder Chorherrenstiftes. Ab dem 16. Jahrhundert war der Probst von Habach zugleich Dekan der Frauenkirche in München und lebte auch dort. Das Präsentationsrecht für den Propst besaß der Kurfürst von Bayern.²⁰

Der Stiftsdekan war Vorsteher des Kollegiatsstiftes mit Leitungsfunktion nach innen. Er wurde von den Chorherren gewählt.²¹

Wie konnte man Chorherr von Habach werden?²² Eine Priesterausbildung war Voraussetzung und man musste gut predigen und singen können. Das war wichtig, um das Wort Gottes eindrucksvoll verkünden und Gottesdienst feierlich gestalten zu können. Man musste legi-



Ulrichskirche

tim geboren sein und zölibatär leben. Bei Eintritt in das Stift erhielt der neue Chorherr gegen eine Kautio einen eigenen Gutshof zur Verfügung gestellt, dessen Ertrag der wirtschaftlichen Absicherung des Chorherrn diene. Häufig waren Verwandte und Bekannte als Gesinde vertreten.

Habach im 18. Jahrhundert

In der „Vindelicia Sacra“ von 1756 beschreibt der Raistingener Dekan Franz Gailler Habach folgendermaßen:²³ „Die Kirche liegt im oberen Teil des Dorfes, um die herum in nächster Nachbarschaft die sechs Pfarrhäuser der Herren Kanoniker stehen, jeder besitzt sein eigenes. Zusammen als Ensemble machen sie einen fast städtischen Eindruck. Hinzu kommt eine Herberge,²⁴ ebenfalls recht ansehnlich und ziemlich großzügig in ihren Ausmaßen erbaut. Dazu gehört noch ein Bauernhof²⁵, das Haus des Richters und eine Schule²⁶ mit Bad. Insgesamt gibt es 49 Häuser und sechs Scheunen mit einer geräumigen Straße mitten durch, an deren östlichem Ende eine weit ausladende prächtige Linde steht zur Freude der Spaziergänger.“²⁷

Durch Habach führte die Salzstraße, die die Salinenorte Reichenhall und Berchtesgaden mit den Absatzmärkten in Oberschwaben, am Bodensee und in der Schweiz verband.²⁸ Durch Vorspanndienste konnten sich die Habacher Bauern etwas dazu verdienen.²⁹

Die Besitzverhältnisse im Chorherrenstift waren folgendermaßen geregelt. Obereigentümer war das Stift Habach, Untereigentümer waren die Bauern, die Abgaben und Scharwerksdienste an ihren Grundherrn, dem Stift, zu entrichten hatten.³⁰ Die Untereigentümer im Stift waren nach ihrem Leiheverhältnis nach „Freistifter“, das Verhältnis konnte jährlich beidseitig gekündigt werden. In der Praxis wurde von dem Kündigungsrecht nicht Gebrauch gemacht. Meist durfte der Nachkomme eines Freistifters in das Leiheverhältnis mit dem Stift eintreten und den Hof der Eltern weiterführen.³¹

Um 1750 hatte das Stift Habach 148 abgabepflichtige Höfe in folgenden Orten: Abertshausen³², Aidling, Appenried³³, Dürnhhausen, Eberfing, Frauenrain, Frechensee³⁴, Froschhausen, Habaching, Hechendorf, Hechenrain, Hof bei Habach, Hofheim, Hohenberg, Höhlmühle, Jaudenmühle, Jenhausen, Iffeldorf, Kratzmühle, Kronleiten, Lanzenried,³⁵ Marnbach, Obermühle, Obersöchering, Reinthal,

Riegsee, Spatzenhäusen, Tauting, Thomamühle, Uffing, Untersöchering, Waltersberg, Weilheim, Westenried und Wieling.³⁶

1756 hatte Habach nach dem Bayerischen Geschichtsatlas³⁷ 256 Einwohner, Dürnhäusen hatte 149 Einwohner. Folgende Handwerker waren zu dieser Zeit in Habach ansässig: 2 Hufschmiede, 1 Sattler, 3 Schuster, 3 Leinweber, 2 Schneider, 1 Küfner, 7 Maurer, 2 Schreiner, 4 Zimmerleute, 1 Bader, 1 Bäcker, 1 Bierzappler, 1 Metzger und 3 Müller. Außerdem gab es noch einen Klosterfischer und Klosterjäger die ausschließlich im Dienst des Stiftes standen. Die Handwerker wurden vom Stift und Dorf beschäftigt. Wenn die Aufträge zum Unterhalt nicht ausreichten gingen sie „auf die Stör“ als Wanderarbeiter. Der Verkaufsschlag der Habacher Weber war zu dieser Zeit die „Habacher Ziachen“ also Betttücher aus Leinen, die wegen ihrer hohen Qualität einen guten Ruf im ganzen Pfaffenwinkel genossen. Diese verkauften sie als Landhändler mit der Kraxen auf dem Rücken. Nebenher konnten sie ihre Kleinstlandwirtschaft mit einigen Kühen und Schafen betreiben.

Schon Kaiser Ludwig der Bayer verlieh am 23. April 1330 dem Stift Habach die „niedere Gerichtsbarkeit“, das sogenannte Hofmarksrecht.³⁸ Dies wurde bis 1802 zur Säkularisation ausgeübt. Hofmark ist ein Begriff aus dem mittelalterlichen Recht im Herzogtum Bayern. Offene Hofmark bedeutete, das Stift durfte die niedere Gerichtsbarkeit sowohl über Habacher als auch über alle Untertanen, die zwar auf Höfen in anderen Orten wohnten, aber zum Stift Habach gehörten ausüben.

Die Niedere Gerichtsbarkeit war zuständig für:³⁹ die Veranlagung der Steuern, Musterung der Männer, Scharwerkdienste unentgeltlich durchführen zu lassen, Vormundschaft- und Nachlassangelegenheiten, Notartätigkeiten und übte Polizei- und Ordnungsfunktionen aus. Ein Richter unterstand dazu dem Stift. Das Richterhaus stand im Garten des heutigen Anwesens Obersöcheringer Straße 3 und wurde 1810 abgebrochen.

In der Barockzeit erlebte Bayern eine große Volksfrömmigkeit.⁴⁰ Bäuerlicher Arbeits- und kirchlicher Festtagsrhythmus bestimmten den Jahreslauf mit Wallfahrten, Marien- und Heiligenverehrungen und allseitigem künstlerischem Schaffen. Besonders das geistliche Schauspiel, mehrstimmige Musik und farbenprächtige Bittgänge, Umzüge und Prozessionen zu Palmsonntag oder zu Karfreitag bildeten das „Theatrum

sacrum“.⁴¹ Es sollten alle Sinne der Gläubigen angesprochen werden. Die Beteiligung der Gläubigen war sehr groß. Durch die sechs Chorherren des Stiftes Habach kann man wohl von einem besonders vielfältigen und intensiven religiösen Leben ausgehen.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhundert hatte Bayern 72 Feiertage⁴² neben den 52 Sonntagen also insgesamt 124 arbeitsfreie Tage. Angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Staates reduzierte 1763 Kurfürst Max III. ein Fünftel der Feiertage um mehr Produktivität in der Wirtschaft zu erreichen.⁴³ Habach besaß einen eigenen Feiertag: die Überführung der Gebeine des Heiligen Ulrich am 2. Werktag nach dem Weißen Sonntag.⁴⁴ Ein typischer Gedanke des barocken Lebens war: „Memento mori“ Gedenke, das du sterblich bist, aber auch ein anderes „Carpe diem“ nutze den Tag.



Ulrichskirche innen

Das Chorherrenhaus

Bauzeit

Das heutige Haus Hauptstraße 17 in Habach, bis 1980 Habach Haus Nr. 46, ist eines von insgesamt sechs Chorherrenhäusern. Das genaue Datum des Hausbaues lässt sich nicht mehr feststellen. Es fehlen

dazu Unterlagen, die wahrscheinlich, wenn es dazu Aufzeichnungen⁴⁵ gegeben hätte, am „schwärzesten Tag“ der Habacher Geschichte, dem 17. Juli 1704 beim Angriff der Tiroler im Spanischen Erbfolgekrieg verbrannt wären.⁴⁶ An diesem Tag sind neben der Kirche viele Häuser gebrandschatzt und fast vollständig zerstört worden. Auch wurde bei Umbauten des Hauses kein Grundstein gefunden, der über den Baubeginn Aufschluss hätte geben können. Ob die Bauarbeiten an dem Chorherrenhaus Hauptstraße 17 vor dem Bau der Ulrichskirche 1668 begonnen haben ist nicht sicher. Es herrschte in dieser Zeit im barocken Süddeutschland eine rege Bautätigkeit. Vielleicht wollten die Chorherren, die noch ein altes Haus von vor dem 30-jährigen Krieg bewohnten, eine stattliche und standesgemäße Bleibe. Bei Umbauarbeiten im oberen Bad fand man noch einen hölzernen Wandschrank mit der Jahreszahl 1705. Auch fand man bei denselben Umbauarbeiten verkohlte Balken in der Zwischendecke vom Erdgeschoß zum 1. Obergeschoß, Eingang Ostseite, ein möglicher Hinweis auf Spuren der Brände vom 17. Juli 1704. Des Weiteren zeigt das Haus durch seinen offenen und hellen Treppenaufgang mit Innenbalkon schon viel mehr Leichtigkeit als das wahrscheinlich ältere Chorherrenhaus Hauptstraße 10 auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit seinem dunkeln, engen Treppenaufgang.⁴⁷

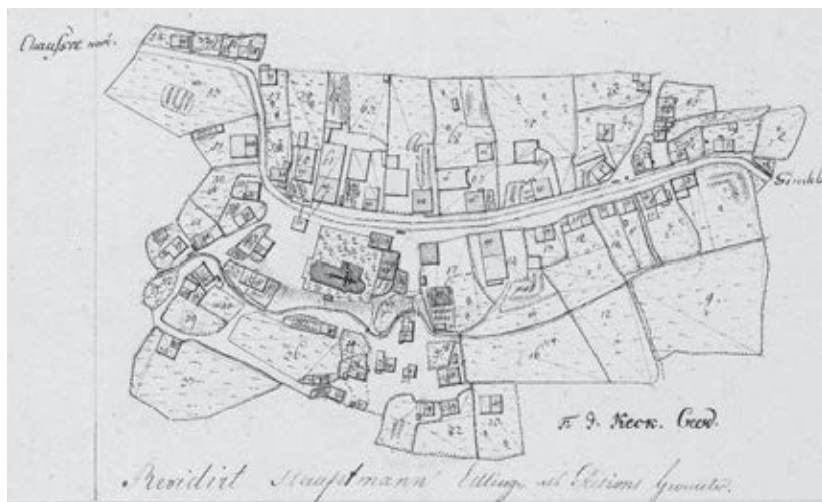
Nur von einem Chorherrenhaus wissen wir genau, wann es gebaut wurde, dem Pfarrhof, heute Hauptstr. 8. Es wurde 1651 erbaut. Es war das Haus des rührigen Dekans Johannes Roth.⁴⁸

Hausbeschreibung

Welche Chorherren, seit dem Bau in diesem Haus gewohnt haben, kann nicht mehr festgestellt werden. Der Chorherr Josef Walser, geb. 6.3.1712, ist der erste Besitzer des Hauses der nachgewiesen werden kann.⁴⁹ Mit seiner Investitur als Chorherr 1753 wurde ihm vom Stift das Haus Nr. 46 als sein Domizil übergeben. Nachdem er am 7. April 1783 verstarb übernahm dann sein Neffe Johann Nepomuk Walser, geb. am 22.3.1750 und gest. 19.6.1829, mit seiner Investitur zum Chorherrn von Habach das Haus Nr. 46. Er war der letzte Chorherr, der das Haus bewohnte. Er war das dritte Kind des Habachers Ferdinand Walser⁵⁰ und seiner Frau Anna-Maria geb. Schropp⁵¹, die das Anwesen des Kapitielieners des Kollegiatsstiftes Habach, heute Hauptstraße 3, übernommen

hatten. Von 1786 bis zur Säkularisation 1802 war er Pfarrer von Hofheim. In den Sommermonaten wird er zu Fuß oder zu Pferd täglich seine Pfarrei Hofheim besucht haben. Bei Regen oder schlechtem Wetter wird er das Gäuwagerl eingespannt haben, eine kleine Kutsche auf der zwei Personen vorne auf dem Kutschbock Platz nehmen konnten. Bei Schnee im Winter bevorzugte er einen leichten Schlitten aus Weidenholz. Ein solcher Schlitten ist 2020 immer noch bei Nachbarn auf der Hauptstraße 10 vorhanden. Ein kleines Epitaph (Gedenktafel) an der Nordseite der Kirche beim Eingang links erinnert noch an den Chorherrn Johann Walser.⁵²

War ein Chorherr verstorben, wurde ein neuer aufgenommen. Im Habacher Chorherrenstift gab es über 700 Jahre lang stets sechs Chorherren. Der neue Chorherr bekam – nachdem er dem Stift eine Kautio hinterlegt hatte – zur eigenständigen Nutzung ein Chorherrenanwesen, einen Gutshof mit Landwirtschaft, vom Stift zur Verfügung gestellt.



Lageplan Habach von 1810; Hausnr. 46 ist das Chorherrenhaus

Vorab die genaue Verortung des Hauses. Es liegt nördlich der Hauptstraße Habach und richtet sich nach Südsüdost mit 143 Grad nach der Kompass Zahl aus⁵³ und liegt 640 m über dem Meeresspiegel. Es liegt auf dem nördlichen 47. Breitengrad 43min.43sec. und auf dem östlichen 11. Längengrad 16 min. 49 sec.

Das Hausgrundstück Hausnummer 46 nordöstlich der Kirche auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte eine Größe von ca. 4400m² mitten im Dorf. Siehe dazu auch Lageplan von 1810⁵⁴.

Auf dem Anwesen, dem „Walserischen Chorherrenhaus“ oder „Walser Haus“, gab es drei freistehende Gebäude: Das repräsentative Wohnhaus, eine freistehende Stallung mit ca. 26m auf 18m und einen freistehenden Stadel mit ca. 16m auf 19m.

Die freistehende Stallung in West-Ostrichtung, stand auf dem Grundstück, heute Hauptstr. 15. Der große freistehende Stadel befand sich bis ca. 1862 ungefähr in der Mitte des großen Hausgartens nördlich der heutigen Tenne.

Die Grundfläche des Wohnhauses beträgt 196 m² bei einem quadratischen Grundmaß von 14 Meter auf 14 Meter. Zum Vergleich das gegenüberliegende Chorherrenhaus Hauptstr.10 ist breiter als lang. Große, geräumige Flure, die in der damaligen Zeit sehr beliebt waren, dürften für den Grundschnitt Haus Nr. 46 verantwortlich sein.

Baumaterial waren teils unbehauene Feldsteine, teils Tuffsteine vom nahegelegenen Tuffsteinbruch in Polling. Gebräuchlich war es auch, Ziegel und Baumaterial vom Vorgängerbau wiederzuverwenden. Gebrannte Ziegel wurden für die Rundbögen an Fenstern und Türen eingesetzt. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts entdeckte man immer wieder bei Umbauarbeiten Tuffsteine im Haus.

Das Bild vom Haus, wie es im 18. Jahrhundert aussah, runden zufällig bei vielen Umbauarbeiten gefundene Spuren ab. Diese Funde und Spuren wurden meist nicht dokumentiert, sondern nur mündlich an die nächste Generation weitergegeben. So dürfte damals die Hausfassade im Süden nicht einfach nur weiß gewesen sein, sondern bunt bemalt.⁵⁵ Man kann davon ausgehen, dass Lüftlmalerei die gesamte Fassade zierte.

Lüftlmalerei ist eine volkstümliche Variante der Barockmalerei im Illusionsstil. Damit imitierte man Stuck- und Bildelemente. Häufig zeigten die Bilder den Namenspatron des jeweiligen Chorherrn der im Haus wohnte und weitere religiöse Motive. Man wollte die Häuser lebendig und farbenprächtig schmücken, um den Wohlstand des Besitzers zu zeigen. Die Lüftlillusionsmalerei war „der Stuck“ des Volkes. Am „Augustinerhaus,⁵⁶“ heute Hauptstr. 7, ist noch eine solche Lüftlmalerei erhalten.



ehemaliges Chorherrenhaus Hauptstraße 7



Treppenaufgang

Das Haus war das einzige der Chorherrenhäuser mit einer Hochlaube, also einen kleinen Balkon, auf der Südseite. Die verwendeten Eichenhölzer waren verziert und gedrechselt.

Das Haus hatte als einziges der sechs Chorherrenhäuser einen breiten Treppenaufgang, der offen und hell gestaltet war, ein Statussymbol der Barockzeit. Eine weitere Besonderheit war eine Balustrade darüber, die zwei Zimmer miteinander verband. Balustrade und Treppen waren mit einem Geländer aus gedrechselten Holzsäulen verziert und gesichert. Diese baulichen Besonderheiten sind bis heute vorhanden. Ebenso eine Kastenholzdecke mit Bemalung über dem Treppenaufgang aus der damaligen Zeit.

Unterhalb des Treppenhauses befindet sich ein kleiner tiefer gelegener Raum, der als Keller genützt wurde, mit ca. 8m² Grundfläche. Ansonsten war das Haus nicht unterkellert, weil dies vor 300 Jahren wegen der schwierigen Bodenbeschaffenheit ein zu großer Arbeitsaufwand und daher fast unmöglich war.

Im Obergeschoß waren die drei Zimmer auf der östlichen Seite mit einer Enfilade gestaltet. Enfilade war ein barockes Architekturelement, sie bestand aus einer Aneinanderreihung von Räumen oder Zimmerflucht genannt, wobei die Türöffnungen exakt gegenüberlagen. Dadurch wirkten die Räume größer.

In den Wohnräumen waren die Zimmerdecken entweder mit Stuck verziert oder mit bemalten Holzdecken verkleidet. Nach Erzählungen sind die vielen Stuckdecken in den 1920iger Jahren wegen Materialschwäche entfernt oder wegen des Einbaus von Elektroleitungen abgebrochen worden⁵⁷.



Treppenaufgang

In zwei Räumen sind die alten Holzdecken noch fast vollständig erhalten. Alte Stuckfragmente befinden sich noch auf dem Speicher des Hauses.

Nicht vergessen werden sollte auch die Wasserversorgung eines so großen Hauses. Die alte Wasserversorgung in Habach wurde bis 1896 durch „Holzdeicken“ gewährleistet, ausgehöhlte Holzstämme, durch die Wasser fließen konnte. Noch wichtiger aber war ein eigener Brunnen für jedes Chorherrenhaus. Hier konnte man genügend Wasser für Mensch und Tier schöpfen. Wo sich der Brunnen bei dem Haus befand, lässt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich gab es zwei große Brunnen⁵⁸, einen für die Landwirtschaft, der sich in der Nähe des Stalles befand und einen zweiten für das Wohnhaus. Dieser befand sich vermutlich in der heutigen Einfahrt östlich des Wohnhauses. Dort konnte sich morgens mit kaltem Wasser das Gesinde den Schlaf aus den Augen waschen. Fließendes Wasser im Haus war im 18./19. Jahrhundert unüblich. Es gab daher kein Bad im Haus. Schlafzimmer des Chorherrn, das Kaplanzimmer



Vorraum zur ehemaligen Küche



Wandschrank 1705

und das Franziskanerzimmer hatten auf einem Tisch eine Waschschüssel mit Krug für Wasser zur Morgentoilette.

Beheizt wurde das Haus mit Kachelöfen. Schöne gebrannte Kachelfliesen, teilweise mit Motiven versehen,⁵⁹ ließen den Kachelofen behagliche Wärme ausstrahlen und repräsentierten den Wohlstand des Besitzers. Brennholz war knapp und teuer. Jeder Habacher, auch die Chorherren bekamen vom Stift, von dem dafür zuständigen Chorherrn, „dem Holzhey“ ein gewisses Quantum Holz zugeteilt.⁶⁰

In der Küche, dem mittleren Raum auf der Ostseite des Hauses gab es noch keinen gemauerten Grundherd, sondern eine offene Feuerstelle mit Rauchabzug, „der Hure“, zum Kamin. Hier wurde täglich gekocht. Erst ab ca. 1860 als der Brandschutz eine immer höhere Bedeutung bekam, wurde der Herd festgemauert. In der Mitte der Küche stand ein großer Arbeitstisch. Bei Umbauarbeiten 1980 wurde ein zugemauerter Durchgang sichtbar zum dritten Raum an der Nordostseite des Hauses. Dieser Raum war

wahrscheinlich der Bereich, in dem die gesamte Hausgemeinschaft an einem großen Tisch aß. Es dürften so zwischen 7–10 Personen gewesen sein, die täglich gemeinsam die Mahlzeiten einnahmen.

Die Fenster von einfacher Glasqualität⁶¹ hatten wahrscheinlich zwei Sprossenrahmen an jeder Fensterseite und waren im Erdgeschoß zusätzlich mit Gitterstäben gesichert. Die Fenster sind unterschiedlich groß und nicht ganz regelmäßig eingebaut, typisch für die Barockzeit.

Die Raumhöhe beträgt im gesamten Haus 2,80 Meter.

In den Wohnräumen befanden sich mehrere in die Wand eingelassene Schränke (Wandschränke) unterschiedlicher Größe mit schöner Bemalung zur Aufbewahrung aller möglichen Gegenstände wie Geschirr, Bücher und Kleidung. Freistehende Schränke gab es kaum. Zur Aufbewahrung benutzte man vorwiegend Truhen.

Die Türen zu den einzelnen Räumen waren bunt bemalt, meist mit blauer Farbe. Häufige Motive waren Blumen, Früchte oder sonstige Naturthemen. Sie sind heute zum Teil noch erhalten mit ihren altertümlichen schmiedeeisernen Türschlössern und Beschlägen.

Nischen mit einer Marienfigur außen über der Eingangstür und ein Kreuz auf dem Dachfirst waren Merkmale eines Kanonikerhaus in Habach.

Die Böden im Erdgeschoß bestanden aus rötlichem Stein mit oft unbearbeiteter Oberfläche. Holzdielenböden waren im Erdgeschoß wegen eines fehlenden Kellers und des dadurch verursachten feuchten Untergrundes nicht geeignet. Im Obergeschoß bestanden die Fußböden aus großen, breiten Fichtenholzdielen, ebenso die Dielen auf dem Speicher. Im gesamten Haus gab es zwischen den Zimmerdecken Fehlböden. Fehlböden bestehen aus loser Holzschalung auf Lagerleisten. Im Zwischenraum von ca. 20cm hat sich Einiges angesammelt über die Jahrhunderte.

Im großzügigen Speicher lagerten Getreide, Früchte zum Trocknen und sonstiges zum Aufbewahren.

Das Dach besaß damals eine geringere Neigung, war also flacher als die heute üblichen Dächer. Im 18. Jahrhundert bedeckte man nämlich das Dach mit Holzschindeln und beschwerte sie mit Steinen. Dachrinnen aus Holz ragten ca. 2 Meter weiter über die Hauswand hinaus, um herabstürzendes Regenwasser von der Hauswand fernzuhalten, da man noch keine Ablaufrohre wie heute kannte.



Haus um 1900 von Süden



Dekan Ertl

Während der Chorherrenzeit war östlich und westlich des Hauses je ein Garten angelegt. Im östlichen Garten war um einen Springbrunnen in der Mitte ein kleiner barocker Garten mit Buchsbäumen und Kieswegen angelegt war.⁶² Der Springbrunnen wurde nach dem 1. Weltkrieg abgebrochen. Im westlichen Garten blühten verschiedene Blumen für den Haus- und Kirchenschmuck.

Auf dem nördlichen Teil des Hausgrundstückes bei der freistehenden Tenne waren ein Gemüsegarten und ein Gewürzgärtlein angelegt. Auch wuchsen dort Apfel-, Birnen- oder Zwetschgenbäume, verschiedene Stauden wie Johannis- oder Stachelbeeren. Selbstverständlich durfte ein „Impenhaus“⁶³ also ein Bienenhäuschen nicht fehlen. All dies bereicherte den Speiseplan der Hausgemeinschaft⁶⁴.

Investitur, Einführung eines Chorherrn

Im Rahmen der Investitur, der Aufnahme eines Chorherrn in die Gemeinschaft des Kollegiats, wurde ihm sein neues Anwesen übergeben. In den Klosterliteralien von Habach, die sich heute im Hauptstaatsarchiv⁶⁵ in München befinden, ist noch eine recht genaue Beschreibung vorhanden. Das damals angelegte Inventarium eröffnet die Möglichkeit ein Chorherrenhaus und den dazugehörigen Haushalt kennenzulernen.⁶⁶

Dieses Inventarium vom Februar 1801 bezieht sich zwar auf die Übergabe des Chorherrenhauses, heute Hauptstr. 13.^{67 68} Aber dieses Haus ist sehr ähnlich dem der Hauptstraße 17 und der Zeitpunkt der Übergabe weist keinen großen Unterschied auf, sodass wir einen realistischen Eindruck von dem Chorherrenhaus Hauptstr. 17 erhalten.⁶⁹

Als erster Raum wird die sogenannte Ordinaristube (gewöhnliche Stube) angeführt, wenn man vor dem Haus steht das vordere linke Zimmer. In ihr befinden sich zwei Sessel mit blauem Tuch überzogen, 90 Milchweidlinge⁷⁰, 2 neue Garnhaspeln, 3 Spinnräder und 1 Säge. In der Küche können wir an die 130 Gegenstände zählen, worunter auch das Hasenohrrädl⁷¹ sich befindet. Im Küchengewölbe befinden sich 103 Gegenstände, darunter ein Kübel mit 124 Pfund Schmalz. Im Keller gibt es 3 eichene Fässer. Dann kommt man in das Krautgewölbe⁷², die Dienstbotenkammer, das Mehlgewölbe und in den Hausflötz (Hausgang).

„Im Wohnzimmer,⁷³ dem südöstlichen Raum stehen 12 blauüberzogene Sessel, ein eichen eingeleger Kommodkasten und darin 3 silberne Löffel alter Facon, 1 silberner Kreuzpartikel, 1 silberne zerbrochene Schnalle, ein silbernes Kettchen und silberner Kaffeelöffel. Im Pult daneben liegt ein ganz und ein halbes Stück Handbeisel, etwas Spitzenreste, dreiviertel Pfund Pfeffer, 1 Pfund Reis, ungestoßener Ingwer und 1 porzellaner Stockknopf. In einem Mauerkästchen dieser Stube gibt es 11 porzellanene Teller, 3 Körbl aus Fayence, 7 ganz weiße porzellanene Kaffeeschalen, 1 bemahlte Schokoladenschale und 4 Leuchter aus Messing.⁷⁴

Im Obergeschoß im Schlafzimmer sind 31 zinnerne Teller vorhanden, 22 Suppenschüsseln, 1 Barbierschüssel und ein Teegeschirr, 3 Nachtgeschirre, im Ganzen 85 Gegenstände, worunter sich auch eine Liquerflasche, 6 Biergläser, 10 Weingläser und 1 Dortemodell befinden.“⁷⁵

Desweiteren ist ein Kaplan- und ein Franziskanerzimmer vorhanden. In der Rußkammer sind unter anderem 79 Pfund geräuchertes Fleisch, 1 Kuhglocke und ein Korb mit gedörrten Apfelschnitzen.

Ferner hat das Haus einen äußeren Verschlag, einen unteren und oberen Kornkasten. Im Stall steht ein sechsjähriger Rapp (Pferd), 1 Brauner mit 12 Jahren, 5 Kälberkühe, 1 Menzkuh⁷⁶, 1 einjähriges Kalb, 3 Schafe, 2 Lämmer, 6 Hennen und 3 Gänse.

Soweit die Beschreibung einer Liste des Hausinventars bei der Übergabe eines Chorherrn.

Säkularisation

Am Ende des 18. Jahrhunderts vermehrten sich die Anzeichen, die gute, ruhige Zeit könnte bald zu Ende gehen. Das Donnergrollen der Französischen Revolution war unüberhörbar, der moderne Staat, wurde zum Vorbild. Die alte Ordnung wurde zerschlagen, das Vermögen der Kirche und der Klöster enteignet: säkularisiert. In Bayern hatte Graf Monteglas die Aufgabe den Staat zu reformieren.⁷⁷

Am 6. August 1802 war der allerhöchste Befehl zur Auflösung des Kollegiatstiftes und aller Kirchengüter ergangen. Bereits eine Woche später begab sich der kurfürstliche Rechnungskommissar Maximilian Zeiller nach Habach.⁷⁸ Er eröffnete dem Dekan Floßmann und den fünf Chorherren, diese höchste Entscheidung, verlangte die Rechnungsabschlüsse und nahm die Kasse mit 100 Gulden und das Archiv in Beschlagnahme.

Die bisherigen Diener des Stiftes; Xaver Wagner, Schullehrer und Organist, der Gerichtsdieners Kirchmayer wurden aus ihren bisherigen stiftischen Pflichten entlassen und in kurfürstliche Dienste übernommen. Der Kapiteldiener Josef Promberger wurde nach Polling geladen und dort aus seinem Arbeitsverhältnis entlassen. Er bekam eine kleine Rente. Josef Promberger wird nach der Säkularisation das Chorherrenhaus kaufen.

Durch die Säkularisation ergaben sich gravierende Veränderungen. Die Jahrhunderte alte Ordnung in wirtschaftlicher, politischer, sozialer und rechtlicher Sicht wurde abgeschafft. Die neue Ordnung war in vielen Punkten ungewiss. Es kam zu einer Krise mit typischen Kennzeichen: Das Alte war zerstört und das Neue, der moderne Staat nach französischem Vorbild geplant von Monteglas,⁷⁹ noch unsicher.

Die Auswirkungen der Säkularisation in Habach:

Wirtschaftlich: Die Habacher Handwerksbetriebe verloren ihren größten Auftraggeber, das Stift, viele Leute ihren Arbeitgeber: der Stiftsfischer, der Stiftsjäger u.v.m., einige wurden arbeitslos. Politisch: Die Einheit von politischer und religiöser Führung war mit der Säkularisation beendet. 1805 wurde der erste Gemeindevorsteher vom Landgericht Weilheim ernannt.

Rechtlich: Die Hofmark, die fast 500 Jahre bestanden hatte, wurde aufgelöst. Die „niedere Gerichtsbarkeit“ ging an das Landgericht Weilheim über. Sozial: Viele soziale Funktionen und Aufgaben des Stiftes, die Härtefälle der Bevölkerung abfederten, waren plötzlich weg. Die dörfliche Sozialstruktur musste neu geregelt und aufgebaut werden. Die Armenfürsorge und ein Krankenunterstützungsverein wurden in den nächsten Jahren gegründet.

Der Staat wollte mit der Auflösung des Stiftes möglichst viel Gewinn erzielen. Fast alles kam unter dem Hammer. Das Überangebot am Markt für Immobilien, Grundstücke und Kunstgegenstände drückte die Preise. Die Versteigerungen des gesamten Stiftseigentums brachte 18684 Gulden. Die Kirchengaufzeichnungen mussten abgeliefert werden. Wertvolle Bücher und Bilder wurden nach Weilheim oder München gekarrt, auch der Kirchenschatz. Dabei ging einiges verloren. Wie wertvoll die Monstranz war, zeigt ein kurzer Vergleich. Das Schulhaus⁸⁰ und das Mesnerhaus⁸¹ kosteten zusammen 855 Gulden, die Monstranz alleine 607 Gulden. Die Monstranz wurde vom letzten Dekan Floßmann und einigen Spendern zurückgekauft und befindet sich heute noch in unserer Kirche.⁸²

Der Habacher Stiftswald mit rund 940 Tagwerk⁸³ ging in Staatsbesitz über. Im Tausch dafür übernahm der Staat den Unterhalt der Ulrichskirche und des Pfarrhofes. Aus heutiger Sicht betrachtet war dieser Tausch eine gute Entscheidung für die Pfarrgemeinde Habach, die Kosten für die aufwendigen Renovierungen hätten die finanziellen Möglichkeiten der Pfarrgemeinde überschritten. Ab ca. 1806 heißt der Wald jetzt umgangssprachlich „Königswald“, der Wald des Königs, da Bayern ab 1.1. 1806 Königreich wurde und kein Kurfürstentum mehr war.

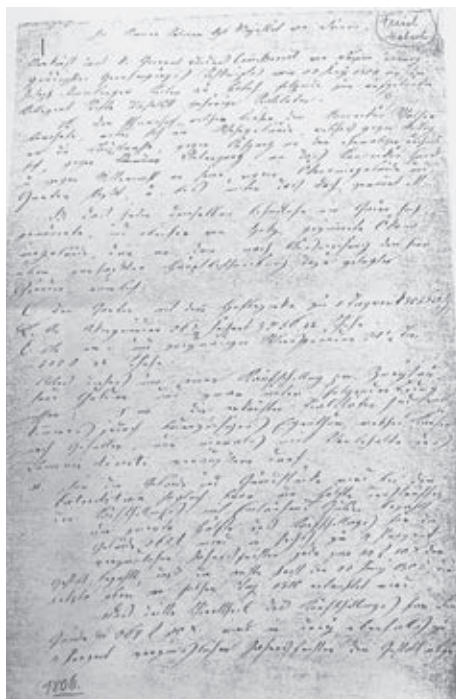
Das Bauernhaus

Der Kauf des Hauses vom Königreich Bayern

Die Säkularisation, also die Enteignung allen klösterlichen Besitzes, war eine große Krise für das ländliche Bayern. Aber in einem tiefen Umbruch bieten sich auch Chancen. Viele Häuser, Grundstücke und Kunstgegenstände mussten in kurzer Zeit verkauft werden.⁸⁴ Zusätzlich lagen wirtschaftlich schwierige Jahre hinter Bayern mit den Französi-

schen Belagerungen und Kriegen^{85 86}, die die Kaufkraft der Bevölkerung geschmälert hatten. Daher waren die Käufer rar und die Preise niedrig. Josef Promberger, ehemaliger Kapitediener des Stiftes, nutzte die

Gelegenheit, ein stattliches Chorherrenhaus⁸⁷ zu kaufen und zwar das Chorherrenhaus vom Chorherren Johann Walser, dem Onkel seiner Frau Maria.⁸⁸ Wahrscheinlich wurde Chorherr Johann Walser mit einer kleinen Rente vom Herzogtum Bayern in den ungewollten Ruhestand geschickt.⁸⁹ Er durfte daher bis zu seinem Tod in seinem ehemaligen Chorherrenhaus weiter wohnen, das nun seiner Familie gehörte. Josef Promberger⁹⁰ war nämlich während der Säkularisation zur Begutachtung der Immobilien und Grundstücke von Habach eingeteilt worden. Dadurch bekam er einen guten Überblick über den Wert der zu versteigernden Häuser



Kaufurkunde 1804

und Grundstücke.⁹¹

Um diesen großen Kauf vom 22. Januar 1804 zu finanzieren verkaufte Josef Promberger 1804 sein Anwesen; heute Hauptstr. 3, an den Zimmerer Josef Model aus Antdorf. Dieser brachte den Hausnamen „Himl“ für das Haus Hauptstraße 3 aus Antdorf mit. Seitdem ist die Hauptstraße 3 das „Himl“ Haus in Habach. Mit dem Verkaufserlös und seinem ersparten Geld kaufte er das durch die Säkularisation frei gewordene Chorherrenhaus des Chorherrn Johann Nepomuk Walser vom Königreich Bayern zu einem Preis von zweitausend Gulden. Josef Promberger nahm seinen Hausnamen „Kailer“ von seinem verkauften Haus von Hauptstr. 3 auf sein neu gekauftes Haus mit. Bis zum Verkauf wurde das Haus in der Bevölke-

rung „das Walserhaus“ genannt nach dem Namen des letzten Chorherrn, der in dem Haus gewohnt hatte. Ab jetzt wurde es das „Kailerhaus“ und alle dort ansässigen Familienmitglieder „Kailer“ genannt.⁹²

Übrigens, der ab 1802 entlassene Chorherr Johann Walser feierte regelmäßig im Treppenaufgang und im 1.Obergeschoß seines ehemaligen Chorherrenhauses, die Heilige Messe bis zu seinem Tod 1829. Nach mündlichen Überlieferungen war die Messe besonders bei den älteren Habachern sehr beliebt. Das war eine gewisse „Konkurrenz“ zum amtlichen Pfarrer der Kirche in Habach.

Von dem Kaufpreis von 2000 Gulden entfielen 530 Gulden auf die Grundstücke und 1470 Gulden auf die Gebäude. In der Kaufurkunde wurde festgelegt, dass der Kaufpreis in vier Raten zu zahlen ist: die erste Rate am 22. Juni 1805 und die letzte Rate am 22. Juni 1810 fällig ist. Auf den vereinbarten Kaufpreis musste 4% Zinsen vom Käufer gezahlt werden, bis die jeweilige Rate bezahlt wurde. Zum Chorherrenanwesen mit Landwirtschaft gehörten 69 $\frac{3}{4}$ Tagwerk guten Ackerbodens und Wiesen in naher Ortslage, aber keine Waldgrundstücke⁹³.

Gute Zeiten

Wieder zurück zu Josef Promberger. Als angesehener Bauer betreute er die Zuchtbullen des Dorfes. Dafür stellte ihm die Gemeinde pachtfrei ihre Hirtenwiese mit einer Größe von 25 Tagwerk und den großen Hirtenstadl zur Verfügung, heute, Hirtenwiese 3.

Am 31. Mai 1824 heiratete Prombergers Tochter Katharina Promberger geb. 16.1.1796, gest. 12.12.1836, Jakob Schöttl geb. 7.10.1789; gest. 20.1.1854 aus Leibersberg mit Hausnamen Doribauer, der Baumeister auf dem Fohlenhof Schwaiganger⁹⁴ war. Schöttl übernahm 1828 mit seiner Frau Katharina das stattliche Anwesen des Schwiegervaters in der Dorfmitte und wurde so zum „Kailerbauern“. Jakob Schöttl engagierte sich sofort in der neuen Heimatgemeinde Habach. Von 1830–1839 war er Kirchenpfleger und von 1836–1842 Gemeindeausschußmitglied was so viel bedeutete wie heute Gemeinderatsmitglied.

Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor:

Anastasia geb. 27.12.1825, Johann Jakob geb. 27.7. 1827, gestorben. 6.4.1909 wurde Hoferbe. Mathias geb. 7.12.1828, Theresia geb. 3.9.1830, Michael geb. 6.9.1832, Maria-Katharina geb. 14.9.1834

Bei der Geburt des siebten Kindes starben die Kailerbäuerin Katharina Schöttl im Alter von 40 Jahren und ihr neugeborenes Kind kurz vor Weihnachten am 12.12. 1836.

Damals war die Kindersterblichkeit hoch, insbesondere bei der ärmeren Bevölkerung, ebenso der Kindbetttod der Mütter. Durchschnittlich jede 5. Frau wurde damals vom Kindbett in den Sarg umgebettet. Die Ursachen waren mangelnde Hygiene, Enge der Wohnverhältnisse, mangelhafte Ernährung, zu frühe Arbeitsaufnahme nach der Geburt, fehlerhafte Behandlung durch oft ungeschulte Hebammen.⁹⁵ Die medizinische Versorgung leistete nur ein Bader, einen Arzt gab es in unserer Gegend eher selten.⁹⁶

Bei Maria Katharina Schöttl, dem sechsten Kind der Katharina Schöttl, werfen wir nun einen Blick in das Taufbuch (Taufmatrikeln)⁹⁷. Dort sind in 12 Rubriken alle wichtigen Punkte einer Geburt und Taufe aufgeführt. In der Rubrik: Art der Geburt steht: glückliche Geburt um ½ 4 Uhr in der Frühe. Antonia Reißler ist als Hebamme eingetragen. Taufpatin war die vermögende Gastwirtin Anastasia Hirschauer aus Sindelsdorf. Hier zeigt sich, dass die großen und vermögenden Bauern zusammenhielten. Maria Katharina heiratete den Gutshofbesitzer Bachmaier in Rottach-Egern, heute das in ganz Deutschland bekannte Hotel Bachmaier in Rottach-Egern.

Betreffend das 3. Kind, Johann Jakob Schöttl jun., den späteren Hoferben: Beim Studium der Consscriptionslisten (Musterungsbücher) der Altersklasse 1827 des königlichen Landgerichts Weilheim⁹⁸ ist auch die Musterung von Johann Jakob Schöttl jun. vom 3. Juli 1850 beschrieben. Hier finden sich einige interessante Eintragungen. Seine Größe betrug 6 Fuß (Fuß ca. 30 cm). Von den 160 Gemusterten dieses Jahrgangs hatten nur 10% diese Größe, die andern Gemusterten waren alle 5 Fuß groß oder noch kleiner. Unter der Rubrik Vermögen wurden 400 Gulden⁹⁹ angegeben. Von den 160 Gemusterten waren 85% ohne Vermögen, 10% gaben ein Vermögen von bis zu 80 Gulden an und zwei Jungmänner, wahrscheinlich Brauereibesitzerssöhne aus Murnau und Weilheim gaben 1000 Gulden Vermögen zu Protokoll.¹⁰⁰ Übrigens, Johann war tauglich und aufruffähig, ob er aber seinen Militärdienst antrat konnte nicht festgestellt werden.

Nach den Einblicken einmal ins Taufbuch der Tochter Maria-Katharina und in das Musterungsbuch des späteren Hoferben Jakob jun. noch einmal zurück zu den Besitzverhältnissen des Hauses, besser des gesamten Anwesens, im 19. Jahrhundert: Dazu wurden alle verfügbaren Kataster, Umschreibe-, Rustikal- und Steuerbücher von 1803 bis 1868 überprüft.

In der ersten Hälfte des 19. Jhd. entwickelte sich eine unternehmerisch handelnde Bauernschaft. Beim Hofkauf 1804 gehörten zum Kailerhof, dem ehemaligen Chorherrenhaus Walser, noch 69 Tagwerk, 1832 waren es schon 148 Tagwerk¹⁰¹. 1835 besaß Jakob Schöttl sen. schon über 200 Tagwerk. Ab 1840 war Jakob Schöttl sen. der größte Steuerzahler der Gemeinde Habach mit 44 Gulden Jahressteuer auf Haus und Grundstücke noch vor den Mühlenbesitzern¹⁰² und dem Hofer.¹⁰³ Noch ein kleiner Rückblick in ein altes Verzeichnis, welches Mitte des 20. Jahrhundert völlig bedeutungslos geworden ist. Im alten Verzeichnis der „Inhaber der Kirchenstuhlplätze“, der sogenannten Hausstände, für die Pfarrkirche St. Ulrich sind die Plätze der Kailers von alters her eingetragen, die bis zur Kirchenrenovierung 1968 galten und beachtet wurden. Auf der rechten Seite mit Blickrichtung zum Altar der sogenannten „Evangelienseite“ die Plätze II/1, II/2 und VI/4 und auf der linken Seite der „Epistelseite“ III/1 und III/2. Die römischen Zahlen bezeichnen die Reihen und die arabischen Zahlen bedeuten den Platz. Praktisch bedeutete dass: die Männer saßen rechts, die Frauen links in der Kirchenbank. Eine Besonderheit in der Habach Ulrichskirche, die Männer sitzen vorne und die Frauen hinten.

Als größter Steuerzahler der Gemeinde hatte Jakob Schöttl sen. auch das größte Stimmengewicht¹⁰⁴ bei den Gemeindewahlen zum Gemeindevorsteher und Gemeindeausschuß in Habach.¹⁰⁵ 1855 waren im Kataster vom Habach als seine Besitzungen angegeben: 236,41 Tagwerk¹⁰⁶ Äcker, Wiesen, Wald und Wasser in Habach und in anderen Orten wie Kleinweil, Obersöchering und Dürnhausen. Die beiden Habacher Weiher der damaligen Zeit, der Koppenbergweiher und der Wiesleitenweiher, gehörten jeweils zur Hälfte dem Jakob Schöttl und dem Wirt Landes.¹⁰⁷

Wie kam es zu diesem großen Besitz des Jakob Schöttl? Bis 1802, zur Säkularisation, war der größte Teil des Dorfgebietes im Besitz des



*Lageplan Habach – Eigentum von Schöttl um 1850
Hausnummer 46 und auch Flurbezeichnungen Nr. 46*

Kollegiatstiftes Habach also in kirchlichem Besitz. Wenige Bauern hatten „ludeigene oder walzende“¹⁰⁸ Grundstücke also private Grundstücke, die frei verkauft werden konnten. 1804 wurden dann die fünf Chorherrenhöfe¹⁰⁹ mit jeweils ca. 70 Tagwerk Grund verkauft. Eines der sechs der Chorherrenhäuser, der heutige Pfarrhof, wurde nicht verkauft, da es weiterhin dem Pfarrer von Habach als Pfarrhaus dienen sollte. Das Land des ehemaligen Chorherrenstiftes wurde zu niedrigen Preisen verkauft.¹¹⁰ Dazu kam noch, dass nach den napoleonischen Kriegen^{111 112} und der Hungersnot von 1816/17 viele der kleinen Bauern und Handwerker in Habach und Umgebung in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten waren und ihr Land verkaufen mussten.¹¹³ Die Grundstückspreise waren dadurch stark gefallen, sodass Jakob Schöttl sen. wenn auch teilweise auf Kredit, so doch große Flächen Landes dazu kaufen konnte. Bis in die 50iger Jahre des 19. Jhd konnte er die Kredite durch die Einnahmen aus dieser großen Landwirtschaft bedienen. Nebenbei ging Jakob Schöttl. sen. gerne auf die Jagd und pflegte den Lebensstil eines „Großbauern“.

„Eine genaue Beschreibung der „landwirtschaftlichen Verhältnisse“ finden wir bei einer Bestandsaufnahme aus dem Jahr 1845. Der Habacher Lehrer Sebastian Göbl^{114 115} war beauftragt worden, „behufs der Allerhöchst angeordneten landwirtschaftlichen Statistik von Bayern die Situation im Distrikt Murnau zu erfassen. Dort findet sich ein guter Überblick über die Land- und Forstwirtschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts.“¹¹⁶

Schlechte Zeiten

Nach mündlichen Überlieferungen litt Jakob Schöttl schon länger umgangssprachlich an der „Gelbsucht“ also an Hepatitis. Da seine Frau schon sehr früh 1834 verstorben war, fehlte dem inzwischen großen Hof mit vielen Dienstboten die nötige Aufsicht und Führung. Dies beeinträchtigte, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und notwendige Kontrolle, so die mündlichen Überlieferungen. Jakob Schöttl verstarb am 20. Januar 1854 im Alter von 65 Jahren.



Flachsbrechen in Habach um 1880

In der nächsten Generation nach dem Tod seines Vaters übernahm Jakob Schöttl jun. geb. 1827 den Hof und heiratete am 19.7.1858 Katharina Daisenberger (geb. 24.11.1839 – gest. 27.9.1912) aus Schillersberg bei Antdorf.

Übrigens, der Bruder von Katharina, Anton Daisenberger kaufte 1876 den Kramer Hof (heute Hauptstr. 13) und richtete eine Schankstätte ein, die Geburtsstunde der Wirtschaft Neuwirt, ab 1994 Bistro Trödler.



Jakob Schöttl geb.1827

Damals war der Hof von Jakob Schöttl jun. hoch verschuldet. Die finanziellen Mittel waren verbraucht. Dazu bestanden noch die Kredite zum Grundstückskauf, die vom Vater aufgenommen worden waren.¹¹⁷ Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich noch, als seine vier Geschwister innerhalb kürzester Zeit heirateten.¹¹⁸ Da der Kailer Jakob Schöttl jun. der größte Bauer in Habach war, dürften auch „die Schmuser“¹¹⁹ aus der Umgebung stark daran interessiert

gewesen sein, seine drei Töchter und zwei Söhne zu verkuppeln. Denn damit gab es immer auch ein schönes „Schmusgeld“ zu verdienen. Tatsächlich heirateten alle drei Töchter in große Höfe ein. Anastasia wurde die große Frechenseer Bäuerin¹²⁰ bei Seeshaupt, Maria-Theresia wurde die Frau des Müllers in Unterfinning und Katharina wurde Gutshofbesitzerin beim Bachmaier in Egern, heute Hotel Bachmaier.

Als Hoferbe musste Jakob jedem seiner Geschwister seinen Anteil Heiratsgut oder Mitgift auszahlen. Dieser Anteil richtete sich nicht nur nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit seines Hofes, sondern nach der Hofgröße. Wahrscheinlich erhöhte Schöttl jun. die Kreditaufnahme zu ungünstigen Bedingungen noch einmal deutlich.

Die Überschuldung lag wie eine schwarze Wolke über dem Kaileranwesen. Diese hohe Verschuldung war auch für den größten Bauern in Habach bedrohlich, ja existenzgefährdend.

Schöttl hatte das Land mit Kredit zwar preiswert erworben. Dennoch war die Zeit höherer Erträge landwirtschaftlicher Produkte zu erwirtschaften und damit die Kredite zurückzuzahlen zu können zu Ende.¹²¹ Die Zinsen für die Kredite dagegen stiegen an. In dieser Zeit gab es besonders auf dem Land noch keine Banken oder Sparkassen, die Kredite mit längerer Laufzeit und festen Zinsen anboten. Vermutlich geriet

Schöttl jun. zu dieser Zeit auf der Suche nach Geld in die Fänge eines Geldverleihers, auch Kreditschlepper oder Bauernfänger genannt. Diese Leute waren meist undurchsichtige Typen, die bei Zahlungsschwierigkeiten, die fälligen Zinsen noch einmal erhöhten um Konkurs oder Versteigerung des Kreditnehmers zu erzwingen.¹²²

Zu dieser Unsicherheit bei der Kreditvergabe ein Beispiel aus der Ortsgeschichte. Das heutige Bistro Trödler, Hauptstr. 13, ehemals Chorherrenhaus, nach der Säkularisation der Dorfkrämer, also das Kolonialwarengeschäft mit Bauernhof, wurde 1862 von seinem verschuldeten Eigentümer Josef Schwab an den Gütermakler Hermann Wolf verkauft. Dieser „zertrümmerte“ das meiste an Grund und Boden. „Zertrümmern“ war die umgangssprachliche Bezeichnung im 19. Jahrhundert in unserer Gegend für den Ausverkauf eines Hofes mit vielen Grundstücken. Ein gutes halbes Jahr später kaufte Paul Stempfle das Gebäude mit noch vorhandenem Grund. Davon verkaufte er den Stall, an die Gemeinde. Nach dem Abriss entstand das damals neue Schulhaus, heute Rathaus. Den Rest des Anwesens: jetzt nur noch ein Haus mit wenig landwirtschaftlichem Grund verkaufte er weiter an Lorenz Bader.¹²³

Jakob Schöttl jun. war also gezwungen zu handeln, um wenigstens einen Teil seines Hofes zu retten. In den Jahren 1860–1862 verkaufte er von seinen 236 Tagwerk ca. 50 Tagwerk Grund unterschiedlicher Güte und Lage. Wahrscheinlich reichte das Geld dennoch nicht aus um seine Schulden zu tilgen. Beim Studium der Unterlagen im Staatsarchiv wird die äußerst schwierige Situation der Kailer zu dieser Zeit deutlich. Jakob und Katharina Schöttl sahen sich gezwungen in ihrer verzweifelten Situation am 14.2.1863 den Kailerhof mit ca. 120 Tagwerk Grund an den Gütermakler Andreas Lipp aus Türkenfeld zu verkaufen.

Schöttl blieben noch nur rund 60 Tagwerk. Wahrscheinlich begann er schon 1861 mit dem Bau eines neuen Hofes auf dem „Herrenfeld“. Heute würde man diesen Neubau, Höhlmühler Straße 4, als den ersten Aussiedlerhof von Habach bezeichnen.

Im Februar 1863 war die fast 60-jährige Zeit der alteingesessenen Familie der „Kailer“ in dem Haus zu Ende. Der Aufstieg zum größten Bauern von Habach in kurzer Zeit folgte der Abstieg durch Krankheit, Auszahlungen an die Geschwister und nicht mehr bedienbare Kredite wegen steigender Zinsen.

Am Ende der „kailerischen Periode“ stellt sich die Frage, welche Veränderungen es am Haus in den letzten 60 Jahren seit dem Kauf 1804 gab? Bauliche Veränderungen dürften sich bei den drei Gebäuden Wohnhaus, Stallung und freistehender Tenne seit der Chorherrenzeit in Grenzen gehalten haben. Die Funktion als Bauernhof war gleichgeblieben. Aber im Wohnhaus lebte jetzt eine Familie mit vielen Kindern und Dienstboten statt der Chorherren mit Gesinde. Sicherlich wurden deswegen in der Ausstattung des Wohnbereichs, besonders nach dem Tod vom Chorherrn Johann Walser 1829, Umbauten vorgenommen, die nicht mehr nachweisbar sind.

Anmerkungen

- 1 Eine Methode zur relativen Datierung von farblich gefassten Kunstgegenständen
- 2 Gebhard, Vita Sancti Udalrici, Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Ulrich, hrsg. Von Walter Berschin, Heidelberg 1993
- 3 Bischof Ulrich von Augsburg von 920 bis 973
- 4 Vielleicht war es ein Eigenkloster des Bischof Ulrich von Augsburg; Wahrscheinlich dürfte es ebenso wie das Kloster Kochel als Folge der Ungarneinfälle 955 untergegangen oder schwer zerstört worden sein. Siehe hierzu; Rudolf Steiger, die Gründungsgeschichte der Klöster Benediktbeuern und Habach 2011, S.11 ff.
- 5 Graf Norbert, Geburtsdatum unbekannt, seine Herkunft ist nicht endgültig geklärt. Wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Hohenwarter bei Schrobenhausen und evtl. verwandt mit den Edlen von Weilheim
- 6 Siehe Kirchenführer St. Ulrich Habach, Kunstverlag PEDA, 2003, S. 3
- 7 Siehe Kirchenführer St. Ulrich Habach, Kunstverlag PEDA 2003, S. 2-5
- 8 Höhepunkt dieses Streites: der Gang nach Canossa 1076 von Kaiser Heinrich IV.
- 9 Rudolf Steiger, Die Gründungsgeschichte der Klöster Benediktbeuern und Habach, 2011, S.43-45 Quedlinburger Synode am 20.4. 1085
- 10 Rudolf Steiger, Die Gründungsgeschichte der Klöster Benediktbeuern und Habach, 2011, S. 40-46
- 11 U.a. Die Rechte der Kirche in Sulzemoos und viele Höfe in der weiteren Umgebung
- 12 Der Todestag 26.1.1087 oder 26.1.1088, das letztere Datum ist wahrscheinlicher. Rudolf Steiger, die Gründungsgeschichte der Klöster Benediktbeuern und Habach, 2011, S. 47

- 13 Franz Gailler; *Vindelelica Sacra*, 2007 S. 173 ff., Herausgegeben vom Heimat -und Museumsverein Weilheim
Sein Grab konnte schon 1756 von Franz Gailler nicht mehr genau bestimmt werden.
- 14 Gemeinde des Hl. Ulrich Habach
- 15 Siehe dazu auch Rudolf Steiger, die Gründungsgeschichte der Klöster Benediktbeuern und Habach, 2011, auch J. Gebardt, Habach, zur Geschichte des Ortes und Augustiner Chorherrenstiftes, Weilheim 1927
- 16 Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 52-82
- 17 Rudolf Kassühlke, kleines Wörterbuch zum Neuen Testament, 2. Aufl. Deutsche Bibelgesellschaft, 1999, S.97,
Kanoniker sind Kleriker aller Weihestufen, die als Mitglieder eines Domkapitels oder eines Stiftskapitels an einer Kathedrale, Basilika oder Ordenskirche an der gemeinsamen Liturgie mitwirken.
- 18 Eine Mozzetta, ein liturgisches Gewand, ist ein bis zu den Ellenbogen reichender, über dem Chorhemd getragener Schulterkragen.
- 19 Siehe dazu Willi Mauthe, das weltliche Chorherrenstift Habach, im Lech-Isar-Land, 1968, S. 55 ff.
- 20 Ab 1560 bekommt Herzog Albrecht V. das Recht die Präpöste von Habach zu ernennen. An diesem Zeitpunkt stand Habach unter starkem Einfluss von München. Vorher hatte das Bistum Augsburg das Recht der Ernennung. Siehe dazu Hartig Michael, Die oberbayerischen Stifte II, S. 69
- 21 Siehe dazu Franz Gailler, *Vindelelica Sacra*, Weilheim, 2007 S. 172 ff.
- 22 Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 52-82
- 23 Franz Gailler, *Vindelelica Sacra*, 2007, Weilheim S. 167-185, Herausgegeben vom Heimat- und Museumsverein Weilheim -Franz Gailler beschreibt die Diözese Weilheim.
- 24 Heute Hauptstr. 5, Gasthaus Floßmann
- 25 Heute Obersöcheringer Str.3
- 26 Heute Hauptstr. 6,
- 27 Franz Gailler; *Vindelelica Sacra*, 2007 S. 167–185
- 28 Es gab eine Sommerroute und eine Winterroute, die eine führte von Habach nach Murnau, die andere über Obersöchering, Spatzenhäusen. 1399 verlieh Herzog Stefan III. dem Stift das Recht für eine Zollstätte
- 29 Im Jahre 1577 zogen 893 Saumrosse durch Habach im Salzhandel nach Schwaben. Aufzeichnungen Zollbücher Markt Bad Tölz
- 30 Scharwerksdienste waren oft Transportdienste. Aber auch Tiere von Grundherren durchzufüttern von Martini bis Georgi (11.11 bis 20.4.)
- 31 Bei der Übergabe mußte der neue Pächter ein Laudemium bezahlen, diese Gebühr war oft sehr hoch.

- 32 Westlich von Obersöchering
- 33 Appenried, ein Hof ca. 800 südlich von Höhlmühle, der 1920 abgebrannt ist.
- 34 Frechensee bei Seeshaupt
- 35 Kleine Einöde in der Nähe von Obersißelhofen bei Antdorf, so die mündliche Überlieferung
- 36 Albrecht, Dieter, Historischer Atlas Bayern, Landgericht Weilheim, München 1952
- 37 Hermann Hörger, in Kirche, Dorfreligion und bäuerliche Gesellschaft Bd. 7 München 1983 S.19-22, in Studien zur altbayerischen Kirchengeschichte, Herausgegeben von Wilhelm Gessel und Peter v. Bornhard
- 38 Die Rechtsgrundlage für das Hofmarksrecht war die Ottonische Handfeste vom 5. Juni 1311
- 39 Die Rechtsgrundlage für das Hofmarksrecht war die Ottonische Handfeste vom 5. Juni 1311
- 40 Allgemein dazu: Hermann Hörger, in Kirche, Dorfreligion und bäuerliche Gesellschaft Bd. 7 München 1983, in Studien zur altbayerischen Kirchengeschichte, Herausgegeben von Wilhelm Gessel und Peter v. Bornhard
- 41 U.a. Herbert Schindler, Süddeutscher Verlag, Bayern für Liebhaber, hier Barock und Aufklärung, 1972, S. 123
Theatrum Sacrum bezeichnet im Barock die bildliche Darstellung der christlichen Heilsgeschichte unter Einbeziehung theatralischer Effekte.
- 42 Heute hat Bayern 13 Feiertage
- 43 Stephan u. Roman Deutinger, Die Abtei Niederaltaich, 2018, S. 535 ff.
- 44 Franz Gailler, Vindelicia Sacra, Weilheim, S. 180
- 45 Bauanträge, Pläne die an übergeordneter Stelle genehmigt werden mussten gab es zu dieser Zeit nicht
- 46 In alten Kirchenrechnungen kann die Zerstörung Habachs von 1704 ungefähr erkannt werden
- 47 wahrscheinlich ist das Haus Hauptstr. 10 auf der gegenüberliegenden Straße ca. 100 Jahre früher erbaut worden.
- 48 Johannes Roth war von 1649 bis 12.8.1692 Dekan des Stiftes. Er war auch maßgeblich am Bau der Ulrichskirche 1663 bis 1668 beteiligt.
- 49 Seine Familie Walser betrieb um diese Zeit die Jacklwirtschaft in Habach -heute Ulrichs Straße 13 – als Weinwirtschaft. Diese Wirtschaft hatte keine Berechtigung Leute zu beherbergen.
- 50 Geb. 28.2.1718, geheiratet 4.8.1744, gest. 15.5.1787
- 51 Geb. 26.9.1722, gest. 3.3.1793
- 52 Er wurde 1775 zum Priester geweiht, sein goldenes Priesterjubiläum feierte er 1825.
- 53 Kompasszahl 180 entspricht Süden, Kompasszahl 90 entspricht Osten und die Zahl 270 Westen
- 54 Das Haus hatte bis 1980 die Hausnummer 46, ab 1980 dann die neue Hausnummer Hauptstraße 17

- 55 Bei Verputz- und Malerarbeiten an der Außenfassade wurde 1987 sehr viele Farbschichten entdeckt. Die untersten Schichten waren häufig bunt – überwiegend helles Blau.
- 56 Ein ehemaliges Chorherrenhaus
- 57 Im März 1921 bekam Habach elektrisches Licht, danach wurden überall in den Räumen Elektroleitungen verlegt.
- 58 1896 bekam Habach eine neue Wasserversorgung, ab nun gab es fließendes Wasser in den Häusern.
- 59 Alte Kachel der abgebauten Öfen befinden sich noch auf dem Speicher.
- 60 Einem Chorherrn standen 28 Klafter Holz im Jahr nach der Holzordnung von 1629 zu. Zum Vergleich einen Bauern 12 Klafter und einem Söldner 8 Klafter Holz. Ein Klafter entsprach ca. 1 cbm.
- 61 Die Scheiben hatten sehr häufig viele Schlieren, erst um 1820 hat Joseph Fraunhofer des schlieren freie Glas in seiner Glashütte in Benediktbeuern entwickelt.
- 62 Die barocken Gärten der großen Schlösser und Herrenhäuser dienten als Vorbild.
- 63 Impen ist ein altes Wort für Bienen
- 64 Zusätzlich hatten die Habacher Chorherren auch zwei Fischweiher zur Nahrungsergänzung.
- 65 HStA KIL Habach, Faszikel 33 – siehe dazu auch Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 72-82
- 66 Bei dieser Inventarliste handelt es sich um das Haus Hauptstr.13 nicht um Hauptstr. 17. Es dürfte es sich um eine ziemlich identische Einteilung des Hauses gehandelt haben. Jahrbuch Lech-Isar-Land, Jahr 1968, S.70
- 67 Der neue Chorherr Peter Hoiss aus Oberammergau übernahm das Haus vom verstorbenen Dekan Jakob Ertl gestorben am 24.12.1800.
- 68 Eine Aufstellung der Einnahmen eines Chorherrn aus demselben Jahr 1801: Jährliches Giltgetreide, Gilt: eine jährliche Schuldigkeit für den geliehenen Grund und Boden, Laudemien jährlich 100-150 fl., Laudemien: fällig beim Pächterwechsel, die dem Grundherrn zu zahlen war. Pfarfliche Zehnten welche, da alle 6 Pfarreien miteinander nicht 1000 Seelen zählen, nicht beträchtlich sein können. Einnahmen aus der eigenen Ökonomie ca. 460 fl., Gefälle und Stolgebühren, gestiftete Jahrtage und Eisengilten. Insgesamt konnte man von den Einnahmen sehr gut leben.
Quelle HStA: KIL Habach, Faszikel 33
- 69 Zum Verständnis: Das Haus Hauptstr. 13 wurde ab 1860 sehr häufig und massiv geändert, da der Betrieb der Gaststätte es erforderte und viele Besitzerwechsel diese Veränderungen begünstigten.
- 70 Milchweidlinge sind Schalen zur Gewinnung von Joghurt
- 71 Hasenöhl sind rautenförmige oder dreieckige, etwa acht Zentimeter lange, flache goldbraune Schmalzgebäcke
- 72 Wahrscheinlich der nordwestliche Raum ebenso befand sich dort das Mehlgewölbe.
- 73 Südöstlicher Raum des Hauses

- 74 Es wurde die Schreibweise der Urkunde übernommen
- 75 Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 77 ff.
- 76 Menzkuh ist eine alte Kuh, die nicht mehr kalben kann
- 77 Dazu umfassend: Glanz und Ende der alten Klöster, Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Nr. 21/91 Herausgegeben vom Haus der bayerischen Geschichte, Katalogbuch zur Ausstellung im Kloster Benediktbeuern 1991
- 78 Der Kurfürstliche Beamte Kommissar Zeiller machte sich über alle möglichen Punkte des damaligen Habachs Aufzeichnungen. So auch über die Bauern und die Landwirtschaft: „man bemerke bei den hiesigen Untertanen Kulturgeist und gute Grundsätze z.B. der hiesige Wirt hat schon vor 3 Jahren die Stallfütterung eingeführt und sich überzeugt, dass er dadurch sein Vieh vor der Seuche bewahre und mehr Dünger gewinnen könne. Siehe auch In Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S.79
- 79 Maximilian von Monteglas konzipierte zwischen 1777-1799 eine weitreichende Modernisierung der Verwaltung und Politik Bayerns, die er anschließend als Minister umsetzte.
- 80 Heute Hauptstr.6
- 81 Heute Hauptstr. 4
- 82 Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 77
- 83 940 Tagwerk entsprechen 314 ha. Das Stift war der alleinige Eigentümer des Habacher Waldes.
- 84 Monteglas und der Bayerische König Max I. wollten die Enteignung der Kirche in kurzer Zeit durchziehen.
- 85 Ab 1796 ziehen immer wieder französische Truppen durch Bayern, die Einquartierungen belasten die Bevölkerung sehr. Auch zu Schlachten wie 1800 bei Hohenlinden bei München werden immer wieder junge Männer rekrutiert und Lebensmittel von den Bauern eingezogen.
- 86 Im November/ Dezember 1800 musste Habach viele französische Soldaten einquartieren, sogar in kleinen Söldnerhäusern waren 10 oder mehr Soldaten untergebracht. Die Nahrungsmittel Vorräte waren schon größtenteils aufgebraucht. Der Hunger und die Not bei den Habachern waren groß. Dekan Ertl wollte für seine notleidenden Habacher Lebensmittel aus dem Zehentstadel holen, dabei wurde er von französischen Besatzungssoldaten erwischt und mit Gewehrkolben und Fußtritten misshandelt. Am 24. Dez. 1800 also am Heiligabend starb Dekan Ertl an den Folgen seiner Verletzungen. Quelle handschriftliche Überlieferung. Ein Gemälde von Dekan Ertl ist noch im Pfarrhof erhalten.
- 87 Hausnummer 46 in der Habacher Häusernummierung
- 88 Maria Walser geb. 28.5.1752, heiratet am 25.6.1787 Josef Promberger aus Sindelsdorf.
- 89 Viele Ordensangehörige und Priester wurden mit kleinen Renten abgefunden

- 90 Geb.16.3.1757, gest.6.9.1831,
- 91 Willi Mauthe, Das weltliche Chorherrenstift Habach, im Jahrbuch Lech-Isar-Land, 1968, S. 75
- 92 Josef Freisl hat 1995 eine Haus- Hofgeschichte der „Kailer“ in Habach verfasst. Es erfolgte keine Drucklegung.
- 93 Der gesamte Habacher Wald gehörte dem Chorherrenstift und wurde vom Stift bearbeitet und nach festgelegten Regeln wurde das Holz verteilt.
- 94 Heute Staatsgestüt Schwaiganger bei Murnau
- 95 Karl Steinberger, Die Geschichte Sindelsdorf, Bd. 3, 1980
- 96 Bis ca. 1840 war der Bader ein Handwerksberuf, es war die universale Person für medizinische Angelegenheiten im Dorf, (Arzt, Zahnarzt, Tierarzt, Friseur er wurde auch Chirurg genannt – Nachlesen bei Historischer Ortsführung Josef Freisl 2006
- 97 Die Matrikeln von der Pfarrei Habach befinden sich im Archiv der Diözese Augsburg
- 98 Staatsarchiv München, Landgericht Weilheim
- 99 400 Gulden entsprach ungefähr dem Jahresverdienst eines Handwerkers.
- 100 Der Gulden war bis 1874 im Königreich Bayern das Zahlungsmittel.
- 101 1 Tagwerk entspricht 3407m² Grund
- 102 Jauden-, Thoma-, Ober- und Kratzmühle
- 103 Gutshof Hof, westlich von Habach gelegen
- 104 Gemeindeedikt von 1818: Die wichtigsten Gemeindeämter sollten nur mit Personen besetzt werden, die zum Kreis der Höchstbesteuerten gehörten.
- 105 Zensuswahlrecht, d.h. das aktive und passive kommunalwahlrecht war an direkte Steuern gebunden. Hohe Gebühren für das Gemeindebürgerecht schränkte die tatsächlichen Mitwirkungsmöglichkeiten der Einwohner stark ein. Quelle; Gesetzblatt für das Königreich Bayern V. Stück, München 20. März 1818, nur 20% der Einwohner waren Wahlberechtigt.
- 106 236 Tagwerk entspricht 79 ha, dies war zugleich der höchste Stand seiner Besitzungen.
- 107 Heute Floßmann Hauptstr. 5
- 108 Ludeigene bedeutet freies Grundeigentum
- 109 Der sechste Chorherrenhof blieb als Pfarrhof im staatlichen Besitz. Heute Hauptstr. 8
- 110 Zum Beispiel der Wald am Rehberg; Rehberg Anteile, Das Chorherrenstift hatte 1752–36 abgabenpflichtige Höfe in Habach
- 111 Ab 1796 gab es ständig Einquartierungen von französischen Soldaten, junge Männer wurden häufig zum Kriegsdienst eingezogen, hohe Steuern und Abgaben belasteten die Bevölkerung sehr.
- 112 Im Kampf gegen die Tiroler wurde am 13. Juni 1809 in Habach das bayerische Lager errichtet. Vom 13. 6. Bis 11.7. 1809 kampfte in ihm ein Bayerisches Linieninfanterie Regiment, etwa 1400 stark. Vom 12.6. bis zum 16. Juli lagerte dort ein Teil des Leibregimentes. Am 23. Oktober 1809 wurde das Lager in Habach in aufgelöst. Insgesamt waren für eine Woche ca. 3000 Soldaten in Habach. Eine enorme Belastung für Ha-

bach. Der Platz, auf dem sich das Lager befand, heißt heute noch der „Lagerbichl“. Er liegt nortwestlich des heutigen Sportplatzes. Siehe dazu Josef Freisl, Die Kriegs- und Notzeiten in Habachs Geschichte, Chronik des Veteranen- und Kameradschaftsverein Habach, 1995, S. 31-35

- 113 Aus der Lebensbeschreibung (nicht veröffentlicht) von Josefa Rückerl, geb. Freisl,: Über die Hungersnot 1816-1818: Meine Großmutter Katharina Freisl geb.1797 erzählte immer, Es gab so wenig weißes Brot dass ein Habacher dem seine Frau im Kindbett lag, vier Stunden bis nach Weilheim lief um eine Parzensemmel d.h.eine doppelte Semmel zu kaufen, er bekam keine, als er zu Hause war, warf er das Geld unter den Tisch.
- 114 AHdbI;GC, 192 landwirtschaftliche Verhältnisse im Distrikt Murnau 1845.
- 115 Sebastian Göbl, 1790–1856.
- 116 Zur Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19.Jhd siehe auch Geschichte der Gemeinde Riegsee, Band 5, Arbeitskreis Geschichte Riegsee, 2018, S. 66
- 117 Mit dem zunehmenden Bedarf an zuzukaufenden Produktionsmitteln, beispielsweise Mineraldünger und Maschinen, wuchs der Geld- und Kreditbedarf der Landwirtschaft. Bei den benötigten Fremdmitteln war sowohl der kurzfristige als auch der langfristige Bedarf durch Personal- und Realkredite zu befriedigen. Zwar war 1834 die Bayerische Hypothekenbank gegründet worden und auch die Sparkassen vergaben Realkredite; eine Lücke bestand aber hinsichtlich des Personalkredits. Auf ihn waren vor allem die kleinen und mittleren Betriebe angewiesen, die nicht die notwendigen grundpfandrechtlichen Sicherheiten bieten konnten. Hier sprang Friederich Wilhelm Raiffeisen (1818-1888) in die Bresche. Die Hungersnot von 1847/48 brachte ihn auf die Idee von Selbsthilfeeinrichtungen, die sich in Form von Darlehenskassenvereinen zu genossenschaftlichen Kreditsinrichtungen entwickelten.
- 118 Siehe die nächsten Seiten – die Verheiratung der Geschwister
- 119 Schmuser waren Heiratsvermittler, die bei einer erfolgreichen Vermittlung ein Schmusgeld, eine Provision bekamen.
- 120 Frechensee ist ein abgegangener Ortsteil von Seeshaupt. Die Einöde lag etwa 300 südlich des gleichnamigen Sees.
- 121 Allgemein ist zu sagen, dass die Löhne und Einkommen langfristig stagnierten, während das Preisniveau anstieg. Forderungen nach Lohnerhöhungen wurden immer wieder mit den gestiegenen Preisen begründet. Erschwerend kamen die z.T. erheblichen Preisschwankungen hinzu, auch und gerade bei den Grundnahrungsmitteln wie Roggen. Die Mehrzahl der Bevölkerung lebte am oder unter dem damals errechneten Mindestniveau, das auf uns Heutige auch noch äußerst ärmlich wirken würde. Zumal für eine Familie mit Kindern reichte das Einkommen selten aus
- 122 Josef Freisl, Die Kailerchronik, nicht veröffentlicht, 1995
- 123 Josef Freisl, Die Kailerchronik, nicht veröffentlicht, 1995

Weilheims Stadtmühle: Zur Frühgeschichte der Ammermühle und dem Ursprung der Familie Ammermüller

Bei der Entstehung und Entwicklung der Stadt Weilheim war das Vorhandensein von reichlich Wasser ein wichtiger Standortvorteil. Die beiden Bäche, die das Stadtgebiet durchfließen, waren nicht nur zur Wasserversorgung und Entsorgung wichtig, sondern sie waren auch für zahlreiche Berufszweige von großer Bedeutung. Neben Berufen wie den Gerbern und Färbern waren es vor allem die Müller, die aufgrund ihrer durch Wasserkraft angetriebenen Mahlwerke auf das Vorhandensein von Bächen und Flüssen angewiesen waren.

In Weilheim gab es im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Mühlen der unterschiedlichsten Art: Mahlmühlen, Ölmühlen, Schleifmühlen, Walkmühlen, Sägemühlen und Lohwalken. Sie alle waren bis auf eine Ausnahme östlich und westlich der Stadt am Stadtbach gelegen.¹ Nur eine dieser Mühlen befand sich innerhalb der Stadtmauern. Diese sog. Marktmühle, auf der der Mühlzwang für die Weilheimer Bäcker lag, war über lange Zeit sicherlich die wichtigste Mühle Weilheims. Sie war zuerst im Besitz des bayerischen Herzogs, ging dann aber 1506 an das Weilheimer Spital über.² Andere Mühlen befanden sich im Besitz der umliegenden Klöster, wie die alten Namen „Ettal Mühle“ bzw. „Häbach Mühl“ besagen.³

Auch die Stadt Weilheim besaß eine dieser Mühlen. Sie wurde nicht von einem städtischen Angestellten betrieben, sondern gegen einen jährlichen Zins an einen Müller verpachtet. Es handelte sich dabei um die am weitesten von der Stadt entfernt gelegene der zahlreichen Mühlen und die Einzige, die nicht am Stadtbach angesiedelt war. Die städtische Mühle lag an einem künstlichen Kanal, den man in eine Ammerschleife auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite des Flusses eingepasst hatte und der „kleines Ammerl“ genannt wurde. Der Wasserstand dieses Ka-



Ammermühle und Ziegelstadel 1768

nals konnte mittels eines Wehres geregelt werden. Diese Ammermühle bestand bis ca. 1830 und nur die dazugehörige Sägemühle war noch länger in Funktion.⁴ Um 1950 wurden dann aber auch die Sägemühle und der Kanal entfernt.⁵

Da das Wehr an der Ammer in Weilheimer Urkunden das erste Mal im Jahre 1506 auftaucht und zudem aus dem Jahr 1504 ein fürstlicher Rezess stammt, der besagte, dass die Weilheimer Bäcker ihr Mehl nicht auf der Ammermühle, sondern auf der Marktmühle mahlen müssen, schloss der Weilheimer Lokalhistoriker Andreas Schmidtner, dass die Ammermühle nicht viel älter als eben jenes Jahr 1504 sein könne.⁶

Einige Urkunden aus dem Stadtarchiv Kaufbeuren weisen jedoch darauf hin, dass die Ammermühle schon mehr als 100 Jahre früher in Betrieb gewesen sein muss.

Laut einer dieser Kaufbeurer Urkunden erhalten nämlich Hermann Müller aus Weilheim und sein Bruder Konrad aus Pforzen, im Jahr 1392 von der Stadt die Mühle vor dem Spitaltor (Spitalmühle) als Erblehen.⁷ Diese Kaufbeurer Mühle scheint von Konrad Müller alleine betrieben worden zu sein, während sein Bruder Hermann wohl in Weilheim blieb oder wieder dorthin zurückkehrte. Denn in einer Urkunde vom 25. Juni 1434 wird ein „Hermann Ammermüller“ in Weilheim erwähnt, bei dem es sich um Konrads Bruder handelt.⁸ Das lässt darauf schließen, dass der Familienname „Ammermüller“ also zwischen 1392 und 1434 für den Weilheimer Zweig der Familie Müller gebräuchlich geworden ist. Die weiteren Besitzverhältnisse des Lehens an der Kaufbeurer

Spitalmühle schlugen sich dann in mehreren Urkunden nieder, die auch immer wieder Hinweise auf die Weilheimer Ammermühle enthalten. So behagte es der Stadt Kaufbeuren anscheinend nicht, dass Anteile der wichtigen Spital-Mühle in den Händen von nicht in der Stadt ansässigen Personen waren. Schon in einer Urkunde vom Februar 1429 forderte sie daher Märk Müller, den Sohn Conrads dazu auf, binnen 10 Jahren den Anteil seines Onkels, des Ammermüllers aus Weilheim in seine Hand zu bekommen.⁹ In dem oben schon erwähnten Schriftstück von 1434 verpflichten sich dann auch tatsächlich die Weilheimer Bürger Hans und Elisabeth Federle, wohl auch im Namen der weiteren Geschwister, im Falle des Todes von Hermann (Ammer-)Müller, der der Vater von Elisabeth war, ihren Anteil an der Kaufbeurer Spitalmühle an Märk Müller zu verkaufen.¹⁰ Hermann (Ammer-)Müller stirbt noch im gleichen Jahr und der Verkauf kommt um 350 Gulden zustande.¹¹ Der Kaufbeurer Bürger Märk Müller war zweimal verheiratet, wobei er mit seiner ersten Frau zwei Kinder hatte und seine zweite Frau zwei weitere Kinder mit in die Ehe brachte. Die Schwestern Katharina und Barbara Müller, die mit Kemptener Bürgern verheiratet waren, überließen 1455 ihren Brüdern Georg und Hermann ihren Anteil an der Kaufbeurer Spitalmühle gegen einen festgesetzten Zins für 15 Jahre. Doch bald kam es wegen dieses Vertrages anscheinend zum Streit, denn im folgenden Jahre kommt es um diesen Drittelanteil an der Mühle, den die Töchter Märk Müllers als Mitgift erhalten hatten, zu Prozessen vor dem Kemptner und Kaufbeurer Rat.¹² Einer der beiden Söhne Märk Müllers hatte Kaufbeuren zu diesem Zeitpunkt allerdings schon verlassen. 1455 nämlich erhielt Hermann Müller von Bürgermeister und Rat die Erlaubnis auf die Ammermühle nach Weilheim zu ziehen, die ja schon sein Großonkel gleichen Namens innegehabt hatte.¹³

Hermann Ammermüller d.Ä. aus Weilheim hatte nach Lage der Archivalien drei Kinder. Die beiden Töchter Elisabeth und Adelheid waren mit den Weilheimer Bürgern Hans Federle (Vederlin, Federlin) und Ulrich Dillaus (Dillas) verheiratet. Der Sohn Hans, der in der Urkunde des Jahres 1434 erwähnt wird, hatte nach dem Tod des Vaters im Jahr 1434 wohl die Ammermühle übernommen. Es ist anzunehmen, dass Hans dann im Jahre 1455 verstarb und nun Hermann d.J. aus dem Kaufbeurer Zweig der Familie die Mühle übernehmen konnte und so die Weilheimer Linie der Ammermüller fortführte.

Die Kaufbeurer Mühle, aus der Hermann d.J. stammte, firmierte auch als „große Mühle“ und das nicht ohne Grund. Neben Mahlwerken zum Mahlen von Mehl waren eine Sägemühle, eine Schleifmühle und eine Stampfmühle angeschlossen.¹⁴ Und auch die Weilheimer Mühle, die Hermann d.J. nun übernahm, wies mehrere Funktionen auf. Zum einen wurde auch hier Mehl gemahlen, da die Weilheimer Bäcker den Mühlzwang der Marktmühle gerne umgingen und auf anderen Mühlen mahlen ließen, so z.B. auf der Ammermühle, wie der schon erwähnte fürstlicher Rezess aus dem Jahre 1504 vermerkte.¹⁵

Vor ihrem Abbruch verfügte die Ammermühle laut Schmidtner aber auch über einen Ölschlag und eine Sägemühle.¹⁶ Diese Sägemühle war offensichtlich schon lange Bestand der Ammermühle, denn schon im Jahre 1527 bezahlt die Stadt Weilheim dem Stefan Ammermüller 6 Gulden und 15 Pfennige für das Schneiden von 396 Brettern und 179 Dachlatten und Sparren.¹⁷ Eine Sägemühle an dieser Stelle anzubringen war auch durchaus naheliegend, da der Ammerkanal dazu genutzt wurde das Triftholz, das die Ammer hinuntergeschickt wurde, aufzufangen.¹⁸

Die Ammermühle war für die Stadt ein wichtiger Einnahmezweig, da der Zins, den der jeweilige Müller an die Stadt abzuführen hatte, zumindest zeitweise den größten Einzelposten aller Zinseinnahmen der Stadt darstellte.¹⁹ Der in der Stadtkammerrechnung von 1527 erwähnte Stefan Ammermüller hatte die Mühle als Leibgeding von der Stadt um das Jahr 1522 übernommen und war wohl ein Enkel oder Urenkel von Hermann d.J. Ammermüller.

Im Jahre 1461 löste sich dann die enge Verbindung zwischen den Familienzweigen der Weilheimer Ammermüller und der Kaufbeurer Müller endgültig. In diesem Jahr verkaufte nämlich Hermann d.J. Ammermüller aus Weilheim seinen Anteil an der Kaufbeurer Mühle an das dortige Spital.²⁰

Auf der Weilheimer Ammermühle saß die Familie Ammermüller aber noch bis mindesten 1635²¹ und auch heute noch gibt es eine weitverzweigte Familie gleichen Namens, die sich auf die Weilheimer Ammermüller zurückführt.²²

- 1 Der Weilheimer Spitalkurat Andreas Schmidtner hat die Geschichte der Weilheimer Mühlen 1885 in einer Beitragsserie im Weilheimer Tagblatt herausgearbeitet: Andreas Schmidtner, Geschichtliches über die Mühlwerke Weilheims Nr.1–7 (Weilheimer Tagblatt 89.1885 ff.).
- 2 Dazu siehe vor allem: Joachim Heberlein, „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan...“ Das Weilheimer Heilig-Geist-Spital als Beispiel privater und kommunaler Sozialfürsorge in Mittelalter und Neuzeit (um 1328–1943), München 2010, S.227ff.
- 3 Schmidtner, Mühlwerke Weilheims, Nr.4.
- 4 Schmidtner, Mühlwerke Weilheims, Nr.7.
- 5 Th. Wirth gibt ohne Angabe von Quellen das Jahr 1504 als Erbauungsjahr an. Theobald Wirth, Weilheimer Heimatbuch- Geschichte – Kunst und Wissenwertes aus der Stadt an der Ammer, Weilheim 1977, S.38
- 6 Schmidtner, Mühlwerke Weilheims, Nr.7. Wirth gibt – hier wohl etwas ungenau Schmidtner folgend – das 1504 als exaktes Erbauungsdatum an. Wirth, S.38.
- 7 Helmut Lausser, Die Bürger in Ihrer Stadt. Die Quellen zum bürgerlichen Alltag in der mittelalterlichen Stadt Kaufbeuren, Thalhofen 2011, S.510 Nr. 432. Hier Transkription der Urkunde. Vgl. auch Dertsch, Die Urkunden der Stadt Kaufbeuren (Stadt, Spital, Pfarrei, Kloster) 1240–1500, Augsburg 1955, S.108, Nr. 321. Zur Kaufbeurer Spitalmühle vgl. Fritz Schmitt, Die Kaufbeurer Mühlen, Fortsetzung 3: Die Spitalmühle, in: Kaufbeurer Geschichtsblättle Nr.8 (1953), S.57ff. und Nr.9 (1954), S.65ff.
- 8 Richard Dertsch, Die Urkunden der Stadt Kaufbeuren, S. 208 Nr. 673.; Lausser, Bürger, S.513 Nr. 435; Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59; Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59.
- 9 Urkunde vom 3.2.1429. Lausser, Bürger, Nr.435, S.513; Dertsch Nr.600 S.187; Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59.
- 10 Lausser, Bürger, S.513 Nr. 435; Dertsch, Urkunden. S.208 Nr. 673; Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59.
- 11 Lausser, Bürger, S.514, Nr.436; Dertsch, Urkunden, S. 209 Nr. 677. In dieser Urkunde werden als Siegelzeugen noch folgende Weilheimer Bürger genannt: Lienhart Schaldorffer, Jakob Airimschmaltz und Cuntz Peck.
- 12 Vgl. dazu: Lausser, Bürger, Nr.438–440, 443. Bei einem Prozess vor dem Kaufbeurer Rat werden auch wieder einige Weilheimer Bürger als Zeugen genannt: Kunz Vogl, Hans Murr und Ulrich Dillaus. Lausser, Bürger, Nr.443, S.525.
- 13 Seine Erblehenrechte an der Kaufbeurer Spitalmühle darf er jedoch behalten. Lausser, Bürger, Nr.441. Bei Schmitt fälschlicherweise Jahreszahl 1444. Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59.
- 14 Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.57.
- 15 Schmidtner, Mühlwerke Weilheims, Nr.1.
- 16 Schmidtner, Mühlwerke Weilheims, Nr.7.

- 17 Horst Hesse, Die Weilheimer Stadtkammerrechnungen von 1527, Universität Augsburg, 1990, S.63.
- 18 Carl August Böheim, Chronik der Stadt Weilheim vom Ursprung der Stadt bis auf die neueste Zeit, Weilheim 1865, S.154
- 19 Hesse, Stadtkammerrechnung, S.10 u. S.39.
- 20 Dertsch, Urkunden, S.293 Nr. 957; Lausser, Bürger, Nr.447; Schmitt, Mühlen, Nr.8, S.59.
- 21 Ab 1635 begegnet uns ein Hans Reinhardt als Müller auf der Ammermühle (alle Angaben nach den Sterbe-, Tauf- und Hochzeitsmatrikeln der Stadtpfarrei, Stadtarchiv Weilheim), 1647 dann ein Johannes Moosmyller, 1658 ein Sebastian Höck, 1674 ein Matthias Moosmiller (dabei wird es sich wohl um jenen „Wols Miller zur Ammermühl“ handelt, der in der Weilheimer Mühlordnung von 1663 auftaucht. Zitiert nach: Christoph Bachmann, Die Mühlordnung für die Stadt und das Landgericht Weilheim aus dem Jahre 1663, in: Quelle zur Verfassungs-, Sozial und Wirtschaftsgeschichte bayerischer Städte in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Festgabe für Wilhelm Störmer, München 1993, S.257. Ein Hans Ammermiller hat im Jahre 1601 die Spitalmühle inne (vgl. Stadtarchiv Weilheim, Urkundenrepertorium, U277). Dass weitere Personen mit dem Familiennamen Ammermüller, die in Weilheimer Archivalien auch noch in späteren Zeiten auftreten und als Landwirte tätig waren mit der Müllerfamilie verwandt waren, ist wahrscheinlich, aber nicht nachzuweisen.
- 22 Vgl. Martin G. Ammermüller, Geschichte der Familie Ammermüller, Books on Demand GmbH, Norderstedt, 2006 und WM Tagblatt vom 21.5.2012 und vom 21.6.2022.

GERHARD HEISS

Das Paradies liegt vor der Haustür

**Peitinger Moorkette und die Schnalz ein Juwel –
Beitrag zum Klimaschutz**



In den durch Anstaue angelegten Stillgewässern tummeln sich jede Menge Amphibien. Für den Naturfreund sind sie Oasen der Ruhe.

Das ist ein Schatz den es zu schützen und bewahren gilt, die vor Peitings Haustür liegende Schnalz und die sich nach Norden bis Wessobrunn anschließende Moorkette. Einzigartig die atemberaubende Vielfalt und bestechende Schönheit der Pflanzen- und Tierwelt. „Das Paradies liegt ja direkt vor unserer Haustür, da geht einem das Herz auf“. Fasziniert zeigen sich immer wieder Besucher bei Führungen durchs Weiter Filz. Sie kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Staunen darüber, wie es hier summt und brummt. Durch eine gelungene Renaturierung in den vergangenen drei Jahrzehnten haben auf dem ehemaligen Torf-

werksgelände zahlreiche Tiere ein Rückzugsgebiet bekommen: Libellen und Schmetterlinge ebenso wie selten gewordene Vögel, Spinnen und Kriechtiere. Kröten tummeln sich in den kleinen Weihern. Bezaubernd die Gräser und Blumen, selbst die Zwergbirke, ein Relikt aus der Eiszeit, ist wieder anzutreffen. Weiter südlich im Schwarzlaichmoor findet man gar ihren größten zusammenhängenden Bestand in Mitteleuropa. Ganz wichtig für die Torfbildung in der Zukunft sind die Reste von Torfmoos, die durch die Wiedervernässung die Chance zur weiteren Ausbreitung erhalten haben. Der viele Regen in 2021 wirkte sich hier sehr positiv aus. Zur Zeit der Entstehung der Moore um ca. 5.000 vor Christus waren die mittleren Sommertemperaturen wärmer als heute und es gab reichlich Niederschläge.

Wichtige ökologische Ausgleichsfunktion

Ein Blick auf eine Karte des „Königlich bayerischen topographischen Bureaus“ vom Jahre 1914 zeigt deutlich, dass Peiting zu den Gemeinden des Landes mit den größten Moorflächen gehört. Diese Moore haben eine wichtige ökologische Ausgleichsfunktion für unser dicht besiedeltes Land. Schon in Zeiten des intensiven Abbaus im „Weiter Filz“ stellte der Altlandkreis Schongau 1940 den Oberoblandfilz mit 40 Hektar und 1951 das Schwarzlaichmoor mit 127,35 Hektar unter Naturschutz. Weitblickend war ebenso die Verhinderung einer zentralen Mülldeponie für den Landkreis auf dem Gelände der „Südhumus“ in den 1970er Jahren durch den vehementen Einsatz des damaligen Bürgermeisters Karl Fliegau. Mit der Renaturierung seiner heute 31 Hektar im „Schwarzlaichmoor“ setzt der Bund Naturschutz einen Schwerpunkt, der landesweit beispielgebend ist. Hier sei an den im Juli 2016 verstorbenen Wegbereiter Hartmut Klonz erinnert. Er entfachte bei Cornelia Schneider das Feuer und so sind sie und ihre ehrenamtlichen Helfer seit über 30 Jahren mit Herzblut engagiert. Als wahrer Glücksfall können der Kauf und die begonnene Renaturierung des „Weiter Filzes“ durch Jürgen Krätzig gesehen werden. Roland Weid von der Oberen Naturschutzbehörde ist regelrecht begeistert: „Das ist einmalig in ganz Oberbayern, wie hier von einem Grundstücksbesitzer über drei Jahrzehnte hinweg alles getan wurde, diese für den Klimaschutz wichtige ursprüngliche Moorlandschaft wieder herzustellen“. So entstanden auf ehemaligen Abbaufeldern, die zuletzt im Fräsverfahren behandelt wurden, Nasswiesenbereiche mit

Knabenkraut wie auch flächig mit Hochmoortorfmoosen bewachsene Flächen. Diese müssen wegen des Aufwuchses von Abertausenden von Sämlingen von Fichte und Birke jährlich gemäht werden, um die vollständige Bewaldung mit Fichte und Birke zu verhindern und das Offenland zu erhalten. Etwa sieben Hektar Mahdfläche und rund 6,5 Hektar Anstauffläche und Vernässung sind bislang geschaffen worden.



Beeindruckt zeigen sich immer wieder Besucher bei den Führungen von Jürgen Krätzig durchs renaturierte Weiter Filz. Da gehört neben dem Fachwissen schon eine Menge Idealismus, Zeit und Lust an der Arbeit dazu, um diese Idee umzusetzen.

Grunddienstbarkeit für Klimaschutz

Damit sein Lebenstraum weiter verwirklicht werden kann und im Interesse des Klimaschutzes nie mehr eine wirtschaftliche Nutzung der über 110 Hektar großen Fläche erfolgt, ließ Jürgen Krätzig, bindend für alle künftigen Eigentümer, für den Freistaat Bayern eine Grunddienstbarkeit eintragen. So können bei Weiterführung in den kommenden Jahrzehnten die Gebiete Schwarzlaichmoor, Armalaich, Oberoblandfilz, Weiter Filz, Süßer Flecken, Hirtenwiesfilz und Birkländer Filz, wieder ein ökologisch bedeutender Moorkomplex werden, der in südlicher Verlängerung über den Dragoner Filz und den Weitfilz am Bühlach bis an die

Schnalz heran reicht. Cornelia Siuda von der Regierung von Oberbayern hat inzwischen die Planung für die weitere Renaturierung im Weiter Filz erstellt. Das wasserrechtliche Verfahren ist jetzt abgeschlossen, somit kann das Projekt stückweise umgesetzt werden. Weite Teile sind allerdings durch umgefallene Spirken derzeit nicht begehbar. Die Spirken, die die natürliche Bewaldung der Moore im angrenzenden Schongauer Forst ausmachen, wurden in den vergangenen Wintern durch mehrere Schneebrüche arg in Mitleidenschaft gezogen. Auch sind sie von bislang nicht bekannten Krankheiten, vermutlich Pilze, befallen. Revierförster Stefan Lubos musste feststellen, dass sogar mehrere hundert Jahre alte Exemplare in jüngster Zeit abgestorben sind. Erfreuliches gibt es aus dem rund 33 Hektar großen Weitfilz am Bühlach zu berichten. Hier hat die Regierung von Oberbayern im Klimaprogramm Bayern Moore KLIP 2050 den Flächenankauf durch den Landkreis Weilheim-Schongau gefördert. Dieser konnte so über 35 Grundstücke erwerben. Da hier auch fünf Grundstücke dem Markt Peiting gehören, ist jetzt auf rund 15 Hektar eine Renaturierung möglich. Das gesamte Gebiet der Moorkette von Peiting bis Wessobrunn ist inzwischen FFH-Gebiet und unterliegt daher einem ökologischen „Verschlechterungsverbot“. Naturschutzfachlich sind zusätzlich zahlreiche Biotop eingetragene. Außerdem ist das Gesamtgebiet Landschaftsschutzgebiet „Ammertal“.

Einzigartige Wildflusslandschaft

Die Ammerschlucht mit ihren raren Naturwaldresten, uralten Eiben und seltenen Spechten ist eine einzigartige Wildflusslandschaft. Artenreich wie kaum ein anderer Fluss im Nordalpenraum, seit Generationen geliebt. Neben anderen Dingen mögen es vor allem die Höhlen gewesen sein, welche die Schnalz zu einem in der Legende und Sage interessanten Ort gemacht haben. Immer, wenn ich von Ramsau aus den Weg zum Kalkofensteg hinuntergehe, vorbei an den Sinterterrassen, und weiter Fluss abwärts zum Schnalzhaus, habe ich das wohlige Gefühl, zu Hause zu sein. Die wieder blühende 3,2 Hektar große „Schnalzwiese“ gibt Hoffnung auf eine positive Entwicklung. Blumen, Kräuter und Gräser bieten dort Insekten Nahrung und Lebensraum. Das war nicht immer so. Intensive Nutzung machten der Pracht den Garaus. Doch seit der Böbinger Landwirt Tasso Geisenberger seit rund zehn Jahren die dem Staatsforst gehörende Fläche bewirtschaftet, blüht es wieder wie eh und



Einzigartig sind die Sinterterrassen in der Ammerschlucht. Sie begleiten den Gebirgsfluss am schönsten Abschnitt des König-Ludwig-Fernwanderweges zwischen Berg am Starnberger See und Füssen.

je. Für ihn ist es eine Herzensangelegenheit, den natürlichen Lebensraum zu erhalten. „Hier wird weder Gülle noch Mineraldünger ausgebracht“, sagt er. Lediglich zweimal im Jahr mäht er die Wiese, der jeweils späte Mahd-Zeitpunkt ermöglicht den Pflanzen das Aussamen. Und dass die Insekten ein Rückzugsgebiet haben, bis es wieder nachwächst, lässt er sogar einen Teil stehen. Diese positive Erfahrung hat Revierförster Hans Peter Schöler veranlasst, ihm seit 2021 auch die Straußbergwiese anzuvertrauen. Für die Untere Naturschutzbehörde am Landratsamt und den Landschaftspflegeverband ist die „Schnalzwiese“ Gold wert. Dürfen sie dort doch mit dem „Wiesefix“ von dem artenreichen Bestand Samen „abbürsten“ und dann auf artenarmen Flächen wieder aussähen. „Saatgut für einheimische Wiesenpflanzen in größeren Mengen zu bekommen, ist gar nicht so einfach“, weiß Christian Niederbichler vom Landschaftspflegeverband. Deshalb sind sie ständig auf der Suche nach solchen Wiesen. In Peiting ist man ja bezüglich Ausgleichflächen gut aufgestellt, bestätigt Johannes Wölfl vom Unteren Naturschutz. Seit 2002 gehört ein Teil der ehemaligen Skiabfahrt am Schnaidberg mit 2,8 Hektar dazu.



Kostbares vielfältiges heimisches Saatgut für Ausgleichsflächen liefert die Wiese beim Schnalzhaus an der Ammer in Peiting.

Kreuzenzian und Orchideen

Zu einem wertvollen Biotop haben sich die Dämme des 4,2 Hektar großen Schlammweiher oberhalb der Schnalz entwickelt. Neben Knabenkräutern und anderen Orchideen findet sich hier der größte Bestand an Kreuzenzian im gesamten Landkreis Weilheim-Schongau. Zu den größeren im Besitz der Gemeinde befindlichen Flächen gehört der Rottbach in Birkland mit 2,6 Hektar. Aber auch die unter einem Hektar liegenden Flächen am Schwarzlaichbach, im Gewerbegebiet Schnalzstraße am westlichen Fuß des Bühlach und im Kurzenrieder Graben sind nicht zu verachten. Ein besonderes reizvolles Fleckerl könnte wieder die Kuppe des Dreitannenriegels oberhalb des Haselfilzes werden. Bei der Begehung hat Christian Niederbichler dort oben den Gänsefuß „Guter Heinrich“, heute auf der Roten Liste stehend, gesehen. Erfreulich die Kooperation vom Bund Naturschutz und Mittelschule Peiting, die sich am Kalvarienberg für den Erhalt von Silberdisteln, Echtem Labkraut, Büschelglockenblume und anderen gefährdeten Pflanzenarten einsetzt. Auch am Schlammweiher haben die Jugendlichen schon praktische Erfahrungen



Auf kargen Böden blühen die schönsten Wiesenblumen. Ein halbes Jahrhundert nach Schließung der Kohlengrube hat sich der einstige Schlammweiber zu einem Paradies aus zweiter Hand entwickelt. Auch der Kreuzenzian ist hier in großer Zahl zu finden.

gesammelt. Bleibt die Hoffnung, dass bei einigen Mädchen und Buben der Funke der Begeisterung überspringt. Was motivierte Jürgen Krätzig zu seinem enormen Einsatz für die Natur? Er gibt uns die Antwort: „Wir leben in einer Gegend, die ist einzigartig auf dieser Welt, da ist es wert, für jeden Quadratmeter zu kämpfen“. Mit dieser Meinung ist er nicht allein. Schon der bekannte Fotograf Hans Gsellmann hat uns dies bei Fotowanderwochen in der Steiermark in den 1980er Jahren bestätigt. Er musste es ja wissen. Schließlich hat er mit seiner Leica alle fünf Kontinente bereist und die Traumziele dieser Welt gesehen.



Die Schnalz ist seit Generationen geschätzt, um der Hektik des Alltags zu entfliehen. Nur das Rauschen der Ammer – die so gern gehörte Melodie – ist hier zu hören, ein Genuss für die Seele. 76 Hektar des Staatswalds der im Bildhintergrund anschließenden Ammerleite wurden im Jahre 2015 als Naturreservat ausgewiesen. Auf die Holznutzung wird seitdem gänzlich verzichtet, alles bleibt der Natur überlassen. Jetzt kehrt der Urwald zurück.

Epidemien – Ohnmacht und Gegenwehr

Vom Athen des Perikles bis zum Oberammergauer Pestgelübde

Altertum

Tou de therous euthys archomenou Peloponnäsioi kam hoi symmachoi ta dyo merä hoosper kai to prooton esebalon es tån Attikån...

„Gleich zu Beginn des Sommers fielen die Peloponnesier und ihre Bundesgenossen zu zwei Drittel ihrer Streitmacht wie im vorausgehenden Jahr in Attika ein. Angeführt wurden sie von Archidamos, Sohn des Zeuxidamos, König von Sparta, und sie lagerten sich und verheerten das Land.. Und sie waren noch nicht viele Tage in Attika, da brach in Athen zum ersten Mal die Seuche aus... (Thukydides, Buch II, 47).“

Wir befinden uns im zweiten Kriegsjahr (430 v. Chr.) des großen Bruderkrieges zwischen Athen und Sparta, der nahezu dreißig Jahre fort dauern und mit der Niederlage Athens enden sollte. In den Jahrzehnten nach den Perserkriegen (480 / 479 v. Chr.) hatten sich die politischen und wirtschaftlichen Rivalitäten zwischen den beiden Stadtstaaten (*poleis*) zunehmend verschärft. Eine kriegерische Auseinandersetzung schien unausweichlich. Für die Austragung militärischer Konflikte waren die zwei verhältnismäßig kleinen Gemeinwesen allerdings nicht auf sich allein gestellt. Hinter beiden stand ein gewaltiges Bündnissystem, das ihnen in Notlagen allen erforderlichen Rückhalt bot. Athen war Vorsteherin des Attischen Seebunds, der an die zweihundert Küstenstädte und Inseln der Ägäis bis hinauf zum Bosporus umschloss und mit Mannschaften, Handelsgütern und hohen Geldzuwendungen die Bedürfnisse der Mutterstadt reichlich zu decken vermochte. Auf der anderen Seite stand das kriegserprobte Sparta, dem es als Oberhaupt des Peloponnesischen Landbunds gelungen war, seinen politischen Einfluss nordwärts über Böothien hinaus auf weite Teile des griechischen Festlands auszudehnen und mit Hilfe dieser vorwiegend landgestützten Symmachie ein gewaltiges Militärpotential aufzubauen.

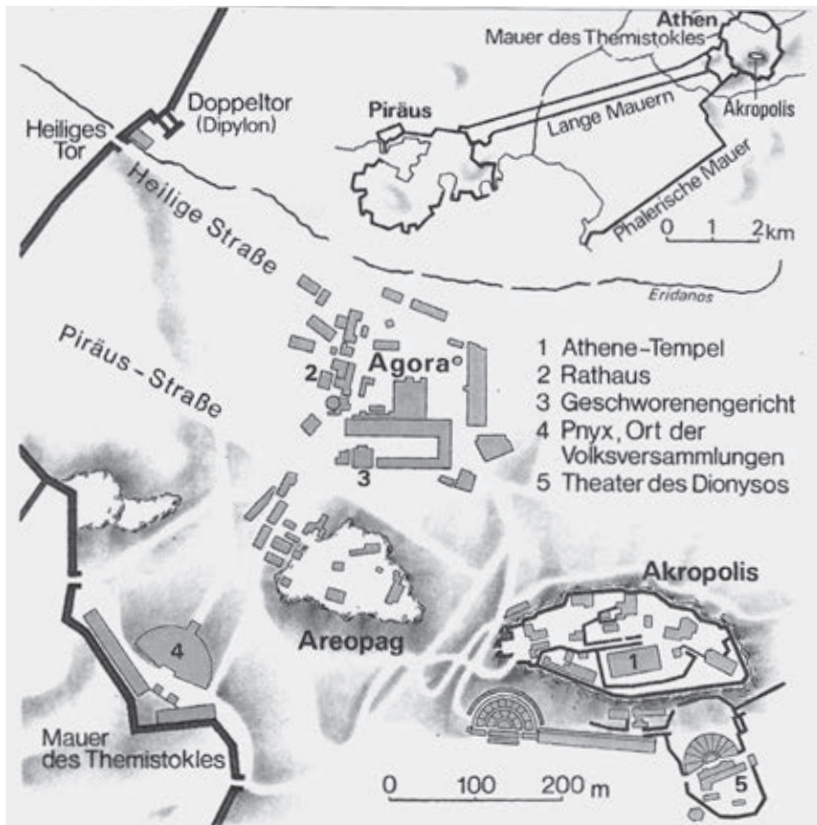
Zu Kriegsbeginn war Athen die führende Seemacht, Sparta die führende Landmacht Griechenlands.

In Athen hatte Perikles, der seit 462 in seiner Funktion als „Strategie“ mit rhetorischem Geschick und persönlichem Charisma kontinuierlich die politischen Geschicke der Stadt lenkte, einen Erfolg versprechenden Kriegsplan entwickelt. Da die Athener den Spartanern und deren Bundesgenossen im Landkampf nicht gewachsen schienen, sollten sich die Bewohner des attischen Hinterlandes in den Schutz der Stadtbefestigung zurückziehen, wo sie innerhalb der „Langen Mauern“ (*ta makra teichä*) auch zu längerem Aufenthalt genügend Platz finden könnten. Diese Wehranlagen bestanden aus einer ca. fünf km langen Doppelmauer, die sich beidseitig der Piräusstraße vom Stadtzentrum bis zum Hafen Piräus hin erstreckte. Im Gegenzug sollte die athenische Flotte ihre Überlegenheit nutzen und dem Gegner durch gezielte Flottenangriffe auf Küstenorte der Peloponnes schmerzhaftes Nadelstiche zufügen und ihn so allmählich zermürben. Die Erfolge im ersten Kriegsjahr schienen ihm Recht zu geben. Doch schon im zweiten Jahr trifft die Athener ein unerwarteter Schlag. Unter den zwischen den Mauern zusammengepferchten Flüchtlingen bricht eine tödliche Epidemie aus. Fast ein Drittel der Einwohner Athens fällt ihr zum Opfer, auch Perikles erliegt der Krankheit (429 v. Chr.).

Wie er erkrankt nach eigenem Bekunden auch der geniale Historiker **Thukydides** (ca. 460–399 v. Chr.), Zeitzeuge und Berichterstatter dieser Ereignisse, überlebt aber mit knapper Not. Umso glaubwürdiger, da durch eigenes Erleiden bezeugt, sein beklemmender Bericht über Ausbruch, Symptomatik und Verlauf des Unheils (II, 47–54).

Seinem Bericht zufolge nahm die Krankheit ihren Ausgang in Äthiopien, von wo aus ihr Weg zunächst über Ägypten und Lydien bis nach Persien führte. Ganz plötzlich taucht sie dann in Athen auf, und zwar zunächst im Hafenvorort Piräus. Dort gibt es nach Thukydides keine Frischwasserquellen, Trink- und Brauchwasser sammelt sich in gewaltigen Zisternen, weshalb schon bald der Verdacht aufkommt, die Feinde Athens, die Peloponnesier, hätten das darin befindliche Brunnenwasser vergiftet.

Erste Anzeichen der Infektion, die im übrigen auch ohne ersichtliche Ursache zuschlägt, sind rasender Kopfschmerz und entzündete



Athen zur Zeit des Perikles (Stadtplan 1: 100). Rechts oben im Bild Lageskizze im Maßstab 1: 200000 mit Stadtkern, Hafenanlage des Piräus und befestigter Verbindungsstraße („Lange Mauern“)

Augen. Hals und Zunge erscheinen blutig gerötet, der Atem bekommt einen widerlichen Geruch. Das nächste Stadium erfasst Bronchien und Lunge. Oft sind auch die Verdauungsorgane betroffen; es dreht den Magen um und man erbricht Galle: „Innerlich brannten die Kranken so vor fieberiger Glut, dass sie nicht einmal die leichteste Bekleidung oder Bedeckung ertrugen, sondern sich nackt in kaltes Wasser warfen. Viele, deren man nicht achtete, stürzten sich, von unstillbarem Durst gepeinigt, in die öffentlichen Brunnen. Und es nützte ihnen nichts, ob sie viel oder wenig tranken, ihre Qualen blieben...(II, 49).“

Der Körper selbst, der offensichtlich nicht erkennbar abgezehrt wirkt, leistet dem Verfall lange Zeit verzweifelt Widerstand. Erst am siebenten bis neunten Tag tritt der Tod ein. Genesende erwarten furchtbare Folgeschäden wie Hautgeschwüre, Diarrhöen, Auswüchse und Schwellungen an den Extremitäten bis zu deren Verlust sowie schwere Gedächtnisstörungen.

Dazu kommt der psychische Leidensdruck durch Isolation und mangelnde Zuwendung. Vielfach hindert die Angst vor Ansteckung selbst Blutsverwandte am Kontakt mit den Befallenen. Nur Genesene wagen es, sich ihnen zu nähern: „Die Geheilten zeigten den Kranken und Sterbenden gegenüber das meiste Mitleid. Sie kannten ja das Leiden und fühlten sich sicher; denn die Krankheit befiel denselben Menschen nicht ein zweites Mal, dass er daran gestorben wäre. Die anderen schätzten die Genesenen glücklich. Sie selbst waren auch froh darüber und hofften im Innern, dass in ihrem weiteren Leben keine andere Krankheit sie überwinden werde (II, 51).“

Nicht zuletzt bestätigt das Symptom der Selbstimmunisierung die Seuche als Infektionskrankheit: *Nosos*, *nosäma* (Krankheit) bzw. *loi-mos* (Seuche) nennt sie unser Autor. Ihre Diagnostizierung ist bis heute umstritten; diskutiert werden u. a. Typhus, Fleckfieber, Pest und Pocken; für letztere spricht die höchste Wahrscheinlichkeit. Wege zu ursächlicher Therapie gab es in vorwissenschaftlicher Zeit natürlich keine, sporadisch versuchte man – meist ohne Erfolg – an den äußerlich sichtbaren Symptomen herumzukurieren. Der wirksamste prophylaktische Schutz, die Flucht aus dem Seuchengebiet, war angesichts der ringsum drohenden Feindgefahr und des verwüsteten Hinterlandes für die Eingeschlossenen nicht durchführbar. Erst eine Art „Herdenimmunität“ scheint der Katastrophe nach über zwei Jahren des Wütens ein Ende bereitet zu haben (426 n. Chr.).

Thukydides' beklemmender Verlaufsbericht (Buch II, 47–54) ist auch deshalb von Interesse, da er in seiner Darstellung Verhaltensmuster vorwegnimmt, die für die gesamte spätere Pestliteratur exemplarisch sind: Umkehrung aller Werte des sozialen Zusammenlebens, Verfall der Sitten und religiösen Pflichten, Ruf nach den Schuldigen, Verzweiflung der Infizierten und Sterbenden, Todesangst neben einer paradox anmu-

tenden Vergnügungssucht. Tief betroffen von der Missachtung jeglicher Sittlichkeitsgebote klagt der Autor:

Kai to men prostalaipoerein too doxanti kaloo oudeis prothymos än...
„Und um das sittlich Anerkannte sich zu mühen war keiner gewillt, da er es für unsicher hielt, ob er nicht, bevor er dies erreiche, vom Tod dahingerafft werde Was aber Genuss bot und irgendwie Vorteil brachte, das galt als ehrenvoll und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein irdisches Gesetz hielten von Verfehlungen ab, da man sah, dass die Frevelnden ebenso zugrunde gingen wie die nicht Frevelnden: Keiner glaubte, dass er so lange leben werde, dass er für sein Vergehen zur Rechenschaft gezogen werden könnte: Die Strafe, die ihnen jetzt bestimmt war, sei viel schwerer, und bevor diese eintrete, wollten sie die Freuden des Lebens genießen (II, 53).“

Die Pestschilderung des Thukydides findet über Jahrhunderte hinweg starken Nachhall in der Literatur. So widmet noch dreihundert Jahre später der römische Dichter Titus **Lucretius** Carus (ca. 98–55 v. Chr.) eine zentrale Passage (148 Verse) am Schluss seines (unvollendeten) Lehrgedichts *De rerum natura* („Von der Natur der Dinge“) den dramatischen Ereignissen der thukydideischen Zeit Seine sechshebigen (hexametrischen) Verse mildern zwar durch ihren Wohlklang ein wenig das Grauen des Geschehens, ihre drastische Bildhaftigkeit verstärkt aber andererseits die Eindringlichkeit der Übermittlung. Der Seuchenbericht selbst ist dem Dichter ein weltanschauliches Anliegen. Wir wissen: Gleich seinem Lehrmeister Epikur (341–270 v. Chr.) leugnet Lukrez die aktive Einwirkung der Götter auf Welt und Weltgeschehen. Diese lebten selig in einer Art Zwischenwelten und kümmerten sich nicht um Menschen und irdische Dinge. Darum sei auch die Furcht vor den Göttern und einem Strafgericht im Jenseits unbegründeter Aberglaube. Allein schon das Freisein von diesen Ängsten beruhige das Gemüt und mindere selbst den härtesten Todesschmerz.

Für den mechanistisch denkenden Lukrez, der die Materie in ganz modernem Sinne als Konstrukt aus kleinsten Bausteinen (Atome) definiert, sind demnach Katastrophen wie Seuchenausbrüche nicht das Werk eines zürnenden Gottes, sondern basierten auf erklärbaren, natürlichen Prozessen, die sich beim Auftreten von Krankheiten als Anomalien im

Mobilitätsverhalten der Atome („Samen“) offenbarten (Lukrez, de rer. nat., VI, 1090–1101):

*Nunc ratio quae sit morbis aut unde repente
mortiferam possit cladem conflare coorta
morbida vis hominum generi pecudumque catervis,
expediam. Primum multarum semina rerum
esse supra docui, quae sint vitalia nostra...*

„Jetzt, was der Krankheiten innerstes Wesen, und woher so plötzlich,
einmal entstanden, zu häufen vermag todbringendes Unheil
Krankheitsmacht auf der Menschen Geschlecht und die Herden der Tiere,
will ich erklären. Zunächst dass bei zahlreichen Dingen sich Samen
finden, wie euch ich oben gelehrt, notwendig zum Leben,
andererseits, dass viele für Krankheit und Sterben als Ursach’
schwirren umher. Wenn diese durch Zufall sich einmal erheben,
und den Himmel verwüsten, wird krankheitserregend die Luftschicht.
Und diese sämtlichen Kräfte der Krankheiten und der Verseuchung
kommen entweder von außen, wie Wolken und Nebel von oben
mächtig durchdringend den Himmel, oder wie öfters sich sammelnd



Die Pest im Altertum (Ölgemälde 19. Jahrh.)

stoßen empor aus der Erde, wo Feuchte oft Fäulnis gebäret,
wenn überraschend sich Regen mit Sonnenwärme vereinigt...

Zufällige Bewegungsabläufe der „Samen“ (nach Lukrez synonyme Bezeichnung für „Atome“) sind demnach allein verantwortlich für Leben und Tod von Mensch und Tier; keine übernatürliche Kraft eines Gottes greift regulierend in diese Abläufe ein. Zufall allein entscheidet über die Aktivierung dieser Kleinstbausteine. Gewissen Einfluss auf die Zufälligkeit haben höchstens klimatische Umstände wie Nebelbildung und feuchte Hitze, die zu meiden, wie Lukrez zwischen den Zeilen anzudeuten scheint, immerhin ein Weg zu einigermaßen wirksamer Prophylaxe sein könnte.

Frühes Mittelalter

Nach mehr als neun Jahrhunderten relativer Ruhe – gelegentliche Epidemievorfälle halten sich örtlich und zeitlich in Grenzen – kommt es im Übergang von der Antike zum Mittelalter erneut zu einem gewaltigen Seuchenausbruch. Im Jahre 540 – Westrom war bereits untergegangen – stand das Oströmische Reich unter Kaiser *Justinian* (527–565) auf dem



Kaiser Justinian mit Gefolge (links Leibwache, Hofbeamte; rechts Bischof mit Klerikern; rechts hinter dem Kaiser Feldherr Belisar) – Mosaik aus der 547 geweihten Kirche San Vitale in Ravenna

Höhepunkt seiner Macht. Der Ostgotenkönig Witigis, Beherrscher Italiens, hatte sich dem Feldherrn Belisar in Ravenna ergeben. In Nordafrika war bereits 533 die Vandalenherrschaft gefallen. Mit Italien und großen Teilen Nordafrikas war das Kernland des alten römischen Reichs mit Byzanz wiedervereint. Das Imperium Romanum schien in alter Größe und Macht wiedererstanden zu sein. Doch nur ein Jahr später erschütterte eine Katastrophe das Weltreich in seinen Grundfesten: die Pest.

Hypo de tous chronous toutous loimos gegonen, ex hou hapanta oligou edeäse ta anthroopeia exitäla einai... „Um diese Zeit (541 n. Chr.) brach eine Seuche aus, die fast die ganze Menschheit dahingerafft hätte. Für andere Schicksalsfügungen hätten vielleicht manche eine Erklärung ihrer Ursachen parat..., für dieses Unglück aber kann man einen Grund weder nennen noch ausdenken, außer man sucht ihn bei Gott. Denn die Heimsuchung beschränkte sich nicht auf einen bestimmten Teil der Erde oder auf gewisse Menschen und dauerte auch nicht bloß über eine Jahreszeit hin,...sie umfasste vielmehr die ganze Erde, schädigte alle Menschenleben, obschon die Betroffenen sich weit voneinander unterschieden, und schonte weder Naturanlage noch Alter. Denn mögen auch die Menschen hinsichtlich Wohnsitz, Lebensweise, Wesensart, Beschäftigung oder sonst wie nichts Gemeinsames miteinander haben, bei dieser einen Krankheit brachte der Unterschied keinen Vorteil. Befiel doch die Seuche die einen zur Sommerzeit, die anderen im Winter, wieder andere zu den übrigen Jahreszeiten. Jeder mag nun seine Ansicht darüber äußern, Gelehrter oder Himmelsdeuter, so wie er darüber gerade denkt, ich jedenfalls will nun daran gehen und berichten, von wo diese Krankheit ihren Ausgang nahm und wie sie die Menschen austilgte...(Prokop, Historien II, 22, 1 ff., Übersetzung v. O. Veh).“

Von der Pest bedroht ist fast die gesamte Landfläche des ehemaligen römischen Imperiums vom Perserreich Mesopotamiens im Osten bis in die damals fränkischen Herrschaftsdomänen um Reims und Trier im Westen. Südwärts umspannten ihre Auswirkungen unter Einbeziehung der Küstenregionen Spaniens, Italiens und Nordafrikas den ganzen Mittelmeerraum. Nach Prokop (s. o.) soll sie 541 in Ägypten ihren Anfang genommen (Thukydides hatte Äthiopien als Ursprungsland angegeben !) und spätestens 542 Konstantinopel erreicht haben, von wo aus sie dann unaufhaltsam zunächst nach Osten, später nach Westen vorstieß. Ihre erste Welle ebbt bereits 544 ab, weitere Wellen folgen in 15-jährigem

Zyklus: 553–555, 568–569 und 583–584. Ein letztes Aufbäumen der Krankheit in Mittelitalien datiert zum Jahr 750. Mit ihrem mehr als ein Vierteljahrtausend andauernden Wüten und ihren immensen Opferzahlen (man spricht von mehreren Millionen zwischen Westeuropa und Vorderasien) gilt die Seuche als größte Pandemie am Beginn des Mittelalters. Die Geschichte zeigt, dass sie an Heftigkeit und Verbreitung erst wieder vom Schwarzen Tod des Spätmittelalters übertroffen wird.

Einer der Krankheitsauslöser lag, wie heute vermutet, in Veränderungen des Klimageschehens. Nachforschungen ergaben, dass 536 auf Island oder Nordamerika ein Vulkanausbruch stattfand, der so große Mengen von Schwefelpartikeln in die obere Atmosphäre schleuderte, dass sich das Sonnenlicht über Monate verfinsterte. Das Erdklima kühlte merklich ab. Dazu kam vier Jahre später ein erneuter Vulkanausbruch in den Tropen (vielleicht der Ilopango in Mittelamerika), der einen weiteren Temperaturschock bewirkt haben könnte. Meteorologen sprechen von der frühmittelalterlichen „kleine Eiszeit“. Die daraus resultierenden weltweiten Hungersnöte dürften der Verbreitung der Epidemie maßgeblich den Boden bereitet haben.

Das klinische Krankheitsbild weist im Gegensatz zu dem der athenischen Massenerkrankung, deren Spezies medizinisch nicht sicher bestimmbar ist, eindeutig Merkmale der Pest (*Yersenia pestis*) auf. Die Zeitgenossen beschreiben Symptome, die dieser Seuche am ehesten entsprechen: von Fieberschüben begleitete Drüsenschwellungen mit Bildung von übel riechenden Eiterbeulen am ganzen Körper (*Bubonenpest* : Sterblichkeitsrate 50–70%).

Bösartige Varianten derselben erhöhen noch die an sich schon erschreckend hohe Mortalitätsrate: Durchbricht nämlich ein eitriger Abszess das Lungengewebe, kommt es zur Entstehung der sekundären *Lungenpest*, bzw. wenn sein Inhalt in die Blutbahn gelangt, zur *Pestsepsis* (Blutvergiftung), die beide unrettbar zum Tode führen (Sterblichkeitsrate 95% bzw. 100%). Auch die Variante der primären Lungenpest, deren Erreger durch Tröpfcheninfektion in den Nasen-Rachen-Raum übertragen wird, nimmt unbehandelt einen fast immer tödlichen Verlauf (95 %). Nur wenn sich beim Normaltypus der Seuche die Beule komplikationslos nach außen entleert, besteht eine gewisse Aussicht auf Rettung (Überlebensrate 30–50 %.).

Überträger des Pestbazillus sind, wie man seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weiß, der Pest- oder Rattenfloh sowie die Hausratte. Im infizierten Floh blockiert ein mit Bazillen angereicherter Blutstropfen die Speiseröhre, der beim Biss in die Blutbahn des Betroffenen, Mensch oder Ratte, gelangt. Die infizierte Ratte, die massenhaft in menschlichen Siedlungsräumen wie Wohnbauten, Dachböden, Kellern, aber auch in Laderäumen von Schiffen vorkommt, fungiert dann als Zwischenwirt (*heterologe* Übertragung über Rattenexkrementen). Bei zunehmender Infektionsdichte unter der Bevölkerung setzt zusätzlich zur Ansteckung durch den Pestfloh die Ansteckung von Mensch zu Mensch ein (*homologe* Übertragung über die Atemwege). Unterhalb einer Temperaturschwelle von ca. zehn Grad verfällt der Floh in eine Art Gliederstarre. Dies mag erklären, weshalb die Krankheitsverbreitung im Winter bei Temperaturen unter 10° langsamer erfolgte. Im Frühjahr wenn sich die aus der Kältestarre erwachenden Flöhe gehäuft auf Ratten oder in Ermangelung dieser auf Menschen stürzen, schwillt die Erkrankungswelle wieder extrem an.

Für Informationssuche steht reichlich Quellenmaterial zur Verfügung. Ort, Zeit und Symptomatik des Seuchengeschehens sind verhältnismäßig gut dokumentiert. Die überlieferten Zeugnisse, allen voran Buch II der „Perserkriege“ (= Teilabschnitt der Kriegsgeschichte „Historien“) des Prokopios von Caesarea, Hofhistorikers Kaiser Justinians (529–565), sodann die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesos (507–588), in Auszügen erhalten in der sog. Chronik von Zugnin aus dem 8. Jahrhundert, die Kirchengeschichte des Euagrius Scholasticus (536–600), die *Historiarum decem libri* (*Historia Francorum*) des Gregor von Tours (538–594) und die *Historia gentis Langobardorum* des Paulus Diaconus, (gest. 799) übermitteln ein umfassendes Bild der Krankheitsereignisse. Natürlich dürfen wir keine klinisch spezifizierende Charakterisierung der einzelnen Pestarten erwarten. Die Beschreibungen sollten den Leser aufwühlen und erschüttern und nicht vorrangig Befunde auflisten. Hören wir die Schilderung bei Prokop

„...*epyresson aphno, hoi men ex hypnou egägermenoi, hoi de peripatous poioumenoi, hoi de allo ho ti dä prassontes*...die Befallenen bekamen plötzlich Fieber entweder beim Erwachen aus dem Schlaf oder beim Umhergehen oder bei irgendwelcher Tätigkeit...Indessen entstand teils noch am gleichen, teils am darauf folgenden Tag, teils auch wenige Tage später eine Schwellung, und zwar nicht nur dort, wo sich auch der als Leiste

bezeichnete Körperteil befindet, sondern auch in der Achselhöhle, bei einigen sogar neben den Ohren und irgendwo an den Schenkeln. Bis zu diesem Stadium erging es allen von der Krankheit Ergriffenen fast gleich...Verfiel aber einer nicht in Bewusstlosigkeit oder Raserei, dann ging die Schwellung in Brand über und er musste unter unerträglichen Schmerzen sterben...Die einen starben sogleich, andere erst nach vielen Tagen; dabei war der Körper bei einigen von linsengroßen schwarzen Blasen übersät, und diese Kranken lebten keinen einzigen Tag mehr... Eine Menge bekam auch noch Blutbrechen, was den raschen Tod herbeiführte...(Prokop, wie o., 22, 15 f.).“

Schon wer die ersten Anzeichen des Leidens am Körper trägt, ist kaum mehr zu retten. Aussicht auf Heilung besteht in den wenigsten Fällen. Kräftige Konstitution oder gutes körperliches Befinden können den Verlauf hinauszögern, am Ende aber wartet fast immer der Tod. Die Schilderung der Krankheitsentwicklung basiert in vielen Fällen auf authentischen Beobachtungen, erinnert aber auch gelegentlich stilistisch wie inhaltlich an die Berichterstattung bei Thukydides, die wohl als Vorlage diente: „...die einen starben in ihren Behausungen, andere gingen zugrunde, indem sie einfach auf den Straßen umfielen, um so ein erschreckender Anblick für diejenigen zu werden, die zusehen mussten, wie ihre Bäuche anschwellen und die Münder offen standen, dabei Ströme von Eiter ausstießen, die Augen entzündet, die Hände nach oben gereckt. Ihre Kadaver verfaulten, sie lagen in Ecken und Straßen, in den Vorhallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Märtyrergräbern und überall, und niemand war da, der sie bestattete...“ (Johannes v. Ephesos in: Zuqnin – Chronik 94 Chabot).

Wachsender Infektionsdruck und steigende Todeszahlen scheinen unter der Bevölkerung eine Art Endzeitstimmung hervorgerufen zu haben. Das Szenario erinnert unwillkürlich an die Einschränkungsmaßnahmen der Gegenwart: die Straßen allenthalben wie leergefegt, Menschen, die sich in ihren Häusern einschließen, Handwerker, die ihren Betrieb einstellen, Unterlassung jeglicher Markttätigkeit. Mit dem Ruhen aller Arbeiten versiegen Produktion und Handel. Die Konsequenz ist eine Hungerkrise, die bewirkt, dass einige der Erkrankten nicht an der Seuche selbst, sondern am Mangel an Nahrungsmitteln sterben. Dieser von unten heraus spontan praktizierte Lockdown erscheint uns viel radikaler als der heute von oben verordnete. Auch ohne Einschüchterung durch

Strafandrohung getraute man sich nicht mehr vor die Haustür, weil man die überall präsente Bedrohung durch eine tödliche Infektion fürchten musste. Paradox (und irgendwie mit den aktuellen Coronaeffekten vergleichbar) muss anmuten, was Prokop uns an Positivem zu berichten weiß: Unter dem Eindruck des um sich greifenden Todes würden politische Streitigkeiten beigelegt, die Kriminalitätsrate sinke gegen Null, um nach dem Versiegen der Seuche aber, wie er enttäuscht feststellt, umso mächtiger wieder anzuschwellen (Prokop, wie o., 23, 13 ff.).

Das Aufflammen der Epidemie sahen die Zeitgenossen, allen voran der Kaiser gemäß der religiösen Grundhaltung der Zeit als untrügliche Zeichen für den Zorn Gottes, der mit Heimsuchungen solcher Art die Gläubigen für ihre Sünden und Missetaten züchtigte. Der Kaiser selbst trug dieser Vorstellung Rechnung, indem er die Einwohnerschaft zu verstärkter Bußfertigkeit aufrief. Die Gottesmutter Maria, von der er sich die stärkste Hilfe erhoffte, erhob er zur Stadtpatronin und huldigte ihr durch den Bau von Marienkirchen und Einführung von Marienfesten (z. B. Mariae Verkündigung am 25. März). Wir wissen, dass er auf dem Höhepunkt der Pest im Jahr 542 das Fest der Hypopante (Maria Lichtmess) vom 14. auf den 2. Februar verlegte. Diese Neuordnung war verbunden mit einer Umwandlung des Feiertages in ein Bußfest, und der Kaiser nutzte die Gelegenheit, um als erster reuiger Sünder eine Bittprozession durch die Hauptstadt anzuführen.

Daneben versuchte er auch mit wirtschaftlichen Unterstützungsmaßnahmen das Elend zu lindern. In die am Ende der ersten Welle sich ausbreitende Hungersnot griff er mit gesetzlichen Vorschriften regulierend ein. In einem Erlass aus dem Jahr 544 bemühte er sich, der allgemeinen Verteuerung entgegenzuwirken, indem er per Gesetz Händler, Dienstleistende und Handwerker zur Einhaltung des gewohnten Preisniveaus verpflichtete. Allerdings entfiel im Gegensatz zu heute die Bereitstellung staatlicher Mittel als Verlustausgleich, da die einlaufenden Steuern fast gänzlich für Armee und Verwaltung benötigt wurden.

Um die drängenden Bestattungsprobleme in den Griff zu bekommen, ernannte Justinian einen mit erhöhtem Finanzbudget ausgestatteten Sonderbevollmächtigten (*referendarius*) mit dem Auftrag zur Leichenentsorgung. Dieser, ein Hofbeamter namens Theodorus, ließ zur Entlastung der überfüllten Friedhöfe Massengräber vor den Stadtmauern ausheben

und schließlich, als der Platz nicht reichte, die Toten nach Galata jenseits des Goldenen Horns auslagern. Zuletzt habe man die Leichen auf Kähne verladen und ins Meer geworfen (Prokop, wie o., 23, 6 ff.).

Schwerer als der enorme Menschenverlust – manche Regionen büßten bis zu einem Drittel der Bevölkerung ein – wiegen die politischen Veränderungen, die der Massenseuche auf dem Fuße folgten. Das geschwächte Ostrom verlor, solange die Pest grassierte, einen Großteil seines Herrschaftsgebiets: Awaren und Langobarden nahmen fast ohne Widerstand Illyrien ein, die Bulgaren belagerten 599 das schutzlose Konstantinopel. Allgemein gilt die Seuche als Wegbereiterin des Islam. Die Schnelligkeit, mit der die neue Religion im 7. Jahrhundert expandierte, wäre wohl ohne die Pesteinwirkungen kaum erklärbar. Der Bevölkerungsschwund in den von der Krankheit heimgesuchten byzantinischen Städten lähmte die Abwehrkräfte der christlichen Verteidiger derart, dass ganze Provinzen wie Syrien und Nordafrika innerhalb weniger Jahrzehnte in die Hand der islamischen Araber und Berber fielen. Von dieser Epoche an setzt für das oströmische Reich unumkehrbar die Phase des Niedergangs ein. Zwar vermag es den anbrandenden Völkermassen aus West und Ost bei enger werdendem Herrschaftsgebiet noch über Jahrhunderte erfolgreich die Stirn zu bieten, doch ist sein Fall 1453 schon damals in unabwendbarer Konsequenz vorgezeichnet. Doch da sind die Pestereignisse von 542 längst schon Geschichte.

Spätes Mittelalter

„Dico adunque, che già erano gli anni della fruttivera Incarnazione der Figliuolo di Dio al numero pervenuti di milletrecentoquarantotto, quando nella egregia città di Fiorenza, oltre ad ogni altra italica nobilissima, pervenne la mortifera pestilenza...

Ich sage also, dass seit der heilbringenden Menschwerdung des Gottessohnes 1348 Jahre vergangen sind, als in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen anderen in Italien die vornehmste ist, das tödliche Peststübel gelangte, welches entweder durch Einwirkung der Himmelskörper entstanden oder im gerechten Zorn über unser sündiges Handeln von Gott zur Läuterung über die Menschen verhängt wurde. Einige Jahre zuvor im Morgenland begonnen, hatte sie dort eine unzählige Menge von Menschen ihres Lebens beraubt und war dann, ohne anzuhalten, von Ort

zu Ort sich weiter verbreitend, Jammer bringend nach dem Abendland vorgedrungen..." (Giovanni Boccaccio, Decameron, Erster Tag, Vorrede des Verfassers; Übersetzung aus [www. zeno. Org.](http://www.zeno.org) > Das Dekameron)

Mehr als sechs Jahrhunderte war die Welt von der tödlichen Bedrohung durch die Pest verschont geblieben. Doch ist die Gefahr einer Wiederkehr keineswegs gebannt.. Im Jahr 1346 werden unvermittelt erste krankheitstypische Symptome aus dem fernen Osten gemeldet:

„In diesem Jahr“, berichtet der Chronist, „begann sich im Osten, in China und Nordindien und weiteren Gebieten...unter den Menschen beiderlei Geschlechts eine Pestseuche auszubreiten. Man fing an, Blut zu spucken, und der eine starb sofort, der andere nach zwei oder drei Tagen... Die Pest kam in Schüben und erfasste ein Volk nach dem anderen und innerhalb eines Jahres ein Drittel des Erdkreises, der Asien heißt. Und zuletzt erreichte sie die Völker am Schwarzen Meer..." (Matteo Villani in: Muratori, *Rerum Ital, scriptores*, Bd. IV, 1729, Sp. 11 ff. ; dt. Text bei K. Bergdolt, *Der Schwarze Tod*, S. 33)

Das Schwarzmeergebiet ist im Spätmittelalter insbesondere für die aufblühenden italienischen Handelsstädte ein wichtiges Handels- und Wirtschaftszentrum. Sein merkantiler Mittelpunkt ist die Hafenstadt *Caffa* auf der Krim, zu dieser Zeit mit ihren etwa 40000 Einwohnern eine quirlige, von einem bunten Völkergemisch durchflutete Handelsmetropole, in der ein Genueser als Stadtkonsul die Amtsgeschäfte führt. Von See her mit dem nötigen Nachschub ausreichend versorgt, widersteht sie seit 1342 erfolgreich der Belagerung durch die Mongolen, die diesen bedeutenden Zoll- und Umschlagsplatz in ihren Besitz bringen und selbst die Kontrolle über die Weiterleitung des Warenverkehrs in das Mongolenreich übernehmen wollen.

Dann, wohl gegen Ende des Jahres 1346, lässt die Wucht des Angriffs plötzlich nach: Im Lager des Mongolenkhans ist die Pest ausgebrochen: „Zu diesem Zeitpunkt befahl die Seuche die Mongolen. Ihr ganzes Heer geriet in Panik, und täglich starben Tausende. Den Eingeschlossenen erschien es, als ob Rachepeile vom Himmel flögen, um den Übermut der Feinde zu zügeln. Diese zeigten nämlich nach kurzer Zeit charakteristische Symptome an ihren Körpern, nämlich verklumpte Körpersäfte an den Gelenken und Leisten. Folgte dann das Fäulnisfieber, starben sie, denn die Ärzte konnten ihnen weder Rat noch Hilfe bieten.



Die befestigte Hafenstadt Caffa im Kampf gegen die zu Wasser und Land anstürmenden Mongolen 1346 (Buchmalerei 15. Jahrhundert)

Als die nunmehr von Kampf und Pest geschwächten Mongolen bestürzt und völlig verblüfft zur Kenntnis nehmen mussten, dass ihre Zahl immer kleiner wurde und erkannten, dass sie ohne irgendeine Hoffnung auf Rettung dem Tod ausgeliefert waren, banden sie die Leichen auf Wurfmaschinen und ließen sie in die Stadt Caffa hineinkatapultieren, damit auch dort alle an der unerträglichen Pest zugrunde gehen sollten... (Gabriele de Mussis, Notar aus Piacenza; Text bei K. Bergdolt, wie o., S. 36).“

Im Frühjahr 1347 endlich, nachdem alle Eindämmungsversuche erfolglos blieben, beschließt der Khan den Rückzug; der Belagerungsring fällt, auf den Märkten und Plätzen belebt sich der Handel; der Schiffsverkehr nimmt wieder Fahrt auf. Doch die Handelsschiffe, die aus dem pestverseuchten Caffa nach Messina und Genua auslaufen, haben eine tödliche Fracht an Bord, den Schwarzen Tod.

Zu Jahresbeginn 1348 erreicht er die Toskana und mit ihr Florenz. Die beklemmend realistische Schilderung der dortigen Schreckensereig-

nisse im *Dekameron* des Florentiners Giovanni Boccaccio (1313 -1375) gilt allgemein als eine der anschaulichsten historischen Quellen zum Zeitgeschehen:

„Quasi nel principio della primavera dell' anno predetto orribilmente cominciò i suoi dolorosi effetti, e in miraculoso maniera, a dimostrare...Etwa im Frühjahr des besagten Jahres begann die Krankheit schrecklich und in einer erstaunlichen Weise ihre verheerende Wirkungen zu zeigen... Dabei kamen zu Anfang der Krankheit bei Mann und Frau gleichermaßen an den Leisten oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwulste zum Vorschein, die manchmal so groß wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, bei den einen sich in größerer, bei den anderen in kleinerer Anzahl zeigten und schlechtweg Pestbeulen genannt wurden... Später aber gewann die Krankheit eine neue Gestalt und viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Teilen des Körpers



*Ein Wundarzt öffnet mit einem Skalpell die Pestbeule einer Patientin, damit das eitrige Sekret abfließen kann. Ein weiterer Patient hat bereits seine Schulter entblößt und wartet auf die Behandlung seines Abszesses unter der Achselhöhle, auch ein Kind mit Pestsymptomen wartet auf seine Operation
(Zeitgenössische Buchmalerei)*

schwarze und bräunliche Flecken, die bei einigen groß und gering an Zahl, bei anderen aber klein und dicht waren. Und so wie früher die Pestbeule ein sicheres Zeichen gewesen und bei manchen noch war, so waren es nun diese Flecken für alle, bei denen sie sich zeigten... (G. Boccaccio, Decameron, wie o.).“

Der Name „Schwarzer Tod“ leitet sich offenbar von den dunkelfarbigem Auswüchsen und Hautmalen ab, die in unterschiedlicher Zahl den Körper der Befallenen bedeckten. Andere deuten ihn aus der linguistischen Übernahme des lateinischen Begriffs *mors atra* „schwarzer“ = unheilvoller Tod. Die Mortalität dieser nach den Hautschwellungen benannten Beulen- oder Bubonenpest ist hoch (50–70 %). Nur die ihr verwandte Spezies der Lungenpest weist eine noch höhere Sterblichkeitsrate auf (95 %). Von Italien greift die Seuche in wenigen Monaten auf ganz Europa über, wird zur Pandemie. Bis zu ihrem Abklingen um 1350 schätzt man die Zahl der Toten auf zwanzig Millionen, also etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung.

Wie bei der Justinianischen Pest sieht die Forschung Zusammenhänge mit dem Klimageschehen. Die Wärmeperiode des Hochmittelalters war um 1300 zu Ende gegangen. Das Wetter wurde kälter und instabiler (spätmittelalterliche „kleine Eiszeit“). In Europa folgten mehrere eisige Winter unmittelbar aufeinander. 1303, 1306 und 1307 fror die Ostsee zu; Sturmfluten ungeahnten Ausmaßes schlugen gegen die Inseln und Küsten Ostfrieslands; in den Alpen und Karpaten erreichten die Gletscher Höchststände. Häufige Spätfröste bis tief in die Wachstumsperiode des Sommers hinein und nicht enden wollende Sommerregen beeinträchtigten in weiten Teilen West- und Nordeuropas den Getreideanbau und führten vielerorts zum Rückgang des landwirtschaftlich genutzten Landes. Die in den vorausgegangenen Wärmejahren enorm angewachsene Bevölkerung konnte nicht mehr ausreichend mit Grundnahrungsmitteln versorgt werden. Die in der Folge vielerorts ausbrechende Hungerkrise schwächte die Immunabwehr und beschleunigte den Infektionsprozess.

Italien und mit ihm ganz Europa werden in geradezu dramatischer Weise von der Krankheit überrollt: „So gelangten die Kaufleute“, fährt De Mussi in seiner Pestchronik fort, „aus der erwähnten Stadt Caffa mit einigen Schiffen, welche zwar von noch lebenden, aber bereits mit der

Seuche infizierten Seeleuten gesteuert wurden, nach Genua, mit anderen nach Venedig, mit wieder anderen in weitere Regionen der Christenheit. Es klingt unglaublich: Kaum gingen die Menschen irgendwo an Land – die krankmachenden Ausdünstungen begleiteten sie ja – und kamen dort mit Menschen in Berührung, starben diese. Auf Grund des pestbringenden Kontagiums ereilte in jeder Stadt, jedem Ort und jedem Land die Bewohner beiderlei Geschlechts ein rascher Tod...“ Sein Bericht gipfelt in einem Verzweiflungsschrei: „O Genua, was hast du verbochen! Erzählt doch, o ihr Sizilien und ihr reichen Inseln im Meer, von dem Gottesgericht! Erklärt doch, o ihr Venedig, Toskana und ganz Italien, wie ihr euch verhalten habt, wie ihr die Todespfeile, die ihr selbst in euch trugt, auf eure Freunde, Verwandten, Nachbarn gerichtet habt... (De Mussis, wie o., Text bei K. Bergdolt, wie o., S. 39)!“

Abhilfe brachten weder staatliche Maßnahmen noch Bußfertigkeit und demutsvolle Hinwendung zu Gott:



Pestarzt. In der Schnabelmaske befinden sich aromatische Kräuter, die vor Ansteckung über die Atemluft schützen sollen (Darstellung aus dem 16. Jahrhundert)

„*Et in quella, non valendo alcuno senno né umamo provvedimento...* Und gegen das Übel half keine Klugheit oder Vorkehrung, obwohl man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von allen Unrat reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und manche Ratschläge über die Bewahrung der Gesundheit erteilte. Ebenso wenig nützten die demütigen Gebete, die von den Frommen nicht ein, sondern viele Male in feierlichen Bittgängen und auf andere Weise Gott vorgetragen wurden... (G. Boccaccio, wie o.).“

In ihrem Kampf gegen den Schwarzen Tod waren die spätmittelalterlichen Ärzte weitgehend machtlos, kannten sie doch weder den Erreger noch den Verbreitungsmodus der Epidemie. Bei ihrer Vorgehensweise stützten sie sich auf die Lehrmeinung antiker Fachautoritäten wie Hippokrates und Galen, derzufolge Gesundheitsstörungen von Fehlmischungen der vier Körpersäfte, Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle, herrührten (sog. *Humoralpathologie*). Die Pesterkrankung erkläre sich aus dem Überschuss feucht-warmen Blutes, das die Fäulnis der inneren Organe erzeuge. Dazu kämen noch schädliche Ausdünstungen (Miasmen) aus Luft und Viktualien. Begünstigt würden diese durch feucht-schwüles Klima, heiße Südwinde, stehende Gewässer und – medizinisch korrekt! – durch den Atem von bereits Erkrankten, weshalb die Ärzte den Puls meist mit abgewandtem Gesicht zu prüfen pflegten.

Der Humoralhypothese zufolge versuchte man die Menge des vermeintlich schädlichen Blutes mit Aderlass zu verringern und Fäulnisgase oder faulende Speisereste durch Einläufe und Brechmittel aus dem Körper auszuräumen. Zur Luftreinigung dienten mit Duftstoffen getränkte Pestmasken, wie sie die Ärzte zu tragen pflegten, zusammen mit dem Rauch von Holzfeuern, die man auch in Krankenzimmern abbrannte. Papst Clemens VI. soll in seiner Residenz zu Avignon, obwohl die halbe Stadt dem Wüten der Pest zum Opfer gefallen war, nur deshalb von der Krankheit verschont geblieben sein, weil er in seinem Gemach ununterbrochen große Feuer unterhalten ließ.

Neben vielen abwegig erscheinenden Abwehrpraktiken gab es auch Vorgehensweisen, die recht modern anmuten. Hierbei tat sich besonders Venedig hervor. Die venezianischen Behörden regelten binnen kürzester Zeit Massenbestattungen, die Entsorgung von Tierkadavern sowie die Isolierung der Kranken, und führten eine Art Meldepflicht in der Stadt ein. Eine eigentliche Quarantäne ist kurze Zeit später in benachbarten Stadtgemeinden nachweisbar. Ein Bologneser Arzt empfahl, die Fenster der Krankenzimmer stets weit geöffnet zu halten, da frische Luft der Pest schade (Stosslüften!). Priester und Notare sollten den Erkrankten niemals in der stickigen Luft des Krankenzimmers entgegenreten. Im Übrigen rieten die Ärzte zu einer heiteren, innerlich ausgeglichenen Lebensführung. Körperliche Anstrengungen, selbst der Geschlechtsverkehr seien zu meiden, Lachen und Scherzen hingegen stärkten durch ihren Entspannungseffekt die Widerstandskräfte. Zu-

versicht, Frohsinn und heitere Gemütsart ließen den Körper kräftiger gegen die Krankheit ankämpfen. Der Leibarzt des böhmischen Königs Wenzel empfiehlt sogar, weder von der Pest zu sprechen noch an sie zu denken, da allein schon die Angst vor der Seuche und das Reden von ihr pestkrank mache.

Die wirksamste Reaktion auf die Pestgefährdung jedoch ist die Flucht aus den verseuchten Gebieten. Der Dichter Giovanni Boccaccio (1313–1375) erzählt in seinem *Decameron* (Kunstwort aus griechisch *deka* „zehn“ und *hemera* „Tag“, also etwa „Zehntagewerk“), wie eine Gruppe von sieben vornehmen jungen Damen und drei standesgemäßen Herren in der Absicht, zumindest kurzzeitig der Pestplage zu entgehen, eine Landvilla bei Florenz aufsuchen, um sich dort unbehelligt vom Krankheitsgeschehen mit Musik, Spiel und Tanz und vor allem mit dem Erzählen amüsanter Geschichten der Kurzweil zu ergeben.



Buchillustration zum Dekameron des Boccaccio
Im Mittelpunkt die sieben Damen und drei Herren, um einen Springbrunnen
gruppiert, links Türme und Kirchenbauten der Stadt Florenz. Die liebliche
Landschaft und die elegante Aufmachung der an der Gesprächsrunde Beteiligten
kontrastieren auffallend mit der düsteren Stimmung im Innern der Stadt, wo
Trauer und Tod das Bild beherrschen

In scharfem Kontrast dazu steht der Pestalltag, wie ihn der Autor im Prolog des ersten Erzähltages darstellt. Horror und Grauen verdüstern ihn. Nach einer erschreckend drastischen Beschreibung der äußeren Krankheitssymptome, mit denen uns der Autor bereits im Vorfeld konfrontiert hatte, wendet er sich den Reaktionen der Stadtbürger zu. Ihr von Angst und Panik geprägtes Verhalten gipfelt in einer vollständigen Missachtung aller sozialethischen Pflichten gegenüber den Befallenen. Erschütternd die Schilderung der Kontaktmeidung und unterlassenen Pflege selbst unter verwandtschaftlich Nahestehenden:

„E lasciamo stare che l'uno cittadino l'altro schifasse, e quasi niuno vicino avesse dell'altro cura.... Wir wollen davon schweigen, dass ein Mitbürger den anderen mied, dass der Nachbar fast nie den Nachbarn pflegte und die Verwandten einander selten oder nie besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Frauen erfüllt, dass ein Bruder den anderen im Stich ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Schrecklichste ist und kaum glaublich scheint, Vater und Mutter weigerten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu pflegen, als wären es nicht die ihrigen...“

In ihrer Verzweiflung suchen nicht wenige ihr Heil in außergewöhnlichen Verhaltensweisen fernab jeder Normalität. Manche sehen es in einem totalen Rückzug in das Privatleben, völlig abgeschottet vom Krankheitsgeschehen, andere in einem gleichsam orgiastischen Treiben, ungehemmt und zügellos herumschweifend durch die Wohnviertel der Stadt. Der Autor lehnt beides ab:

„... ed erano alcuni, li quali avvisavano che il vivere moderatamente e il guardarsi da ogni superfluità dovesse molto a così fatto accidente resistere... und es gab da einige, die der Meinung waren, ein mäßiges Leben, frei von jeder Üppigkeit, vermöge die Widerstandskraft besonders zu stärken. Diese taten sich in kleineren Kreisen zusammen und lebten, getrennt von den übrigen, abgesondert in ihren Häusern, wo sich kein Kranker befand, beieinander.

Hier genossen sie die feinsten Speisen und die erlesensten Weine mit großer Mäßigkeit und ergötzen sich, jede Ausschweifung vermeidend, mit Musik und anderen Vergnügungen, die ihnen zu Gebote standen, ohne sich dabei von jemand sprechen zu lassen oder sich um etwas, das außerhalb ihrer Wohnung, um Krankheit und Tod zu kümmern...“

„... *Altri, in contraria opinione tratti, affermavano il bere assai e il godere e l'andar cantando attorno e sollazando e il soddisfare d'ogni cosa allo appetito che si potesse e di ciò che avveniva ridersi e beffarsi essere medicina certissima a tanto male.* Andere waren der entgegen gesetzten Meinung zugetan und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, soweit es sich tun ließe, seine Lust zu befriedigen und über jedes Ereignis zu lachen und zu spaßen sei das sicherste Heilmittel für ein solches Übel. Diese verwirklichten denn auch ihre Reden nah Kräften. Bei Tag und Nacht zogen sie bald in diese, bald in jene Schenke, tranken ohne Maß und Ziel und trieben dies alles in fremden Häusern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas anderem zu fragen, als ob dort zu finden sei, was ihnen zu Lust und Genuss dienen könnte...”

Manche schlagen auch eine Art Mittelweg ein, für Boccaccio eine ebenso wenig schätzenswerte Verhaltensweise, die zwar recht mäßigen Sinnengenuss pflegt, aber mitunter zu grotesken Auftritten ausartet:

„... *Molti altri servavano, tra questi due i sopra detti, una mezzana via, non strignendosi nelle vivande questo i primi.*...Viele andere wählten einen Mittelweg zwischen den beiden oben genannten und beschränkten sich weder im Gebrauch der Speisen so sehr wie die ersten, noch hielten sie im Trinken und in anderen Ausschweifungen so wenig Maß wie die zweiten. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Tranks nach Lust und schlossen sich nicht ein, sondern hielten Blumen, duftende Kräuter oder sonstige Spezialeien in den Händen und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquickern; denn die ganze Luft schien wegen der Ausdünstungen der toten Körper von Krankheiten und Arzneien stinkend und beklemmend ... (G. Boccaccio, wie o.).“

Zu den prominentesten Zeitzeugen des Schwarzen Todes zählt der Arezzaner Francesco Petrarca (1304–1374), der sich als Dichter und Prosaautor in zwei Sprachen, Latein und Italienisch, einen großen Namen gemacht hatte. Von seiner Denkweise und Weltanschauung her gilt er als einer der ersten Vertreter der neuen Geistesrichtung des „Humanismus“. Diese kulturgeschichtlich bedeutsame Bewegung zielt darauf ab, sich aus den Denkmodellen des Mittelalters zu lösen, indem sie dem Vorbild der Antike folgend den Menschen (*homo*) und das Menschliche (*humanum*)

in den Mittelpunkt des Weltgeschehens stellt. Abkehr von scholastischer Gelehrsamkeit und dogmatischer Befangenheit kennzeichnen diese neue Geisteshaltung, die das freie, kritische Denken des Individuums zum Grundprinzip allen Urteilens und Bewertens erhebt.

Persönlich leidet der Dichter schwer unter den Todesstreichen der Seuche, die ihm bereits 1348 seine angebetete Laura, die hoch gepriesene Muse seiner Liebes- und Trauergedichte („Sonette an Laura“), und noch 1361 seinen einzigen Sohn Giovanni entrissen hat. Sein berühmter Brief an seinen Freund „Sokrates“ ist ein einziger Aufschrei der Verzweiflung, in dem sich – wenn auch nur hintergründig erkennbar – auch eine Anlage Gottes verbirgt:

„Mein Bruder, mein Bruder, mein Bruder! ...Weh mir, geliebtester Bruder, was soll ich sagen? Womit soll ich beginnen? Wohin soll ich mich wenden? Überall ist Schmerz, überall Angst! Du siehst in meiner Person vereint, was Du über die große Stadt Troja bei Vergil gelesen hast: < Al-lenthalben herrscht gramvolle Trauer und Angst, überall zeigt sich der Tod >. O mein Bruder, wäre ich doch nie geboren worden oder früher verstorben ... (Text bei K. Bergdolt, wie o., S. 103).“

Ein erschütterndes Zeugnis seiner Gemütsstimmung stellt auch der in lateinischen Versen abgefasste Brief *Ad se ipsum* („An sich selbst“) dar, der zum Pestjahr 1348 datiert ist:

„...Pestbringend kam das Jahr über die Menschheit, drohte ihr einen tränenreichen Untergang an, und die Ausdünstungen in der Luft begünstigen das Sterben. Grimmig blickt Jupiter vom Himmel der Krankheit, schickt Seuchen und traurigen Tod wie Regen zur Erde. Ohne Gnaden versuchen die Parzen die Lebensfäden schnell zu zerreißen, alle zugleich, wenn es ihnen möglich wäre. Unzählige seh` ich erbleichen, so viele hineilen zum finsternen Tartarus... Wo kann ich nur mein Haupt verstecken? Weder das Meer noch das Land mit schattiger Höhle bieten dem Flüchtling Sicherheit. Denn alles besiegt der Tod. Er kommt mit Schrecken, und kein Versteck ist sicher genug... (Text bei K. Bergdolt, wie o., S. 101).“

Welch tiefe Ratlosigkeit und Resignation spricht doch aus diesen Worten Petrarcas! Die Schreckensszenarien seiner Umgebung haben sein Gottvertrauen wankend gemacht. Eine ganz andere, weniger resignative Einstellung offenbart sich hingegen in den Auftritten von Gruppen tief



„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“ Über einem Leichenwagen mit einer jungen Pesttoten schwingt der Knochenmann die Sense. Um ihn herum liegen seine Opfer, Frauen und Männer aller Stände vom Bischof bis zum einfachen Bürger (frz. Buchmalerei, 15. Jahrh.)

religiöser Menschen, die sich zur spirituellen Abwehr der Krankheit zusammengetan hatten, den Geißlerbruderschaften. Diese „Flagellanten“ (von *flagellum* „Peitsche“) waren erfüllt von der Hoffnung, durch Buße und Selbstzüchtigung die Gnade und Barmherzigkeit Gottes herbeizwingen zu können. Das Bild des gegeißelten Heilands vor Augen ziehen diese Männer – Frauen sind ausgeschlossen – in Nachvollzug der Christuspas-

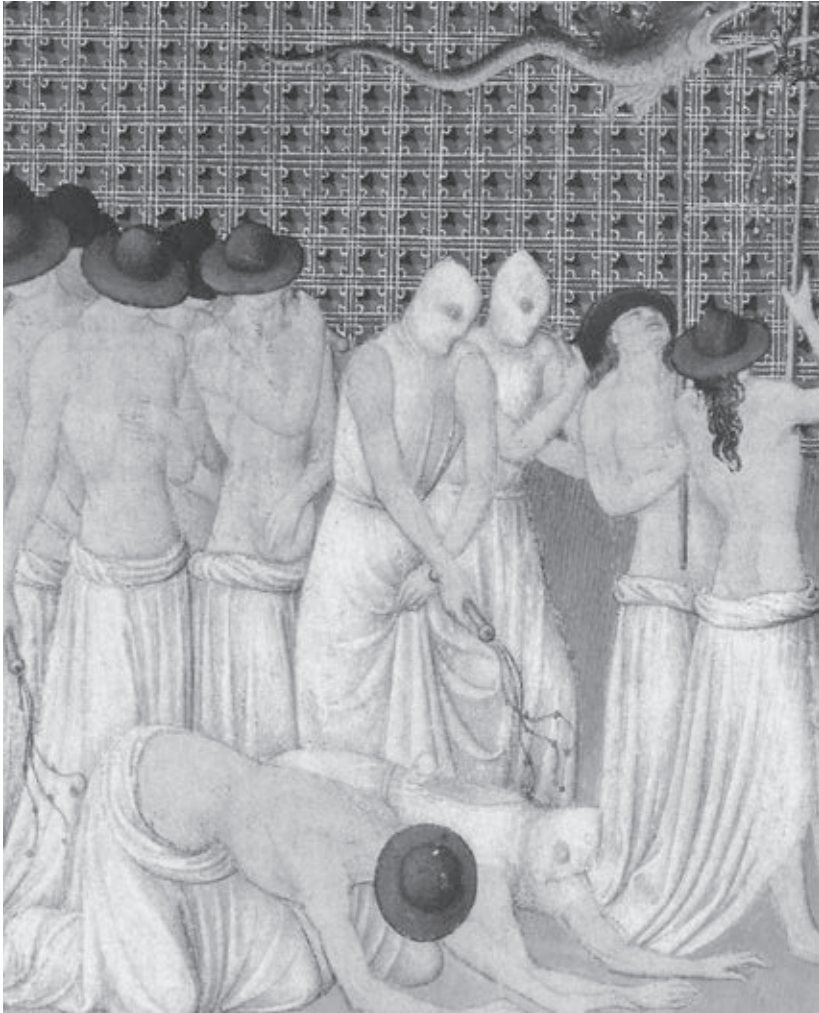
sion scharenweise durch die Städte Europas und schlugen sich mit dreisträngigen Nagelpeitschen die Rücken blutig. Lässt sich durch ihre Bussfertigkeit und Selbstbestrafung der erzürnte Himmel umstimmen und kann ihr freiwilliges Leid sie selbst und die Wohnstätten der Menschen auf ihrem Weg vor dem Strafgericht Gottes, der Pestseuche, beschützen?

Chronisten beschreiben das Geißelungsritual:

„Sie hatten Hüte auf, auf denen rote Kreuze befestigt waren, und jeder trug Geißeln, die an ihm herunterhingen, und sie sangen ihr Lied: < Diese Bittfahrt ist so erhaben. Christus ging selbst nach Jerusalem und trug sein Kreuz in der Hand. Nun helfe uns der Heiland...>. Sie hatten zwei der drei Vorsänger, denen sie antworteten. Und kamen sie in Kirchen, verschlossen sie diese, legten ihre Gewänder bis auf das Unterkleid ab, so dass sie von den Lenden bis zu den Knöcheln nur Leinen trugen. Während der Prozession umschritten sie in Zweierreihen Kirche und Kirchhof und sangen. Und jeder Teilnehmer schlug sich mit seinen Geißeln hoch bis zu den Achseln, so dass das Blut über die Knöchel floss. Und man trug Kreuze, Kerzen und Fahnen voraus und sie sangen während der Prozession: Trete her, wer büßen will. So entkommen wir der heißen Hölle. Luzifer ist ein böser Geselle. Wen er greifen kann, den stürzt er ins Elend...(O. Brandt, die Limburger Chronik S. 9, Lena 1922).“

Die Faszination, die das Auftreten der Geißler auf ihre Umgebung ausübt, ist kaum zu unterschätzen. Ausstrahlung und spirituelle Kraft der Bewegung müssen viele Zeitgenossen wie in einer Art Taumel mitgerissen haben. In rauschhafter Erregung schlossen sich spontan Bürger und Landleute, mitunter sogar Angehörige des Klerus, dem Büsserzug an. Doch die oft bis auf tausend Teilnehmern angewachsenen Scharen geraten schon bald außer Kontrolle. Überdies hielt die durch Gelübde bekräftigte und anfangs streng geübte Disziplin nicht lange vor. Bettelei, Diebstahl und sittliche Verfehlungen nahmen mehr und mehr überhand. Spätestens als man die Geißler verdächtigte, die Seuche einzuschleppen, verschloss man vor ihnen die Stadttore. Auch die höhere Geistlichkeit wandte sich, da man Sektierertum und Häresie fürchtete, zunehmend von ihnen ab.

Seite an Seite mit der Geißlerbewegung, die im ganzen ohne schlimmere Konsequenzen verlief, hatte der Schrecken der Pestseuche in



Geißlerzug, angeführt von zwei Bannerträgern. Mit Peitschen, in deren Stränge Eisenzacken eingeknotet sind, schlagen sich die Flagellanten den Rücken blutig. Sie hoffen, je inbrünstiger sie sich geißeln, desto gnädiger werde sich Gott erweisen und die Menschen von der Pest befreien (frz. Buchmalerei, frühes 15. Jahrhundert)

Mitteleuropa eine Massenhysterie weitaus bedrohlicherer Art entzündet, die Unmengen unschuldiger Opfer forderte. Ihr Ausbruch führt in zahlreichen Städten zu organisierten Tötungsexzessen. Gerichtet ist sie gegen

eine Minorität nichtchristlicher Stadtbewohner, die am Ort ansässigen Juden. Jüdische Familien waren bereits seit dem Hochmittelalter aus Italien und Frankreich eingewandert, wohin sie noch zur Römerzeit der Fall Jerusalems (70 n. Chr.) verschlagen hatte, und hatten sich auf Dauer in den Städten des Deutschen Reichs niedergelassen. Durch Privilegien seitens der Bischöfe und weltlichen Landesherrn geschützt, errichteten sie oft nahe dem Stadtzentrum ein meist durch Mauern abgetrenntes Wohnviertel (Ghetto), wo sie als Ärzte, Kaufleute, Kleinhandwerker und Krämer zumeist unbehelligt ihrer Arbeit nachgehen konnten. Landwirtschaft und Beteiligung an den Handwerkerzünften waren ihnen als Nichtchristen verwehrt. Einige wenige trieben Fernhandel mit den jüdischen Kaufmannsgilden des Nahen Ostens, was mitunter beachtliche Erträge einbrachte, aber auch mit hohen Risiken verbunden war. Durchaus gewinnbringend aber waren die Geschäfte, die ein kleiner Teil von ihnen als Geldverleiher und Bankiers betrieb – einträglich nicht zuletzt deswegen, weil diese Tätigkeiten konkurrenzlos abliefen. Christen war der Kreditverleih auf Zinsen verboten.

Doch nicht nur die Zinsforderungen an die Bürger, die sich bei ihnen verschuldet hatten, waren es, die Ärgernisse und Aversionen gegen die jüdischen Einwohner auslösten. Insbesondere auch der konfessionelle Unterschied, die fremdartig anmutenden Religionsgebräuche, dazu die Sonderstellung ihrer Familien innerhalb des städtischen Gemeinwesens und nicht zuletzt das ihnen von der Obrigkeit verordnete Erkennungsmerkmal, der spitze Judenhut, hatten sie rechtlich und gesellschaftlich in die Isolation gedrängt. Zum Vorwurf des Zinswuchers gesellten sich often oder unterschwellig noch weit gravierendere Anschuldigungen: Verrat und Mord an Christus, Ritueltötungen von Christenkindern, Hostienschändung und Zauberei. Jetzt aber in den Zeiten der Seuche trifft die Juden der alles andere in den Schatten stellende, vernichtende Vorwurf, sie trügen die Schuld an der Pest: Sie hätten mit todbringenden Gifteszenzen die Stadtbrunnen vergiftet, um der Seuche den Weg zu bereiten.

Ein absurder Vorwurf! Die Ausschreitungen gegen die jüdischen Einwohner fanden mitunter geraume Zeit, bevor die Krankheitswelle den Ort erreicht hatte, statt. Sie gingen in der Hauptsache von Bürgern und Zünften aus, der niedere Klerus hingegen hielt sich meist zurück. Die regionalen Landesherrn mit Ausnahme des Herzogs von Österreich entzogen sich vielfach ihrer Schutzpflicht für die Juden und verhielten

sich passiv Die hohe Geistlichkeit hingegen war eher judenfreundlich. So versuchte Papst Clemens VI. durch das Verbot, Juden ohne Gerichtsurteil hinzurichten, spontane Gewaltausbrüche zu verhindern. Doch nur innerhalb der Mauern seiner Residenzstadt Avignon konnte er den Burgfrieden sichern, in der umliegenden Landschaft tobte das Pestpogrom.

Von Südfrankreich wie von Oberitalien schob sich die Pest seit dem Sommer 1348 über die Alpenpässe und dem Oberrheintal nach Südwestdeutschland vor, erreichte im Winter 1349 Konstanz, drang weiter nach Colmar und hielt am 8. Juli 1349 Einzug in Straßburg. Dort war es vor dem Hintergrund des nahenden Infernos bereits im Januar zu dramatischen Szenen gekommen. Die dort ansässigen Juden, es dürften mehr als zweitausend gewesen sein, fühlten sich von einem Teil der Bürgerschaft an Leib und Leben bedroht. Angesichts der heranziehenden Seuche hatten die Zünfte und einfachen Bürger die jüdischen Einwohner der Brunnenvergiftung bezichtigt und forderten offen ihre Verbrennung. Ein für alle lesbar in Deutsch abgefasster Schutzbrief König Karls IV (1316–1378, seit 1355 Deutscher Kaiser). in dem er ihnen erst vor kurzem (am 25. November 1347), gegen Zahlung eines Schutzgelds von jährlich 60 Mark Silber (ca. 10000 Euro) das Fortbestehen ihrer Rechte und Freiheiten zugesichert hatte, findet in der gegenwärtigen Lage keine Beachtung mehr. Der Text ist uns urkundlich erhalten:

„Wir Karl von gots gnaden Römischer kunig ze allen zeiten merer des richs und kunig ze Beheim tun kunt allen den, die disen brief sehent, hornt oder lesent, daz wir die juden, die ze Strazburg gesessen sint in unser besunder gnade, schirm, fride und geleite in der stat zu Strazburg und in dem lande beyde, ir leib und ir gut genomen hant und nement nu und darnach...Wir wellent auch, daz die selben juden von Strazburg blibent in allen den rechten, freiheit und gewonheit, als sie har komen sint...und allerhande gecrenckenisse von uns, unseren nachkommen und von allen unseren pflegern...so heissent wir allewegen und wellent die meistere und den rat ze Strazburg, daz sie die juden darfur schirment... (Urkundenbuch der Stadt Straßburg Nr. 154, S. 148).“

Die Entscheidung über die Zukunft des Straßburger Ghettos steht auf der Kippe. Um diese Zeit ist der Rat der Stadt mit 25 Sitzen mehrheitlich von den judenfeindlichen Zunfthandwerkern besetzt, während auf die Adeligen und Kaufleute, die eher zur Zurückhaltung neigen, nur

insgesamt 22 Sitze kommen. Doch die Exekutive, vertreten durch die beiden Stettmeister (Bürgermeister) und den „Ammeister“ (Ratsvorsitzenden), stimmt – in Einvernehmen mit einem Teil der Patrizier – für die Sache der Bedrohten: Als faktischer Judenherr, so der damalige Ratsvorsitzende Peter Swarber, habe die Stadt die Pflicht, die Juden zu schützen, zumal sie für diesen Schutz eine beträchtliche Summe (die städtische Aufenthaltssteuer betrug 500 Mark Silber, d. h. ca. 80000 Euro) als Gegenleistung ausbrächten. Eine Schwächung der Stadt bedeute auch eine Schwächung des Patriziats, das für die Betreibung des Fernhandels auf geregelte politische Verhältnisse und eine gesunde städtische Wirtschaft angewiesen sei. Gerade die Juden spielten hierbei eine wichtige Rolle: bei größeren Investitionen sei man von ihren Krediten abhängig, sie sorgten durch ihre überregionale Tätigkeit als Bankiers für eine positive Handelsbilanz Straßburgs und füllten überdies mit ihren Steuerleistungen die Stadtkasse. Es gebe also genügend Gründe, am Judenschutz festzuhalten (zu den Ausführungen vgl. <https://de.m.wikipedia.org/wiki/judenpogrom>).

Doch seine Argumente stoßen auf taube Ohren. Die Atmosphäre ist bereits so vergiftet, dass ein gewaltsamer Konflikt nunmehr unvermeidbar wird. Am 9. Februar marschieren die Handwerker, nach Zünften geordnet, unter Waffen vor dem Münster auf und fordern die Absetzung der Stadtregierung. Ein erster Versuch wird abgewiesen, erst ein zweiter Anlauf gelingt. Zusammen mit den Vornehmsten unter den Rittern, den Dienstleuten und der Mehrheit der Bürger zwingen die Zunftvorstände die beiden Stettmeister, ihr Amt umgehend niederzulegen. Der verhasste Peter Swarber wird verbannt, sein Vermögen eingezogen. Man wählt einen neuen Rat, in dem nunmehr ein Zunftmeister (bezeugt ist ein „Betscholt der metziger“) den Vorsitz führt. Damit ist das letzte Hindernis auf dem Weg zur Judenvernichtung beseitigt:

„Am Samstag auf St. Valentin (14. Februar) verbrannte man die Juden in ihrem Kirchhof auf einem hölzernen Gerüst. Es waren ihrer 2000. Welche sich wollten taufen lassen, die ließ man am Leben. Es wurden auch viele Kinder aus dem Feuer genommen, um ihrer Mütter und Väter willen, die getauft wurden. Was man den Juden schuldig gewesen war, das war alles wett, und es wurden alle Pfänder und Schuldbriefe zurückgegeben. Das bare Geld aber nahm der Rat und teilte es unter alle Zünfte nach ihrem Verhältnis. Das Geld war aber auch die Ursache, dass

die Juden getötet wurden. Wären sie arm und die Landesherrn ihnen nichts schuldig gewesen, so wären sie nicht verbrannt worden... (Aus der Straßburger Chronik des Jakob Twinger zum Jahr 1349, Leipzig 1871, S. 763)“.

Von Straßburg aus greifen die Pogrome auf das Rheinland über. Die jüdischen Gemeinden in den Städten Speyer, Worms, Mainz, Koblenz, Köln (23. / 24. August 1349), Brüssel und Trier werden vernichtet. Bei den Massakern in Nürnberg am 5. Dezember sterben mindestens 560 Menschen. In Königsberg kommt es noch im Februar 1351 zu einem letzten Anschwellen der Exzesse. Alles in allem waren die Opferzahlen enorm. Von den etwa 90000 Juden, die Anfang 1348 in den deutschsprachigen Ländern gelebt hatten, überstand kaum ein Drittel die Verfolgungen. Die Pestpogrome des 14. Jahrhunderts blieben über



Judenmord in deutschen Städten 1349 (zeitgenössischer Holzschnitt)

Jahrhunderte der größte Judenmord in der Geschichte Europas. Erst der Holocaust des 20. Jahrhunderts sollte diesen in kaum vorstellbarem Ausmaß in den Schatten stellen.

!351 ebbt auch die Wucht der Pestpandemie ab. Kleinere Auslaufwellen finden wir regional begrenzt bis 1383, spätere Schübe ängstigen die Bevölkerung noch bis in die Neuzeit hinein. Erst dem medizinischen Fortschritt der jüngsten Zeit gelingt es, mit der Entdeckung des Erregers (1894), der Auffindung seines Verbreitungsweges (1914) und der Entwicklung wirksamer Behandlungsmittel (1946) den Schrecken der Pest ein für allemal zu brechen.

Frühe Neuzeit

Anno 1633 January

6. dito Soffina Grötschin, den 23. dito Anntony
Kriegl, den 24. dito Agata Ruezin, den 25.
dito Margreta Zwinkhin, den 28. dito
Hansen Vischer, den 28. dito her
Primus Cristeiner pfarer allhie,
den 31. dito Sebastio Rieger
February
Den 5. dito Gallen Glögl, den 11. dito Susana
Herlin, den 16. dito, Anna Plaikhnerin,
den 17. dito Anna Krieglin, dito Ursula
Ludwigin, dito Margretha, ux(or) Caspar Guet,
18. dito Brigatha Glöglin, dito 20. Magathalena,
ux(or) Jacob Glögl, 21. dito Cristoff Ederla, schneider,
23. dito Caspar Guet, dito [ux(or)] Magdalena, ux(or)
Caspar Ederla, schneider, 26. dito Maria
Samwöberin

(Auszug aus den Sterbematrikeln der Pfarrei Oberammergau fol. 200r–201r im Archiv des Erzbistums München und Freising).

Die Einsichtnahme in das Totenregister der Pfarrei Oberammergau im heutigen Oberbayern macht betroffen. Allein die hier vermerkten Todesfälle zweier Monate zeichnen das erschütternde Bild einer tödlichen Katastrophe, die unvermittelt über das entlegene Bergdorf hereingebro-

chen sein muss. Die weiteren Aufzeichnungen machen es deutlich: Eine offenbar lebensbedrohliche Krankheitswelle überflutete mit ungeahnter Wucht vom Oktober 1632 bis Oktober 1633 den idyllischen Gebirgsort. Das Totenbuch hält die Zahl der Verstorbenen minutiös fest. Demnach folgen für das Jahr 1633 auf die oben angeführten 7 Personen vom Januar und 13 vom Februar noch 20 Verstorbene vom März, 13 vom April, 7 vom Mai, 4 vom Juni, 1 vom Juli, 2 vom August und 2 vom Oktober. Vorausgegangen für das Jahr 1632 sind 1 Todesfall vom Oktober, 4 Fälle vom November und 6 vom Dezember, in summa 80 erwachsene Personen. Nicht eingerechnet ist die Zahl der im Zusammenhang mit der Krankheit verstorbenen Kinder (üblicherweise unter *infans*, bzw. *puer* oder *puella* geführt), über die einschlägige Registerangaben fehlen. Als Krankheitsursache gilt der Überlieferung nach eine nicht näher definierte Variante der Pest. Doch sind hierzu berechnete Zweifel angemeldet, da aus den spärlichen, uns mitgeteilten Symptomen (Fieber und Kopfweg) keine gesicherte Diagnose abgeleitet werden kann.

Von den Erwachsenen ereilte der Seuchentod Menschen jeden Alters und Standes, darunter auch die beiden Ortpfarrer Primus Cristeiner und Marcellus Fatiga, die beide wohl ihren Versehpflichten durch Ansteckung am Bett der Sterbenden zum Opfer fielen (28. Januar bzw. 19. März 1633). Insgesamt ist von den geschätzten 800 erwachsenen Ortseinwohnern nach den Pfarraufzeichnungen während der Seuchenmonate nicht weniger als ein Zehntel ums Leben gekommen.

Dass gerade das Jahr 1633 für Gemeinde zum Katastrophenjahr geworden war, erklärt sich nicht zuletzt aus der politischen Lage in Mitteleuropa. Bereits seit 1618 tobt in Deutschland die Furie des Dreißigjährigen Krieges, die ganze Landstriche verwüstet und entvölkert. Im Pestjahr 1633 befinden wir uns schon im 15. Jahr dieses mörderischen Krieges. Ein baldiges Ende ist nicht abzusehen..

Im Gegenteil! Durch das Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav Adolf in den Kriegsverlauf im Sommer 1630 bahnt sich weitere Verschärfung der Kriegslage an. Die Siege der Schweden über den bayerischen Feldherrn Tilly bei Breitenfeld (1631) und Rain am Lech (1632) lenken jetzt das Kampfgeschehen in die bislang vom Krieg noch unberührten Regionen im äußersten Süden des Landes. Von München aus, wo der Schwedenkönig im Mai 1632 Quartier nimmt – die Stadt selbst hatte

sich durch horrende Kontributionszahlungen von Übergriffen freikaufen können – durchstreift die beutegieriger Soldateska mordend und sengend das schutzlose Oberland. So erscheint im Frühsommer ein Trupp schwer bewaffneter Reiter vor der Benediktbeuern, wo man reiche Klosterschätze vermutete. Eine von den Klosterbauern rasch aufgeworfene Barrikade über den Loisachhöhen (noch heute befinden sich nahe dem Weiler Edenhofen Reste dieser „Schwedenschanze“) hatte ihr Vordringen nicht aufhalten können, da die schlecht bewaffneten Verteidiger bereits auf die Kunde vom Herannahen der Feinde hin Hals über Kopf die Flucht ergriffen. Der Erfolg des schwedischen Beutezugs war allerdings gering. Abt und Konvent hatten sich unter Mitnahme des Klosterschatzes rechtzeitig in den Bergen in Sicherheit bringen können. Der als einziger zurückgebliebene Klosterinsasse, der Benediktinerpater Simon Speer, wurde von den Plünderern aufs grausamste zu Tode gemartert. Sein Epitaph befindet sich heute am Boden der St. Michaelskirche zu Kochel.

Doch auch der Abzug der Schweden aus München und der Tod Gustav Adolfs auf dem Schlachtfeld bei Lützen (16. November 1632) bringen keine dauerhafte Entspannung. Während der nächsten zwei Jahre überfallen immer wieder marodierende Soldaten aus wechselnden Kriegsparteien die Dörfer des Alpenvorlands. In ihrem Gefolge gelangt dann wohl auch die Pest in die geplünderten Siedlungen. Erst nach dem Sieg der mit Kurfürst Maximilian verbündeten Kaiserlichen bei Nördlingen am 5. und 6. November 1634 tritt für die nächsten zwölf Jahre im Oberland Ruhe ein. Aber da ist auch in Oberammergau die Pestwelle bereits abgeklungen.

Neben den Sterbeaufzeichnungen über die Pestjahre, denen eine hohe Authentizität zukommt, besitzen wir noch ein zweites Dokument zu den Ereignissen der Pestzeit. Es ist ein Auszug aus einer heute verschollenen Dorfchronik über den Zeitraum von 1484 bis 1733. Der heute verschollene Text lag dem bekannten Oberammergauer Dorfchronisten, Pfarrer Joseph Aloys Daisenberger, wie er versichert, noch ungekürzt im Original vor. In seinem 1851 erschienenen Aufsatz „Erster Bericht über das Passionsspiel zu Oberammergau im Jahre 1850“ zitiert er daraus den Abschnitt, der die Jahre 1631 bis 1633 betrifft:

„Anno 1631. Wegen dem noch fortdauernden Schwedischen Krieg, theuren Zeiten, und Kriegs-Unruhen haben die Krankheiten so-

wohl in Bayern als Schwaben eingerissen, so ist auch Allhier allenthalben ein hitziges Fieber oder Kopfweh entstanden, daß sehr Viele Leuth daran gestorben sind.“

„Anno 1632 hat abermals der wilde Kopfwehe eingerissen, daß die Leuthe ganz unwissend fadenackend vom Beethe gesprungen, sind wieder viele Leuthe gestorben.“

„Anno 1633 hat die Pest aller Orte eingerissen, daß man Vermeint hat, die Leute gehen alle darauf. Dann in der Pfarr Kollgrub sind die Leuthe dermassen ausgestorben, daß nur 2 Paar Ehefolk anzutreffen gewesen, eines theils aus einem Hauß ist der Mann oder daß Weib gestorben, oder etliche Häußer gar ausgestorben, auch in Eschenlocher Pfarr, in denn Oberland sind erschrockhlich Viele Leuthe gestorben. Das Allhiesige Dorf hat mann mit der fleißigen Wacht erhalten, daß nichts ist hereinkommen, obwohlen die Leuthe allenthalben gestorben sind, bis auf unsern Kirchtage, da ist ein Mann Von hier, mit Nahmen Kaspar Schischler bey den Mayr in Eschenlohe Sommermader geweßen, dieser hat bey sich beschloßen, er wolle nach Hauß in die Kirchnacht gehen um einmahl zu sehen, was sein Weib und seine Kinder thun, so ist er über den Berg herum [wohl über den Schwaiger Sattel zwischen Aufacker und Laber] gegangen, und hinten herein, weil da kein Wacht gewesen, und sein Haus zunächst an der Lainen gestanden, so jetzt der Valentin Eyerl haußet, so ist er schon am Montag nach der Kirchweihe eine Leich geweßen, weil er ein Pestzeichen an sich mit ihm herumgetragen. – Alsdann sind von selbigen Montag biß auf Simon und Judae Abend allhier 84 Persohnen gestorben; in diesen Leydweßen sind die Gemeinds-Leuthe Sechs und Zwölf zusammen gekommen, und haben die Pasion-Tragedie alle 10 Jahre zu halten Verlobet, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben. Obwohlen noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an Ihnen hatten. Alsdann ist diese Tragedie von 1634 gehalten worden bis auf 1680, damals hat mann sie auf 10 Jahr Verlegt, und ist darnach allzeit also gehalten worden.“

Der vermutlich erst 1733 niedergeschriebene Text – auch stilistische Merkmale legen das Datum nahe – wirft diverse Fragen auf, die zum Teil an seiner Authentizität zweifeln lassen. Ungeklärt ist zunächst die Frage nach der Informationsquelle zu den hier bekundeten Geschehnissen der Pestjahre 1631 bis 1633, zumal ihre Protokollierung erst 100



Das Oberammergauer Pestgelübde von 1633 (Giebfresko am Heinzeller – Haus, Oberammergau, Dorfstraße 18) von Karl Gries, 1959

Jahre später erfolgte. Ob die einschlägigen Angaben aus mündlicher Überlieferung oder aus älteren schriftlichen Quellen stammen, muss dabei offen bleiben. Lösbar dagegen ist das Problem der chronologischen Einordnung der Sterbefälle. Dass vom Montag nach Kirchweihsonntag (= Sonntag vor Michaeli am 29. September) Anno 1633 bis Simon und Judä (28. Oktober) des gleichen Jahres volle 84 Erwachsene der Pestseuche zum Opfer fielen, ist zunächst wenig glaubhaft. Erst die Rückdatierung des Einschleppungsdatums der Seuche von Kirchweih 1633 auf Kirchweih 1632 erbringt eine plausible Lösung, die auch mit den Zeitangaben des Sterbecbuchs korrespondiert. Ungeklärt bleibt jedoch die in der Chronik um 4 Personen erhöhte Fallzahl (84 statt der in den Matrikeln angegebenen 80 Sterbefälle), ebenso umgekehrt das Fehlen des Infektüberträgers Kaspar Schischler (Schisler), der laut Chronik als

einer der ersten verstorben sein soll, in den Namenslisten der Sterbematrizen. Die Datierung der Passionsaufführungen gemäß dem Gelübde von 1633 muss man sich folgendermaßen vorstellen: Nach einer ersten Aufführung ein Jahr nach dem Versprechen (= 1634) folgten in jeweils 10jährigem Abstand bis 1674 vier weitere Aufführungen, schließlich nach Verlegung des 5. Passionsspiels auf 1680 wurden die Spiele im Rhythmus der vollen Zehner-Jahrzahl bis in die Gegenwart fortgesetzt.

Für das Spielgelübde (-gelöbnis) selbst steht in Oberammergau ungeachtet anderer Deutungen der religiöse Bezug im Vordergrund. Aus lexikalischer Sicht bedeutet Gelübde ja zunächst nichts anderes als das feierliche Versprechen, dem Begünstigten eine Gabe oder Leistung darzubieten, oft verbunden mit dem Wunsch nach einer Gegengabe oder Gegenleistung. Die Römer hatten für diese Opfermotivation das treffende Wort *do, ut des* „ich gebe, damit du mir wiedergibst“, d. h. der Opfernde erwartete aus dem Vollzug des Opfers die Erfüllung seiner Bitte. Das Oberammergauer Pestgelübde, abgeleitet in höchster Not, zielt jedoch nicht auf eine Gegenforderung, es ist Ausdruck des unerschütterlichen Vertrauens, dass der barmherzige Gott durch die Passion seines Sohnes den Menschen aus der leidvollen Passion seines Erdenlebens mit all seiner schmerzlichen Todespein erretten werde. Dieses Vertrauen entspringt der dreifachen Kraft von Glauben, Liebe und Hoffnung. Vor diesem Hintergrund hat Christian Stückl in seinem Spiel vom Oberammergauer Passionsgelöbnis, aufgeführt Sommer 2019 im Passionstheater, den Sieg dieser Tugenden über Angst, Not und Zweifel in bewegenden Bildern in Szene gesetzt.

Die Hoffnung des Gelöbnisses von 1633 erfüllte sich, die Pestgefahr war abgewehrt. Die Spiele wurden in ihrer 400-jährigen Geschichte insgesamt nur zweimal ersatzlos annulliert und mussten im Ganzen dreimal verschoben werden. 1770 fielen sie einem staatlichen Generalverbot zum Opfer, 1940 dem Zweiten Weltkrieg. Verschoben wurden sie wegen eines obrigkeitlichen Verbots für 1810 auf 1811, ferner unter den Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs von 1920 auf 1922 und – aktuell – wegen der Coronapandemie von 2020 auf 2022.

Ist es nicht geradezu eine Pervertierung des Motivgedankens, wenn ein Gelübde, das zur Abwehr einer Krankheit geschworen wurde, umgekehrt als Folge einer Krankheitsbedrohung nicht eingelöst werden kann?

In den Epidemien und Pandemien vergangener Zeiten dominierte die Ohnmacht, die Abwehrmaßnahmen, soweit solche ergriffen wurden, blieben gar allzu oft wirkungslos. Die moderne Forschung hat manche Fortschritte erbracht, aber nicht alle Gefahren gebannt. Die Geschichte der epidemischen Katastrophen ist wechselhaft und erschreckend. Ihre wiederkehrende Bedrohung ist für die Menschheit noch längst nicht zu Ende.

Quellen

- Thukydides, Der Peloponnesische Krieg, Buch II, K. 47–54
(Übersetzung: J. Feix, in: Goldmanns Gelbe Taschenbücher, München, 1959)
- Titus Lucretius Carus, De rerum natura „Von der Natur der Dinge“, Buch VI, v.
1138–1286
(Übersetzung: K. Büchner, in: Reclam, zweisprachige Ausgabe, Stuttgart 2020)
- Prokopios von Caesarea, Perserkriege, Buch II, K. 22–23
(Übersetzung: O. Veh, in: Tusculum, zweisprachige Ausgabe, München 1970)
- Giovanni Boccaccio, Decameron, Roma 2020 (9. Auflage)
(Übersetzung aus www. zeno. Org..> Dekameron)

Literatur

- Klaus Bergdolt, Der Schwarze Tod in Europa, München 2017 (4. Auflage)
- Ludwig Bernlochner u. andere, Katastrophen verändern das Leben der Menschen, in :
Geschichte für Bayern 7, S.106–108, Klett - Verlag, Stuttgart / Wien 1992
- Josef Bauer, Die Pest in Oberammergau, in: Lech-Isar-Land 1938, S. 186–187
- Joseph Aloys Daisenberger, Erster Bericht über das Passionsspiel zu Oberammergau im
Jahre 1850, in: Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums
München und Freysing (Hsg. M. v. Deutinger), Bd. 2, 1851, 457–482 (= Sonder-
druck „Das Passionsspiel in Oberammergau“, München 1851, Hsg. M. v. Deutin-
ger, S. 57 ff.)
- Ariadne Engelbrecht, Die Justinianische Pest 541–544, Norderstedt (Grin Verlag), 2011
- Siegfried Lauffer, Abriss der antiken Geschichte, München 1964 (2. Auflage)
- Erwin Naimer, „...und haben die Pasions-Tragedie alle zehn Jahre zu halten Verlobet...“
Die Oberammergauer „Pestmatrikel“ und das Passionsspiel, in: Beiträge zur altbaye-
rischen Kirchengeschichte, Bd. 44, 1999, S. 42–59
- Die Pest, Leben und Sterben im Mittelalter in: Geopoche Nr. 75 (2015) mit Beiträgen
von Ralf Berhorst (Der unsichtbare Feind), Marion Hombach (Jemand muss bü-
ßen), Irene Stratenwerth (Die Brüder des Schmerzes), Andreas Sedlmair (Das große
Sterben) und anderen
- Die Pest, Das Spiel vom Oberammergauer Passionsgelöbnis 2019, Theaterprospekt hsg. v.
Eigenbetrieb Oberammergauer Kultur
- Angelika Winterer, Das Gelübde und die „Gründungsurkunde“ des Oberammergauer
Passionsspiels, Erzdiözese München und Freising 2020

Die Cholera-Epidemie in Mittenwald im Jahre 1836

„Maria Hornsteiner, 30 Jahre alt, seit 4 Jahren verheiratet mit einem Holzarbeiter, Mutter von 4 Kindern, erlitt niemals eine schwere Krankheit, war aber öfters heftigen Kopfschmerzen ausgesetzt. Blutegelsetzen habe ihr immer für einige Zeit Erleichterung verschafft.

Sie beschäftigte sich größtenteils mit Nähen. Ihre und ihres Mannes Hände sicherten ihnen kaum die nötigen Bedürfnisse und spärliche Nahrung, welche hauptsächlich aus Kartoffeln, schlechtem Kaffee und Brei aus Türkenmehl bestand. Ihr Häuschen steht auf dem Gries, einem Ortsteil des Marktes Mittenwald, der von der Cholera arg mitgenommen wurde.

Am 5. Oktober 1836 befand sich Maria Hornsteiner noch ganz wohl; aß morgens eine Wassersuppe und besorgte vormittags ihre häuslichen Geschäfte. Mittags nahm sie sich nicht die Zeit zu kochen und trank nur eine halbe Maß altes Bier, ging dann sogleich auf das Feld, um Kartoffeln auszugraben. Das Wetter war schön, aber heftige Südwinde wehten den ganzen Tag.

Abends 6 Uhr ging sie vom Feld nach Hause, kochte für sich und die Kinder Mehlnockerln, legte sich wegen großer Müdigkeit bald ins Bett. Gegen 10 Uhr weckte sie ein leichtes Grimmen und Gurren im Leib aus dem Schlaf. Dieses wurde schlimmer, Durchfall und heftiger Brechreiz kamen dazu und sie schickte gegen 12 Uhr nachts nach dem Arzt. Dieser verordnete, da ihr Puls noch voll und kräftig war, zunächst ein Brechmittel. Gegen 4 Uhr morgens stellten sich heftige Krämpfe in den oberen und unteren Extremitäten ein und brachten die Patientin öfters zum Schreien; Angst und drückender Schmerz in der Herzgrube kamen dazu; der Durst wurde fast unauslöschlich.

Gegen 5 Uhr wurde die Kranke ruhig und still. Beim Besuch des Arztes um 6 ½ war bereits das paralytische Stadium der Cholera eingetreten; die Augen waren tief in ihre Höhlen zurückgesunken, nach oben gekehrt, Nase, Lippen und Ohren kalt, ins Blaue spielend, die Extremitäten marmorkalt,

die Finger gerunzelt, an den Spitzen stark abgeplattet, die Nägel blau. Nur durch starkes Rütteln und Besprengen mit kaltem Wasser konnte sie für Augenblicke aus ihrem asphyktischen Zustand geweckt werden. Auf Verlangen konnte sie noch die Zunge herausstrecken, die eiskalt war. Auf Fragen zu antworten, versagte ihr die Stimme. Sie erhielt ein Pulver aus Calomel [ein Quecksilberpräparat], fiel aber sogleich wieder in den Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte. Morgens um 8 Uhr, 10 Stunden nach den ersten Anzeichen, verschied die Kranke.“¹

Nach dem Sterbebuch der Marktgemeinde Mittenwald von 1836² lebte Maria Anna Hornsteiner bis zu ihrem Tod im Anwesen mit der Nr. 161 (spätere Hs. Nr. 245, heute Stainergasse 21).³



„Mittenwald an der Isar“, Lithographie von Huber nach einer Zeichnung von Pfetten, um 1846. Westansicht des Marktes gegen das Karwendelgebirge, unten im Bild der Ortsteil Gries mit der heutigen Stainergasse. Repro Werdenfelser Stiche-Chronik, Band 1, Garmisch-Partenkirchen 1980.

Der Krankenbericht wurde am 8. Oktober 1836 vom behandelnden Arzt Dr. Berger verfasst. Dieser war einer von zehn jungen Ärzten, die von der königlichen Regierung in München sofort nach Bekannt-

werden der Seuche nach Mittenwald beordert worden waren, um die hier bayernweit erstmals auftretende Cholera-Seuche zu bekämpfen. Die Koordination dieses Ärzteteams vor Ort lag bei dem ärztlichen Regierungs-Kommissär Dr. med. Karl Pfeufer. Zusammen mit dem örtlichen Arzt Dr. Dall Armi standen damit zwölf Ärzte in Mittenwald im Einsatz.

Die Medizin wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, woher oder wodurch die Cholera hervorgerufen wird. Der Erreger dieser schweren bakteriellen Infektionskrankheit, nämlich das Cholera-Bakterium *Vibrio cholerae*, wurde erst 1854 entdeckt; die Übertragung erfolgt meist über verunreinigtes Trinkwasser oder kontaminierte Nahrungsmittel.⁴ Pfeufer fasste seine Eindrücke und Erkenntnisse in einem sehr ausführlichen, 1837 veröffentlichten Bericht zusammen. Er legte dabei auch großen Wert auf die Beschreibung der äußeren Umstände der Einwohner, wie Wohn- und Lebensverhältnisse sowie die Bevölkerungsentwicklung oder die Witterung, die zum Zeitpunkt der Epidemie herrschte. Späteren Forschern sollte damit ein möglichst aufschlussreiches Material zur Verfügung gestellt werden.

Mittenwald um 1835

„Mittenwald hat ein raues Klima und besteht aus etwa 200 Häusern mit 1800 Einwohnern. Die Isar aus den Tiroler Bergen verläuft außerhalb des Ortes. Mitten durch den Markt fließt ein lebhafter Bach, dessen kaltes Quellwasser trotz vielfacher Verunreinigung zum häuslichen Gebrauch verwendet wird. Zwei kleinere Bäche durchqueren den Ortsteil Gries.

Die Häuser des Marktes sind im untern Stock gemauert, im obern aus Holz, die Dächer mit Schindeln bedeckt und mit in die Straße vorspringenden Dachrinnen versehen. Die Wohnungen bestehen aus zwei Räumen übereinander, verbunden mit einer Stiege. Das untere Zimmer ist zum Aufenthalt während des Tages, das obere zum Schlafen bestimmt. Letzteres hat sehr kleine Fenster, die nur sparsam geöffnet werden.

Neben der Geigenfabrikation ist die ergiebigste Erwerbsquelle die Holzarbeit. Zur Lebenserhaltung tragen auch die schönen Bergwiesen bei, welche das beste Gras liefern. Die Heuernte ist jedes Jahr eine Art Fest für den ganzen Ort und beginnt ab dem 25. Juni. Die Leute schlafen im Heu und bereiten sich auch hier ihre einfache Kost.



***Obermarkt von Mittenwald mit Marktbach und Pfarrkirche, um 1920.
Aufnahme Willy Fleischmann, München.
Museum Werdenfels, Garmisch-Partenkirchen.***

Wie in allen Gebirgstälern besteht bei den einheimischen Leuten eine große Abneigung, ihren Geburtsort zu verlassen, was zur weiteren Verarmung der Bevölkerung führt. Nicht selten leben mehrere erwachsene Töchter einer Familie müßig zu Hause.

Außer dem Holz sind alle Lebensbedürfnisse teuer. Die tägliche Nahrung besteht aus einem Mus aus Getreide, vor allem aus Weizen oder türkischem Weizen [Mais], mit sehr viel Schmalz zubereitet, dazu Kartoffeln, viel Salat, welcher statt Essig mit saurer Molken angerichtet wird, sowie Bohnen und Hülsenfrüchte. Fleisch wird fast gar keines genossen, selbst bei den Wohlhabenden wenig. Das Schmalz wird als Hauptnahrungsmittel angesehen und ein Arbeiter verbraucht in der Woche leicht vier Pfund. Als Getränk dient Quellwasser, gutes Bier, süße und saure Milch, leider auch der verderbliche Branntwein, der bei Männern und Frauen gleichermaßen allgemein beliebt ist.“⁵

Vor der Epidemie starben im Markt Mittenwald zwischen 1818 und 1835 im jährlichen Durchschnitt 52 Einwohner bei einer Geburtenrate von 65 Kindern im Jahr, von denen aber nur etwa 24 das erste

Lebensjahr überlebten. Jährlich fanden etwa zwölf Trauungen statt; das Alter der Braut lag bei circa 24 Jahren. Sowohl Männer als auch Frauen erreichten nicht selten ein Lebensalter zwischen 80 und 90 Jahren.

Die ersten Cholera-Fälle

Das Jahr 1836 begann mit einer im Winter 1835/1836 in Mittenwald grassierende Typhuskrankheit, von der viele Einwohner des Marktes betroffen waren.⁶ Die Witterung des Jahres 1836 war für den Ort nicht ungewöhnlich: Im Mai lag noch viel Schnee, im Juni und Juli folgten meist schöne, wenig regnerische und warme Tage.

Am 17. August 1836, zu einem Zeitpunkt, als ein großer Teil der Bevölkerung mit der Heuernte in den Bergwiesen beschäftigt war, trat ganz unerwartet im Ort der erste Cholera-Fall auf. Erkrankt war die 48 Jahre alte Elisabeth Riederer. Ihr Haus mit der Nr. 126 (neuere Hs. Nr. 190, heute Dekan-Karl-Platz 13) stand am südwestlichen Ende des Obermarktes. Sie lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen und war im fünften Monat schwanger. Für diesen Tag notierte Dr. Pfeufer „nach ziemlich schneller Veränderung des Thermometerstandes ein Donnerwetter.“ Das Auftreten der Cholera in Mittenwald war für ihn völlig unerklärlich, da die Frau nach seiner Ansicht keinerlei Kontakt zu anderen, möglicherweise an Cholera erkrankten Menschen haben konnte. Zwar habe zu dieser Zeit „im südlichen Tirol“ die Seuche geherrscht und Reisende von dort hätten die Krankheit mitbringen können, doch habe „eine Holzarbeitersfrau sehr wenig Veranlassung, sich mit solchen Reisenden zu treffen.“⁷ Elisabeth Riederer starb noch am gleichen Abend gegen 21 Uhr.

Auch beim zweiten Cholera-Fall am 18. August, von dem Johann Niggel, ein 60-jähriger Fuhrmann betroffen war – übrigens ein starker Branntweinrinker, wie Pfeufer ausdrücklich bemerkte – konnte nicht nachgewiesen werden, wo er sich angesteckt hatte. Niggels Anwesen mit der Haus-Nr. 50 (neuere Hs. Nr. 80, heute Fritz-Prölß-Platz 21) lag deutlich getrennt am nördlichen Ende des Obermarkts. Er erlag am 19. August der Krankheit.

Pfarrer Franz Xaver Otto (von 1830 bis 1837 Pfarrer in Mittenwald) führte im Sterbematrikel bei den beiden Todesfällen als Todesursache „Breachdurchfall“ an, hielt aber in einer Anmerkung fest: „Die nebenstehende und folgende Krankheiten-Benennung Brechdurchfall wurde

von den Ärzten zwar als Cholera oder asiatische Brechruhr erkannt und behandelt, jedoch hier zur Vermeidung des Schreckens also genannt.“⁸



*„Ansicht von Mittenwald mit Blick auf den Wetterstein“,
Holzstich nach Zeichnung von R. Püttner, um 1888, links die St. Nikolauskirche
am Nordende des Untermarkts, rechts die Pfarrkirche St. Peter und Paul.
Repro Werdenfelser Stiche-Chronik, Band 1, Garmisch-Partenkirchen 1980.*

In den Folgetagen kamen fünf weitere Fälle dazu. Diese ersten sieben Erkrankungen lagen alle entlang der aus Tirol kommenden Hauptstraße durch den Obermarkt und den Untermarkt. Erst der achte Fall trat im Ortsteil Gries auf.

Furcht vor der Krankheit und die Niedergeschlagenheit waren bei den Einwohnern sehr groß. *„Angst und Eckel disponiren sehr zu der Krankheit, wie auch das Beisammensein vieler Menschen in einer Krankenstube disponirt.“⁹*

Vorbeugende Maßnahmen

Dr. med. Karl Pfeufer kam am 6. September 1836, dem Zeitpunkt der höchsten Ausbreitung der Cholera in Mittenwald an. Seit drei Wochen herrschte die Seuche nun schon; sie forderte bisher 23 Leben, am

Tag seiner Ankunft allein vier. Pfeufer war sicher der richtige Arzt vor Ort. Er betrieb in München eine Arztpraxis und beschäftigte sich seit einiger Zeit intensiv mit der Erforschung dieser Krankheit (siehe auch Anhang 1).

Die Maßnahmen, die auf Pfeufers Betreiben begonnen und durchgeführt wurden, waren prophylaktisch, aber durchaus zielführend, auch im heutigen Sinn. Sogleich wurde eine Kommission gebildet, in der neben ihm der medizinische Landgerichts-Kommissär von Garmisch Dr. Einsele, der praktische Arzt von Mittenwald Dr. Dall Armi, Pfarrer Franz Xaver Otto (1793–1864), Bürgermeister Joseph Anton Hornsteiner (1777–1837) und der Marktschreiber von Mittenwald sowie mehrere, mit den

Ortsverhältnissen vertraute Bürger vertreten waren. Diese Kommission traf sich nun täglich, beriet über den jeweiligen Krankenstand und traf Vorkehrungen. Ohne Verzug wurde eine sogenannte Suppenanstalt eingerichtet, über die ärmere und kranke Personen kräftige Fleischsuppen, gutes Rindfleisch und ausgebackenes Brot erhielten. Nach wenigen Tagen gab diese Anstalt täglich über 100 Essen aus.

Zeitgleich wurden warme Strümpfe und Schuhe ausgeteilt, besonders an Kinder und das Barfuß-Gehen für jedermann verboten. Außerdem verteilte man 100 von der Regierung angelieferte wollene Decken und eine größere Anzahl von Strohsäcken. Nach Pfeufers Ansicht gab es wohl „in sehr kurzer Zeit kaum mehr einen bedürftigen Mittenwalder, der nicht ein warmes Lager besessen und jeden Tag ein kräftiges Essen gehabt hätte.“ Finanziert wurde das alles von der königlichen Staatsregierung, von einem (nicht näher benannten) Wohltäter und über freiwillige Sammlungen im Ort und im Bezirk.¹⁰



*Büste von Karl von Pfeufer an der Grabstätte
im Alten Südfriedhof in München.
Aufnahme: Verfasser 2022.*

Zur Verbesserung der Abwasserverhältnisse wurde von der Regierung in München ein weiterer Kommissär abgeordnet, welcher seinen Sitz im Landgericht in Garmisch hatte. Dieser leitete die vorgesehenen Arbeiten. Dazu gehörten die Straßenreinigung, der Bau neuer Abflussskanäle und die Reinigung der alten Abwasserrinnen. Dieser Kommissär hatte auch für die Bereitstellung eines Leichenhauses Sorge zu tragen, damit die Toten nicht, wie bisher, bis zur Beerdigung in den Häusern verbleiben mussten. Ab sofort wurden Seuchentote spätestens sechs Stunden nach ihrem Ableben von eigens bestellten Leichenträgern abgeholt und in einem provisorischen Leichenhaus aufgebahrt.¹¹

Eine weitere Neuerung betraf das Läuten der Sterbeglocke. Diese wurde (und wird) geläutet beim Tod eines Pfarrmitglieds. Die zahlreichen Seuchentoten, vor allem ab der dritten Woche, führten zu häufigem Läuten über den ganzen Tag, wodurch die Angst der Einwohner weiter geschürt wurde. Pfarrer Otto beschloss daher, während der Dauer der Epidemie die Sterbeglocke nur noch einmal am Tag zu einer bestimmten Stunde für alle Verstorbenen läuten zu lassen.¹²

Schließlich wurde eine gleichmäßige Aufteilung auf die behandelnden Ärzte vorgenommen. Dafür zerlegte man das Gemeindegebiet in zehn etwa gleichgroße Teile mit etwa 20 Häusern, die auf die zehn Ärzte verteilt wurden. Die Oberleitung behielt Pfeufer, der bei Bedarf einen Kollegen unterstütze. Da Mittenwald keine eigene Apotheke besaß, wurde von der Regierung ein „mobiler“ Apotheker geschickt. Über jeden Cholera-Fall musste der behandelnde Arzt genau berichten und einen ausführlichen Krankenbericht erstellen.¹³

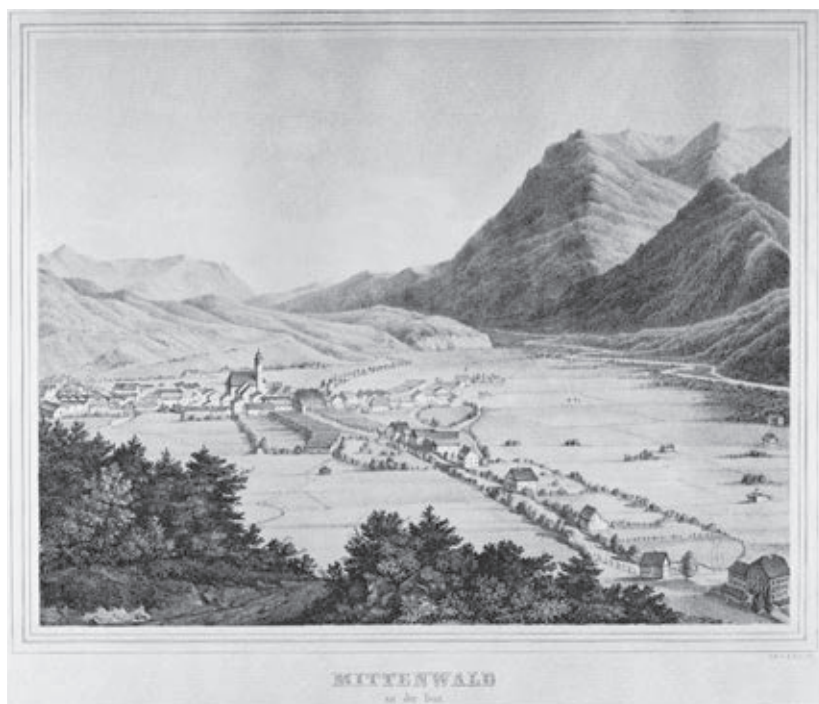


*Friedhof Mittenwald mit Blick zum Karwendel, um 1920. Das Kruzifix wurde 1875 aufgestellt, das Leichenhaus dahinter 1842 erbaut.
Aufnahme:
Willy Fleischmann, München.
Museum Werdenfels,
Garmisch-Partenkirchen.*

Schon nach kurzer Zeit stellte Pfeufer befriedigt fest, dass die Maßnahmen in der Bevölkerung Wirkung zeigten. *„An Stelle der dumpfen Trostlosigkeit, welche vorher bei der ringsum drohenden Todesgefahr alle Gemüter niedergedrückt hatte, trat ein Zustand von Vertrauen und Beruhigung ein...“*¹⁴

Ausbreitung der Epidemie

Die Epidemie dauerte insgesamt elf Wochen und begann, wie schon erwähnt am 17. August 1836. In den ersten beiden Wochen blieb sie noch weitgehend auf den Ober- und Untermarkt beschränkt, breitete sich dann aber ab der dritten Woche schlagartig auch im Ortsteil Gries



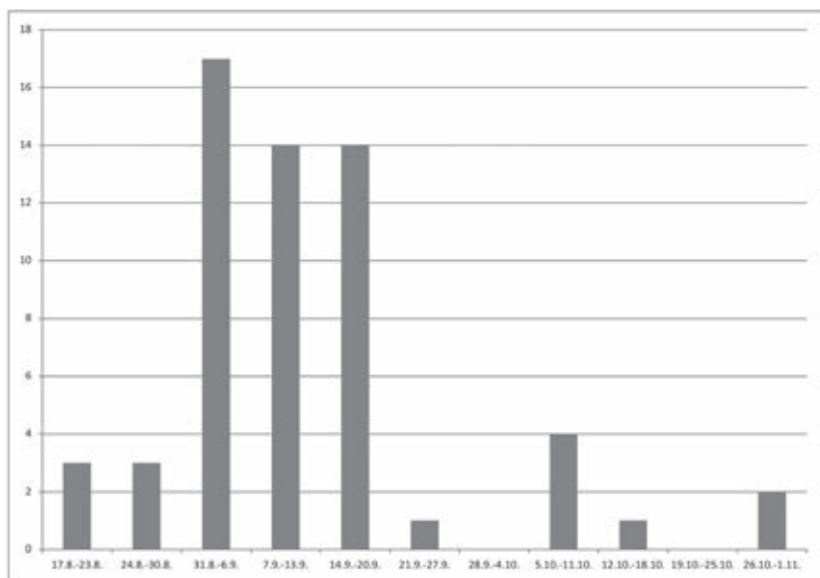
*„Mittenwald an der Isar“ um 1850. Lithographie, gedruckt bei A. Dressely.
Gut zu erkennen sind die einzeln stehenden Anwesen südlich des Marktes
am heutigen Mühlenweg.*

Repro Werdenfelser Stiche-Chronik, Band 2, Garmisch-Partenkirchen 1981.

aus und erreichte in dieser, in der vierten und in der fünften Woche ihren Höhepunkt. Ab der sechsten Woche gingen die Erkrankungs- und Todeszahlen deutlich zurück und beschränkten sich in der siebten Woche auf drei neue Infektionen ohne Todesfolge. Der Obermarkt und der Untermarkt blieben gegen Ende der Epidemie von Neuerkrankungen weitgehend verschont. In der achten Woche stiegen die Zahlen nochmals leicht an. Die neunte bis elfte Woche forderte dann nochmals drei Todesopfer, das letzte am 31. Oktober (Grafik 1).

Von der Epidemie verschont blieben die einzeln stehenden Anwesen beim Isarübergang im Süden des Marktes (bei der heutigen Innsbrucker Straße), entlang des Mühlbaches (heutiger Mühlenweg) sowie der äußerste südwestliche Ortsteil (heute Elmauer Weg und Lauterseeweg).

Da Pfeufer eine Abhängigkeit der Cholera-Erkrankungen vom Wetter nicht ausschloss, stellte er eine Tabelle mit den Wetterberichten, den Frühtemperaturen und den Erkrankungen auf, bezogen auf die elf Epidemie Wochen (siehe Tabelle 1).¹⁵ Ein Zusammenhang lässt sich natürlich nicht erkennen.



Grafik 1: Anzahl der Todesopfer, verteilt auf die elf Wochen der Epidemie in Mittenwald

Epidemie Zeitpunkt	Wetterbericht	Durchschn. Frühtemperatur	Cholera-Erkrankungen
1. Woche 17.8.–23.8.	Wetter überwiegend bewölkt und regnerisch, kühl	10,8° C	6
2. Woche 24.8.–30.8.	Wetter überwiegend bewölkt und regnerisch	13,6° C	13
3. Woche 31.8.–6.9.	Wetter schön, gegen Ende der Woche starker Föhn, danach Wetterumschlag und Schnee in den Bergen	12,5° C	43
4. Woche 7.9.–13.9.	Wetter trüb und regnerisch, sehr kühl, in den Bergen Schnee	5,6° C	47
5. Woche 14.9.–20.9.	Wetter trüb und regnerisch, sehr kühl, in den Bergen Schnee	5,5° C	17
6. Woche 21.9.–27.9.	Wetter überwiegend trüb und regnerisch, gegen Ende Föhn	6,5° C	6
7. Woche 28.9.–4.10.	Wetter fast durchgehend Föhn, zum Teil heftig	8° C	3
8. Woche 5.10.–11.10.	Fast die ganze Woche Föhn, gegen Ende ein Tag Regen, dann schönes und warmes Herbstwetter	8,5° C	2
9. Woche 12.10.–18.10.	Überwiegend schönes Herbstwetter, herbstlich kühl	7° C	1
10. Woche 19.10.–25.10.	Wechselhaftes, aber meist recht kühles Wetter	2,6° C	2
11. Woche 26.10.–1.11.	Durchgehend trübes kaltes Wetter mit Schneefall	–0,75° C	5

Tabelle 1: Witterung während der Epidemie und Cholera-Erkrankungen, nach Dr. med. Karl Pfeufer

Insgesamt erkrankten an den 75 Tagen der Epidemie 145 Personen, davon 82 weibliche und 63 männliche. 59 Personen starben an der Krankheit, nämlich 56 Mittenwalder, ein Krüner, eine Bäuerin aus Klais und ein 60-jähriger Lumpensammler aus Dettenschwang bei Landsberg, der sich während der Epidemie zufällig in Mittenwald aufhielt.¹⁶ Am Anfang der Epidemie starben viele Leute innerhalb kurzer Zeit, zum Teil innerhalb von 4–5 Stunden, die meisten jedoch innerhalb von 24 Stunden. Vier Todesopfer in Mittenwald, die in Folge einer überstandenen Cholera-Erkrankung anschließend an Auszehrung und Entkräftung (Marasmus) starben, wurden von Pfeufer in die Gesamtzahl der Choleratoten eingerechnet.

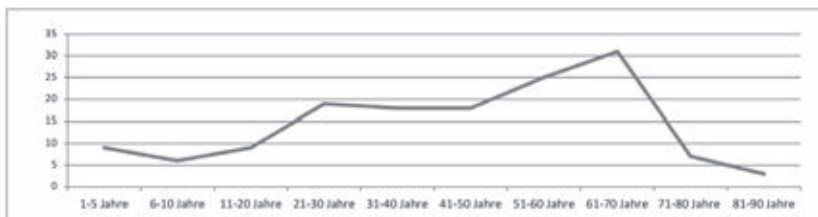


„Kubhirt aus Mittenwalder, Oberbaiern“,
Holzstich von C. Rickelt.
Repro Werdenfeller Stiche-Chronik,
Band 1, Garmisch-Partenkirchen 1980.

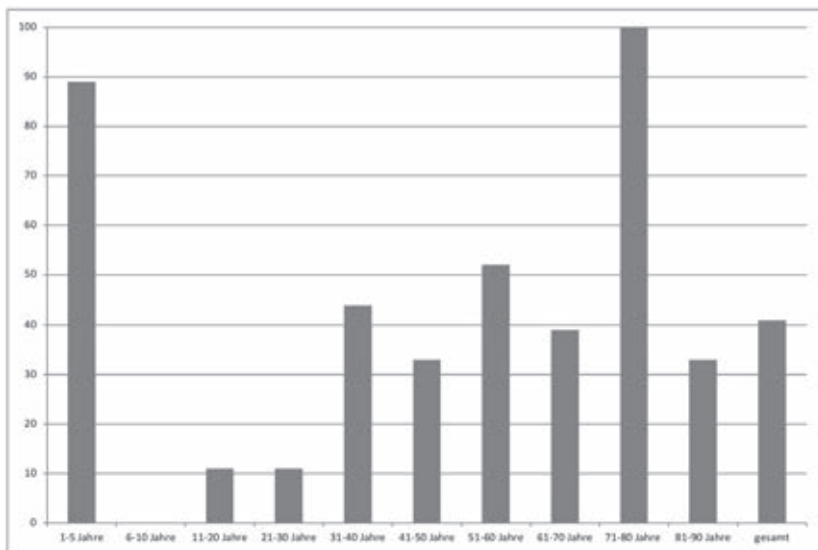
Die meisten Opfer forderte die Krankheit bei den ärmeren oder weniger bemittelten Einwohnern, von den wohlhabenderen wurden nur wenige befallen, darunter am 18. September der 52 Jahre alte Marktdiener Johann Petschacher.¹⁷ Von den Beamten im Ort erkrankte keiner, auch kein Geistlicher oder Mautbeamter, ebenso wenig ein Arzt oder einer der Totengräber. Die zahlenmäßig am stärksten betroffene Altersgruppe waren die 61 bis 70-Jährigen (Grafik 2).

Der tödliche Ausgang der Krankheit hing mit dem Lebensalter zusammen. Die prozentual höchste Todesrate lag bei den 71 bis 80-Jährigen, von denen keiner überlebte, gefolgt von den Kleinkindern von 1–5 Jahren, die mit fast 90 % der Seuche erlagen. Relativ hohe Sterberaten, nämlich zwischen 44 und 52 %, traten auch bei den 31–40 bzw. den 51–60 Jährigen auf. Die wenigsten Todesfälle kamen bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 11 und 30 Jahren vor; bei diesen war auch die Ansteckungsrate am geringsten. Ohne Todesfolge verlief die Krankheit bei Kindern zwischen 6 und 10 Jahren (Grafik 3).

„Eine entschiedene Neigung zur Weiterverbreitung hatte diese Krankheit offenbar nach dem Lauf der Isar, betroffen war der Grenzort Scharnitz, wo sich in der zweiten Hälfte des Septembers einige tödliche Cholerafälle ereigneten, ebenso wie das Dorf Krünn mit etwa 200 Einwohnern und Wallgau.“¹⁸ An dieser Bemerkung ist zu erkennen, dass Pfeufer die Isar als Überträger der Krankheit verdächtigte. An anderer Stelle schreibt er sogar dazu: „Zu vermeiden ist für alle, welche ihr Beruf nicht dazu zwingt, ein längerer Aufenthalt am Wasser, da dieses die Krankheit disponirt.“¹⁹



Grafik 2: Erkrankungen nach dem Lebensalter



Grafik 3: Prozentuale Verteilung der Cholera-Opfer auf das Lebensalter

In Krün wurden mehrere Infektionsfälle bekannt. Ein alter, gebrechlicher Mann starb wohl vorher noch, bevor die Krankheit völlig zum Ausbruch kommen konnte. Drei Tage später (am 12. September) erlag der 72-jährige Flößer Johann Schöttl aus Krün dann tatsächlich der Cholera.²⁰ Noch sechs weitere Cholera-Fälle traten in Krün auf, alle in der Nähe der Isar, bei denen die Erkrankung aber nicht zum Tod führte. In Wallgau kam es nicht zur Entwicklung der echten Cholera. An Durchfall starben hier jedoch einige Kinder. Auch im weitab von der Isar gelegenen Weiler Klais mit seinen beiden Häusern grassierte die Seuche. Ein Fall trat in Partenkirchen auf, doch der Befallene wurde wieder gesund, bevor es zu weiteren Infektionen kommen konnte.

Beschreibung der Krankheit und Behandlung

Dr. Pfeufer stufte die Cholera als eine Blutkrankheit ein, *„deren innere Entstehungsursache wie bei Pest, Blattern, Scharlach oder Masern unbekannt ist und wahrscheinlich bleiben wird.“*²¹

Der eingangs beschriebene Krankenbericht von Dr. Berger für Maria Hornsteiner spiegelt die Entwicklung einer Cholera-Erkrankung wieder. Nach Pfeufer begann diese *„durchwegs mit Durchfall und großer Ermattung der erkrankten Person, gefolgt vom Auftreten des Erbrechens. Damit begann der Übergang in die „wahre“ Cholera. Die Patienten klagten über Angstgefühle und Schmerzen im Bauch. Die Hauttemperatur begann schnell zu sinken. Hände, Füße und Gesicht wurden kühl, die Haut welk und trocken, der Puls klein. Nun fing das Gesicht an, sich zu entstellen, die Augen in die Höhle zurückzusinken, beim Schlummern von den Augendeckeln nicht ganz bedeckt. Die Stimme wurde mit dem Eintritt in das Stadium der Cholera heiser und leise. Der Durst war heftig. Meist setzten jetzt heftige, sehr schmerzhaft Krämpfe in den Unterschenkeln ein, die den Kranken zum Schreien bringen konnten. Alle angegebenen Symptome steigerten sich zum Teil sehr schnell, wenn es nicht gelang, die Krankheit aufzuhalten.“*

*Im Endstadium nahm das Gesicht des Kranken bläuliche Färbung an, Lippen und Zunge wurden eiskalt, die Oberlippe bedeckte die Zähne nicht mehr, der Herzschlag wurde undeutlich, verstärkte Krämpfe in Armen und Beinen setzte ein, der Bauch wurde brettförmig eingezogen, unersättlicher Durst nach kaltem Wasser kam dazu und dumpfes apathisches Dahinliegen oder verzweifelter Herumwerfen mit größter Todesangst ... endlich nach einem kurzen Warmwerden der Haut tritt der Tod ein.“*²²

Neben dem Ansetzen von Blutegeln oder einem Aderlass, der dem Patienten Erleichterung bringen sollte, wurden dem Kranken im Anfangsstadium verschiedene Brechmittel zur Behandlung verabreicht, bei zunehmender Symptomatik ein Gemisch aus Calomel (Quecksilberchlorid) und Opium, *„nicht leicht weniger als einen halben Gran Calomel und nicht leicht mehr als einen viertel Gran Opium.“*²³ Im Endstadium oder bei drohendem Kollaps wurde der Calomel-Anteil bis zu 3 Gran gesteigert und dem Patienten stündlich eingegeben.

Aus heutiger Sicht...

...hätte wahrscheinlich den meisten Cholera-Infizierten leicht geholfen werden können. Man weiß inzwischen, dass die primäre Todes-

ursache Dehydration ist, da der Körper durch die Krankheit erhebliche Mengen an Flüssigkeit und Mineralien verliert. Als Erstmaßnahme kann Wasser mit Salz und Zucker den Tod verhindern.

Wählen zwischen Pest und Cholera, heißt es im Sprichwort, wodurch die Cholera der gefürchteten Pest gleichgesetzt wurde. Sowohl die Ursache als auch eine mögliche Ansteckung über das Trinkwasser waren für die Menschen unerklärlich. Sie verstanden nicht, was geschah, daher auch die vielfach beschriebene Angst bei den Infizierten.

Natürlich sind die Behandlungsmethoden von 1836, wie die Verabreichung von Calomel oder der Aderlass wenig hilfreich – letzterer sogar kontraproduktiv, weil damit ein weiterer Flüssigkeitsverlust verbunden ist. Die Leute im Ortsteil Gries bezogen das Trinkwasser vom Kalvarienberg²⁴, im Ober- und Untermarkt wohl direkt aus dem Marktbach, ideale Voraussetzungen für die Ausbreitung der Epidemie, die anfangs entlang dieses Baches erfolgte.

Die von der örtlichen Kommission und von Dr. Pfeufer durchgeführten Vorsorgemaßnahmen waren zwar zweckmäßig, konnten aber die Ausbreitung nicht verhindern, solange über die Wasserversorgung der Weg für den *Vibrio cholerae* offenstand.

Seuchen sind eher die Regel als die Ausnahme in der Geschichte. Dem „blauen Tod“, wie die Cholera auch bezeichnet wurde, versuchte man, mit den verschiedensten Mitteln Herr zu werden, ähnlich wie heute in Corona-Zeiten. Erfolge hatte man aber erst, als die Ursache erkannt wurde.²⁵

Die ledige Ursula Hornsteiner von Mittenwald, 33 Jahre alt, erkrankte am 8. Oktober 1836, wurde von Dr. Franz Berger am 9. Oktober um 6 Uhr früh erstmals besucht, durchlief in neun Tagen alle Stadien einer schweren Cholera epidemica asiatica und hatte Glück. Sie überlebte. Der Arzt hielt in seinem Krankenbericht vom 26. Oktober als letzten Eintrag fest:

*„20. Oktober morgens 8 Uhr: Patientin hat in der Nacht ruhig und gut geschlafen; sie fühlt sich nur etwas matt, sonst aber ganz wohl; klagt nicht mehr über Schmerzen, hat Appetit, nicht sehr großen Durst, Puls ist voll und weich, wenig beschleunigt; haut mäßig warm, trocken ... Patientin wurde heute als Rekonvaleszentin aus der Liste der Kranken gestrichen.“*²⁶

Heute erinnert in Mittenwald nichts mehr an die Cholera-Epidemie des Jahres 1836.

Dank

Herzlichen Dank für die zahlreichen Auskünfte an Helmut Kliner, Archivar des Marktes Mittenwald. Dank für die Mithilfe und Korrektur auch an Heidi Kriner, München, Dr. Stefan Leucht, München und Evi Schwarz, Grainau.

Anhang 1

Biografie Karl von Pfeufer

Geboren am 22. Dezember 1806 in Bamberg, studierte Karl Pfeufer ab 1824 Medizin in Erlangen und Würzburg, wo er 1831 promovierte. Anschließend übte er eine praktische ärztliche Tätigkeit in München aus. 1839 wurde er zum Professor und Direktor der Medizinischen Klinik nach Zürich berufen, 1844 als Professor der Arzneimittellehre in Heidelberg. 1852 ging er als Leiter der Zweiten Klinik nach München. Nach einer weiteren Cholera-Epidemie 1854 in München setzte sich Pfeufer für einen Lehrstuhl für Hygiene an der Universität München ein. Dieser wurde dann mit Max von Pettenkofer besetzt. Im Jahr 1858 wurde er zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Durch die Verleihung des Verdienstordens der Bayerischen Krone erhielt er 1855 von König Max II. den persönlichen Adelstitel.

Karl von Pfeufer starb am 13. September 1869 in Pertisau am Achen-see. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Alten Südlichen Friedhof in München. Das Grabmal mit der Steinbüste stammt von Anton Heinrich Hess.

Anhang 2

Todesopfer der Cholera-Epidemie in Mittenwald, Krün und Klais²⁷

a) Mittenwald

1. *Woche (17.–23. August)*
Riederer Elisabeth, Holzarbeitersfrau, 48 Jahre, Nr. 126a Halmtoni (Dekan-Karl-Pl. 13), †17.8.1836
Niggel Johann, Fuhrmann, 60 Jahre, Nr. 50b Huttner (Fritz-Pröll-Pl. 21), †19.8.1836
Schandl Agnes, Geigenmacherin, 60 Jahre, Nr. 7a Raßnpauli (Dekan-Karl-Platz 6), †20.8.1836
2. *Woche (24.–30. August)*
Krinner Georg, Holzer, 70 Jahre, Nr. 6b Wolf (Dekan-Karl-Platz 8), †24.8.1836
Strodl Gertraud, Schreinerswitwe, 70 Jahre, Nr. 37 Sailerthoma (Ballenhausgasse 17) †25.8.1836
Krinner Walburga, Händlerswitwe, 61 Jahre, Nr. 198 Bacheralysi (Kranzbergstr. 2), †30.8.1836
3. *Woche (31. August–6. September)*
Ostermünchner Mathias, Holzer, 66 Jahre, Nr. 203a Tauberhiasl (Im Gries 61), †1.9.1836
Neuner Maria, Geigenmacherswitwe, 54 Jahre, Nr. 235d Korba (Jaisstr. 24), †2.9.1836
Bader Johann Baptist, Verleger, 58 Jahre, Nr. 99 Müllerhannes (Obermarkt 7), †3.9.1836
Brandner Theres, Zimmermannskind, 3 Jahre, Nr. 82 Tauberhannes (Karwendelstr. 1), †3.9.1836
Sprenger Johann, Schmied, 55 Jahre, Nr. 49a Glöcklschmied (1914 abgebrannt), †3.9.1836
Karner Franz Paul, Schneider, 68 Jahre, Nr. 16 Freischneider (Obermarkt 52), †4.9.1836
Niggel Johann, Fuhrmann, 57 Jahre, Nr. 14 Garberhannes (Obermarkt 56), †4.9.1836
Karner Regina, Geigenmacherstochter, 27 Jahre, Nr. 192 Barthelmathias (Kranzbergstr. 9), †4.9.1836
Seitz Brigitte, Schäfflersfrau, 79 Jahre, Nr. 233 Schwöbenbinder (Goethestr. 12), †5.9.1836

- Neuner Anna, Geigenmachersfrau, 48 Jahre, Nr. 178b Glockenseppel (Im Gries 35), †5.9.1836
- Karner Christine, led. Geigenmacherstochter, 69 Jahre, Nr. 192 Bartlmathis Stina (Kranzbergstr. 9), †5.9.1836
- Schandl Johann, Fischer, 77 Jahre, Nr. 230 Johannblasl (Goethestr. 14), †5.9.1836
- Neuner Johann, Geigenmacherssohn, 38 Jahre, Nr. 235d Korba (Jaisstr. 24), †5.9.1836
- Wurmer Johann, Geigenmacherskind, 1 ½ Jahre, Nr. 215a Schmitzer (Gröblweg 29), †6.9.1836
- Wurmer Franz, Geigenmacherskind, 4 ½ Jahre, Nr. 215a Schmitzer (Gröblweg 29), †6.9.1836
- Nebel Franz, Geigenmacher, 48 Jahre, Nr. 215a Schmitzer (Gröblweg 29), †6.9.1836
- Sailer Maria Anna, Fuhrmannskind, 1 ½ Jahre, Nr. 38a (Ballenhausgasse 16), †6.9.1836
4. *Woche (7.–13. September)*
- Simon Kreszenz, Geigenmachersfrau, 69 Jahre, Nr. 17 Stanni (Obermarkt 46), †7.9.1836
- Tiefenbrunner Anton, Schneidermeister, 69 Jahre, Nr. 36 Bustl (Ballenhausgasse 15), †8.9.1836
- Neuner Christine, 25 Jahre, Nr. 235d Korba (Jaisstr. 24), †8.9.1836
- Kappenberger Georg, Holzer, 38 Jahre, Nr. 172 Fabela (Laintalstr. 16), †8.9.1836
- Seitz Alois, Fuhrmann, 62 Jahre, Nr. 69b Urnalois (Untermarkt 52), †9.9.1836
- Schöttl Martin, Holzer, 38 Jahre, Nr. 168 Lexenjörgl (Laintalstr. 38), †11.9.1836
- Ostermünchner Martin, Holzer, 93 Jahre, Nr. 172 Badstübler (Laintalstr. 14), †12.9.1836
- Wackerl Martin, Geigenmacher, 47 Jahre, Nr. 111a Gigimartl (Obermarkt 35), †12.9.1836
- Simon Michael, Intrumentenmacher, 39 Jahre, Nr. 234 Schrecknmichl (Mathias-Klotz-Str. 37), †13.9.1836
- Nebel Andreas, Geigenmacherskind, 4 Jahre, Nr. 75 Julijörgl (Untermarkt 32), †13.9.1836
- Praxmayr Gertraud, Sägmüllersfrau, 38 Jahre, Nr. 203b Maxl (Im Gries 63), †13.9.1836

- Strodl Anna, Zimmermannswitwe, 70 Jahre, Nr. 185 Köllimartl (Klausnerweg 1), †13.9.1836
- Resch Katharina, Geigenmacherstochter, 63 Jahre, Nr. 232 Reschentrina (Mathias-Klotz-Str. 39), †13.9.1836
5. *Woche 14.–20. September*
- Resch Joseph, Geigenmacher, 59 Jahre, Nr. 167 Röschenseppl (Laintalstr. 50), †14.9.1836
- Kemser Maria Anna, Holzerskind, 3 Jahre, Nr. 197 Mandlgori (Kranzbergstr. 4), †14.9.1836
- Vogl Franz, Geigenmacher, 60 Jahre, Nr. 91 Liendlfranz (Hochstr. 14), †14.9.1836
- Schandl Maria, Metzgersfrau, 54 Jahre, Nr. 95b Raßnanderl (Hochstr. 4), †14.9.1836
- März Georg, Weberssohn, 14 Jahre, Nr. 8 Gsteigerweber (Dekan-Karl-Pl. 2), †15.9.1836
- Schamser Joseph, Lumpensammler, Dettenschwang bei Landsberg, 60 Jahre, †15.9.1836
- Tiefenbrunner Elisabeth, Schneiderswitwe, 60 Jahre, Nr. 211 Buslarosl (Gröblweg 1), †16.9.1836
- Karner Maria, Rußbrennersfrau, 60 Jahre, Nr. 167 Rußner (Laintalstr. 50), †16.9.1836
- Sailer Anna, Holzersfrau, 56 Jahre, Nr. 69a Xander (Untermarkt 54), †18.9.1836
- Petschacher Johann, Marktdiener u. Schneider, 52 Jahre, Nr. 173 Kargleschneider (Laintalstr. 6), †18.9.1836
- Resch Monika illeg. Geigenmacherskind, 3 Jahre, Nr. 171 Wackerle (Laintalstr. 20), †18.9.1836
- Kappenberger Thomas, Holzer, 78 Jahre, Nr. 226 Jetter (Sonnleiten 6), †19.9.1836
- Ostermünchner Theres, Holzerswitwe, 78 Jahre, Nr. 172b Badstübler (Laintalstr. 14), †19.9.1836
- Hornsteiner Anna, Geigenmacherswitwe, 74 Jahre, Nr. 12 Kaiserpeter (Obermarkt 64), †20.9.1836
6. *Woche (21–27. September)*
- Heiß Maria, Holzerskind, 9 Jahre, Nr. 252 Jegermartl (Im Gries 4), †27.9.1836

7. *Woche (28. September–4. Oktober)* –
8. *Woche (5.–11. Oktober)*
 Ostler Michael, Fuhrmann, 35 Jahre, Nr. 253 Staubermichl (Im Gries 2), †5.10.1836
 Hornsteiner Maria Anna, Holzersfrau, 31 Jahre, Nr. 161 Heidersepp (Stainergasse 21), †5.10.1836
 Neuner Maria Anna, Schneiderswitwe, 67 Jahre, Nr. 193 Faumler (Kranzbergstr. 11/13), †11.10.1836
9. *Woche (12.–18. Oktober)*
 Brandner Barbara, Holzarbeiterswitwe, 60 Jahre, Nr. 261 Poisl (Matthias-Klotz-Str. 32), †12.10.1836
10. *Woche (19.–25. Oktober)* –
11. *Woche (26. Oktober–1. November)*
 Witsch Johann, Holzarbeiter, 54 Jahre, Nr. 232 Edelmann (Matthias-Klotz-Str. 39), †28.10.1836
 Sprenger Josef. Tagelöhner, 63 Jahre, Nr. 228 Farbasepp (Husselmühle 1), †31.10.1836
- b) **Krün**
 Schöttl Johann, Flößer, 72 Jahre, Krünn Nr. 58 Franzosenmaul, †12.9.1836
- c) **Klais**
 Neuner Walburga, Bäuerin, 61 Jahre, Klais Nr. 1, †6.10.1836

Quellen und Literatur

- Cholera: <https://de.wikipedia.org/wiki/Cholera> (9.1.2022)
- Michael Henker und Helmut Klinner: Markt- und Pfarrarchiv Mittenwald, Bayerische Archivinventare Heft 40, Neustadt an der Aisch 1978.
- Robert Kluth: Pest und Cholera und Corona, Deutsche Historisches Museum Berlin 2020, <https://www.dhm.de/blog/2020/11/25/> (9.1.2022)
- Marktarchiv Mittenwald, Archivalien: V 15, Die Cholera in Mittenwald, 1836–1837.
- Hans Neuner: Mittenwalder Hausnamen, Mittenwald 2018.
- Richard Pesl: Das Mittenwalder Häuserbuch, München, 2. Auflage 2004.
- Karl Pfeufer: Bericht über die Cholera-Epidemie in Mittenwald, München 1837.
- Karl von Pfeufer: https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_von_Pfeufer (9.1.2022)
- Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836: <https://www.erzbistum-muenchen.de/archiv-und-bibliothek/digitales-archiv> (9.1.2022)
- Georg Roßbach: Mittenwald 1836, die Cholera wütet, in: Heimatkundliche Stoffsammlung Mittenwald, Garmisch-Partenkirchen 1982, 3.4.5 S. 1–3.
- Wasser ist Leben. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Wasserversorgung Mittenwald, Mittenwald 1991.
- Unser Werdenfelser Land: Mittenwald , Krün, Wallgau. Hrsg. Staatliches Schulamt Garmisch-Partenkirchen 1967, S. 57–58.

Anmerkungen

- 1 Pfeufer 1837, S. 62–67.
Akten des Marktarchivs Mittenwald V 15, Die Cholera in Mittenwald, 1836–1837 sowie V 16, Die Ruhr in Mittenwald, 1841;
- 2 Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch, Sterbefälle 1828–1839
- 3 Pesl 2004, S. 290
- 4 <https://de.wikipedia.org/wiki/Cholera> (6.1.2022)
- 5 Pfeufer 1837, S. 4–6
- 6 Pfeufer 1837, S. 8
- 7 Pfeufer 1837, S. 9
- 8 Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836, Nr. 75.
- 9 Pfeufer 1837, S. 38–39
- 10 Pfeufer 1837, S. 18–19; Unser Werdenfelser Land 1967, S. 57–58; Roßbach 1982, S. 1–3.

- 11 Nach Mitteilung von Helmut Kliner, Marktarchivar wurde das Leichenhaus im Friedhof Mittenwald 1842 errichtet. Möglicherweise war der Bau damals auch eine Folge der Cholera-Epidemie 1836.
- 12 Pfeufer 1837, S. 19
- 13 Von diesen weit über 100 Krankenberichten wurden von K. Pfeufer 13 Berichte ausgewählt und veröffentlicht.
- 14 Pfeufer 1837, S. 21–22
- 15 Pfeufer 1837, Tabelle A
- 16 Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836, Nr. 130.
- 17 Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836, Nr. 135.
- 18 Pfeufer 1837, S. 15
- 19 Pfeufer 1837, S. 44
- 20 Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836, Nr. 114.
- 21 Pfeufer 1837, S. 45 ff
- 22 Pfeufer 1837, S. 26–30
- 23 Pfeufer 1837, S. 55. Gran ist ein Apothekergewicht, 1 Gran = 65 mg.
- 24 100 Jahre Wasserversorgung Mittenwald 1991, S. 6.
- 25 Kluth, DHM Berlin 2020
- 26 Pfeufer 1837, S. 108–119
- 27 Zusammenstellung nach Pfarrmatrikeln Mittenwald, Sterbebuch 1836, Pfeufer 1837 sowie Pesel 2004.

TOBIAS GÜTHNER

Architektur, Kunst und Ideologie: Das ehemalige Gebäude des Weilheimer Tagblattes als Geschichtszeugnis



Das ehemalige Gebäude des Weilheimer Tagblattes an der Münchner Straße war in den letzten Jahren häufig Gesprächsthema. Sei es im Zuge der Abriss- und Neubauüberlegungen im Jahre 2014/15 oder im Jahre 2020, als das Gebäude renoviert und einer neuen Nutzung zugeführt wurde.¹ In den verschiedenen Beiträgen kam ein Punkt überraschenderweise nicht zur Sprache, der für die Geschichte des Gebäudes jedoch von entscheidender Bedeutung ist: Die Umgestaltung des Hauses in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts, auf die auch das heutige Erscheinungsbild zurückgeht, wurde von einem dezidiert nationalsozialistischen Verleger für eine explizit nationalsozialistisch ausgerichtete Tageszeitung beauftrag.² Im Januar 1936 hatte nämlich das

Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG aus München die beiden Weilheimer Tageszeitungen „Weilheimer Tagblatt“ und „Oberländer Volksblatt“ übernommen und mit zwei weiteren regionalen Tageszeitungen zusammengelegt.³ Hinter dieser Firma stand der Verleger Adolf Müller, der über beste Beziehungen zu Adolf Hitler und der NSDAP verfügte. In seiner Druckerei wurden sowohl der Völkische Beobachter als auch „Mein Kampf“ gedruckt.⁴ Mit der Zusammenführung der vier Lokalzeitungen machte Müller die Weilheimer Zeitung zu einer wichtigen Institution des Dritten Reichs in und um Weilheim. Diese herausgehobene Stellung im nationalsozialistischen Gefüge der Stadt schlug sich auch beim Umbau des Hauses im Jahre 1936 nieder: Sowohl in der Architektursprache als auch in der künstlerischen Ausstattung kam eine ideologische Ausrichtung zum Tragen. Mochten für den Umbau des Gebäudes in erster Linie praktische Gründe ausschlaggebend gewesen sein, so war die ideologische Ausrichtung doch von Anfang an ein wichtiges Thema. So hebt ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1936 besonders hervor, dass das Haus durch die Umgestaltung jetzt „von der schöpferischen Kraft nationalsozialistischen Geistes“ künde.⁵ Zog das NS-Regime für repräsentative Gebäude in den Großstädten oder an wichtigen Orten der Bewegung – auf persönliches Betreiben Adolf Hitlers – Monumentalbauten im Stil eines reduzierten Klassizismus, wie ihn die Architekten Troost und Speer vertraten vor, so war für kleinere Städte die architektonische Ausdrucksform des Nationalsozialismus zumeist der sogenannte Heimatschutzstil im Sinne des völkischen Ideologen Schulze-Naumburg.⁶ An den Grundsätzen des Heimatschutzstils orientierte sich auch der Architekt Eduard Herbert beim Umbau des Weilheimer Gebäudes.⁷

Das Haus war gegen Ende des 19. Jahrhunderts für den Weilheimer Privatier Franz Streicher im Stil des Historismus erbaut worden.⁸ Was der „neuen Zeit“ am Erscheinungsbild des ursprünglichen Gebäudes missfiel, wird deutlich, wenn man betrachtet, welche Eigenschaften dem umgebauten Haus zugeschrieben wurden: Es gleiche den alten Weilheimer Patrizierhäusern und passe sich daher nahtlos in die Alt-Weilheimer Tradition ein. Es stelle nun keinen aus Großstädten importierten „Fremdkörper“ mehr dar, sondern strahle jetzt die „bewusste Einfachheit des deutschen Hauses“ aus: „Wahrhaftig, ein altes Patrizierhaus ist vor uns, das aber weder in Augsburg noch in München, sondern nur in

Weilheim stehen kann. Es schmiegt sich in seiner einfachen Schönheit dem Stadtcharakter getreulich an. Dazu hat es noch in seinem Äußeren die Alt=Weilheimer Tradition gewahrt resp. sie wieder neu erstehen lassen: das Freskogemälde an der Straßenfassade.“⁹ Im Sinne des völkischen Heimatschutzstils reinigte man daher beim Umbau die Fassade des Hauses von den Merkmalen des als artfremd und dekadent geschmähten Historismus: Das Satteldach wurde durch ein Walmdach ersetzt, das Gesims und die Rustikaverkleidung, die das Erdgeschoss vom Obergeschoss trennte, entfernte man ebenso wie die Ädikularahmen der Fenster. Auch der mit einem Giebel versehene Mittelrisalit zur Münchener Straße hin, der in der ursprünglichen Architektursprache wohl als Zitat auf den gegenüberliegenden klassizistischen Spitalbau reagierte, fiel dieser Purifizierung der Fassade zum Opfer. Noch deutlicher wird



die propagandistische Ausrichtung des neuen Erscheinungsbildes bei der künstlerischen Ausstattung des Gebäudes. Insbesondere die beiden Figurenpaare der Fassadenbemalung können im Sinne völkischer und nationalsozialistischer Vorstellungen gedeutet werden.¹⁰ Das rechte Figurenpaar zeigt einen Bauern und einen Handwerker, die einträchtig beieinanderstehen. Der Verfasser des Zeitungsartikels von 1936 betitelte die Darstellung „Stadt und Land – Hand in Hand“.¹¹ Die hier beschworene



Einheit der beiden Berufszweige, die man als besonders deutsch ansah, stellt ein typisches Element völkischer und nationalsozialistischer Volksgemeinschaftsideologie dar.¹² Aber weder in der Vergangenheit, in der sich Land- und Stadtbewohner aufgrund ihrer rechtlichen Stellung und ihres Selbstbildes stark unterschieden, noch in der Gegenwart des Jahres 1936 gaben diese beiden Berufsstände ein realistisches Abbild eines postulierten homogenen „Volkskörpers“ wieder. Das ehemals tonangebende Handwerksbürgertum war zu einem guten Teil in die Schicht des Kleinbürgertums abgestiegen und die Landflucht hatte auch die Zahl der landwirtschaftlich tätigen Personen dezimiert. Im Gegensatz dazu war die Zahl der Angestellten, Beamten und Mitglieder der freien Berufe sowie die Zahl der berufstätigen Frauen seit langem am Steigen. Eine Tatsache, welche die auf Antipluralismus und Homogenität ausgerichtete völkische Volksgemeinschaftsideologie jedoch in einer ahistorischen Romantisierung einer angeblichen „guten alten Zeit“ ausblendete bzw.

in kulturpessimistischer Sichtweise der Dekadenz und Unmoral der verhassten Moderne zuschrieb.

Dass der Bezug zum Charakter des Hauses als Zeitungsgebäude im zweiten Figurenpaar über eine Darstellung des Erfinders der Druckkunst, Johannes Gutenberg und eines seiner Gesellen gesucht wurde, ist ebenso aussagekräftig. Die Reduzierung der Zeitungsherstellung auf den rein mechanischen Vorgang des Druckens war genau das, was die Nationalsozialisten von einer gleichgeschalteten Presselandschaft erwarteten. Die Arbeit des Journalisten und Zeitungsredakteurs im Sinne einer freien Berichterstattung und eines kritischen Journalismus war von der NS-Propaganda als undeutsch und jüdisch markiert und durch das Schriftleitergesetz von 1933/34 unmöglich gemacht worden: Die nun Schriftleiter genannten Zeitungsredakteure unterstanden der Weisungsbefugnis der Reichspressekammer und wurden damit zu willfährigen Stützen des Systems.

In dieser Hinsicht transportiert diese Reduzierung des Volkskörpers auf die vermeintlich typisch deutschen Berufsgruppen der Bauern und Handwerker auch eine stark antisemitische Grundnote, da jüdische Mitbürger aufgrund der jahrhundertelangen Diskriminierung zum größten Teil in jenen Berufen zu finden waren, die hier ausgeblendet werden.¹³

Auch die Innenausstattung des Raumes im angrenzenden Flachbau, in dem sich der der Öffentlichkeit zugängliche Bereich des Redaktionsgebäudes befand, ordnet sich in diesen ideologischen Zusammenhang ein. Abgesehen von der obligatorischen Hitler-Büste¹⁴ wurde der Raum von einem Wandgemälde an der Rückwand bestimmt. In dieser Malerei wurde ebenfalls das Thema der Buch- bzw. Zeitungsproduktion thematisiert. Doch auch hier wird kein zeitgenössischer Druckvorgang gezeigt, sondern die Szene wird wiederum in die Zeit Gutenbergs verlegt. Neben einer Person an einer Druckerpresse sieht man hier einen Setzer, einen Schreiber sowie einen älteren Mann, der die fertige Zeitung/Buch Korrektur zu lesen scheint und in dem wir vielleicht wieder Gutenberg erkennen können. Der darauffolgende Bote trägt die fertigen Zeitungen aus und am Ende dieser Produktionsreihe taucht nun auch eine Frau auf, die Papierbögen zu sortieren scheint. Diese Figur ist jedoch auffallend aus der Reihe der Männer herausgehoben. Während die Männer alle konzentriert ihrer jeweiligen Arbeit nachgehen, blickt die junge Frau



nach links und bildet damit eine Überleitungsfigur zur anschließenden Szene. Hier wird die Seite der Buchrezipienten gezeigt: Eine im Stil des 17. Jahrhunderts gekleidete Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Kindern. Jedoch nur die männlichen Mitglieder haben etwas mit dem Druck-Erzeugnis zu tun. Während der Vater die Zeitung studiert, versucht der Sohn neugierig hineinzublicken. Die Frau steht mit in die Hüften gestemmt da, die spielende Tochter zu ihren Füßen. Sie blickt nach rechts und es treffen sich die Blicke der Hausfrau und Mutter und der der jungen Frau mit dem Papierstapel. Hier wird eine klar antimoderne Rollenverteilung propagiert: die junge, wohl noch unverheiratete Frau blickt sehnsüchtig auf die Hausfrau und Mutter als ihrer eigentlichen weiblichen Bestimmung. Zusammen mit der Figur des kleinen Mädchens haben diese drei Frauengestalten, die wohl sinnbildlich auch für drei Lebensabschnitte einer Frau stehen, durch ihre Abwendung von den Tätigkeiten der Männer keinerlei Anteil am Geschehen der Außenwelt. Abgesehen von der klaren Rollenverteilung zwischen Mann und Frau wird aber auch in diesem Bild – wie schon in der Szene auf der Fassade – der ideologische Schulterschluss zwischen Bauer und Handwerker gesucht. Das geschieht hier über die Fensterdurchblicke, die den Hintergrund der dargestellten Szene bilden. Wenn im Fenster des Nachrichten schreibenden Mannes Landsknechte marschieren, so weist das auf die Verbreitung von Nachrichten zu aktuellen Ereignissen durch die Zeitung hin, während die Weilheimer Stadtansicht hinter dem Boten und der sitzenden Frau die Zeitungsproduktion in der Stadt verorten. Bei



der zeitungslesenden Familie jedoch soll es sich offensichtlich um eine bäuerliche Familie handeln, da der Fensterdurchblick die Szenen eines pflügenden Bauern zeigt. Wie auch auf der Fassade werden hier also Bauer und Handwerker als Exponenten der Volksgemeinschaft vorgestellt, in der Frauen zwar diesmal vorkommen, jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Sowohl der Architektur als auch der Malereien ist also durch den Rückgriff auf eine nostalgisch verklärte Vergangenheit eine für die völkisch-nationalsozialistische Kunstauffassung typische Überhöhung einer vermeintlich homogenen vorindustriellen Agrar- und Handwerker-gesellschaft zu eigen. Die Realitäten einer industrialisierten Welt und eines technologischen Fortschrittes, der auf der anderen Seite vom Nationalsozialismus extrem vorangetrieben wurde, werden bewusst ausgeblendet.¹⁵

Es ist verständlich, dass diese ideologische Bedeutungsebene des Architekturumbaus und der Bilder dem heutigen Betrachter nicht mehr geläufig sind. Die meisten Menschen der 30er-Jahre, denen solche Sichtweisen aus national-konservativen, völkisch-radikalen und nationalsozialistischen Diskursen seit Langem vertraut waren, werden die Inhalte aber durchaus entziffert haben und die Botschaften, die hier vermittelt werden sollten und die zur Festigung der NS-Ideologie dienten, verstanden haben.

Aber gerade auf Grund dieser dezidiert ideologischen Ausrichtung ist es aus stadtgeschichtlicher Sicht durchaus zu begrüßen, dass das Gebäude und seine Ausstattung erhalten geblieben sind und nicht durch einen modernen Neubau ersetzt wurden. Dies allerdings nicht deshalb, weil sich das Haus und Bemalung angeblich so gut in die Weilheimer Stadtlandschaft einfügen oder gar eine postulierte „Alt-Weilheimer“ Tradition fortsetzten¹⁶, sondern weil sie als geschichtliches Zeugnis Auskunft über ein einschneidendes Kapitel der Weilheimer Stadtgeschichte geben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. u.a. Weilheimer Tagblatt vom 11.12.2014 u. 16.10.2020, Leserbrief vom 4.1.2020.
- 2 Wenn das im Jahre 1936 umgebaute Gebäude heute als Gesamtkunstwerk bezeichnet wird, wie das z.B. auf der Internetseite „denkmalnetzbayern.de“ geschieht (https://www.denkmalnetzbayern.de/index.php/menueeintrag/index/id/10/seite_id/1450 (abgerufen am 27.5.2022)) so ist das zwar sicherlich richtig. Allerdings muss man die Vorzeichen beachten unter denen der damalige Umbau und die Entstehung des Gesamtkunstwerkes erfolgte. Und die stehen im Jahre 1936 nicht mehr, wie auf der genannten Internetseite postuliert wird, auf „Münchener Architektenschule zwischen Tradition und früher Moderne“ sondern auf „Bauen im Nationalsozialismus.“
- 3 Der neue Name lautete nun: Weilheimer Zeitung. Oberländer Volksblatt/Weilheimer Tagblatt/Peißenberger Zeitung/ Murnauer Tagblatt. Anzeigenblatt der NSDAP im Kreise Weilheim. Amtsblatt sämtlicher Behörden im Bezirk Weilheim.
- 4 Auch der Zeitungsartikel zum Umbau des Hauses stellt 1936 fest: „Seinem nationalsozialistischen Denken und Handeln ist alles Geschaffene allein zu verdanken.“ Weilheimer Tagblatt vom 6.11.1936.
- 5 Weilheimer Tagblatt vom 6.11.1936. Hier findet sich ein mehrseitiger Bericht zur Eröffnung des umgebauten Hauses.
- 6 Vgl. hierzu u.a.: Raphael Rosenberg, Architekturen des Dritten Reiches. Völkische Heimatideologie versus internationale Monumentalität, in: die Politik in der Kunst und die Kunst in der Politik, S.4ff. ; Helmuth Weihsman, Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs, Wien 1998, S.49.
- 7 Die Tatsache, dass Eduard Herbert in den 20er Jahren zusammen mit seinem berühmten Kollegen Ortho Orlando Kurz zahlreiche Gebäude in der modernen Architektursprache der Weimarer Republik entwarf, ordnet das Gebäude allerdings nicht automatisch diesem Stil zu, sondern zeigt nur wie bereitwillig man sich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten mit den neuen Bedingungen der Diktatur abfand.
- 8 Foto Stadtarchiv Weilheim.
- 9 Weilheimer Tagblatt vom 6.11.1936.
- 10 Interessanterweise wird im ausführlichen Artikel über den Neubau vom 6.11.1936 der Name des Künstlers dieser Malereien nicht erwähnt. Ein Artikel aus dem Tagblatt vom 17.9.1936 verrät aber, dass es sich um „Kunstmaler Bickel aus Garmisch“ handelt. Zu ihm vgl. Rudolf Härtl, Heinrich Bickel. Der Freskenmaler von Werdenfels, Greinau 1990. Die Arbeiten am Hause der Weilheimer Zeitung tauchen hier jedoch im Werkverzeichnis nicht auf.
- 11 Weilheimer Tagblatt vom 6.11.1936.
- 12 So verkündet u.a. der Funktionär Paul Walter anlässlich einer Rede auf der „Grünen Woche“: „Bauer und Handwerker sind zwei Begriffe die jahrhundertlang Sinnbild deutschen Schaffens gewesen sind. Diese geschichtlich gewordene Verbundenheit hat seit jeher ihren Sinn und Ausdruck in der Gemeinsamkeit des Denkens und Han-

delns gefunden [...] Der Nationalsozialismus hat im letzten Augenblick die völlige Vernichtung von Bauerntum und Handwerk aufgehalten.“ Nationalsozialistische Partei-Korrespondenz, NSK Folge 12, Blatt 1 (16.1.1937); Vgl. auch Michael Wildt, *Die Ambivalenz des Volkers. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte*, Berlin 2019, S.199ff.

- 13 Vgl. hierzu insb. Wildt, *Die Ambivalenz des Volkes*, S.199ff.
- 14 Laut Tagblattartikel vom 6.11.1936 von „Professor Bleeker-Kullmer.“ Damit ist wohl der Bildhauer Hermann Bleeker gemeint, der mit der Textilkünstlerin Hilde Bleeker-Kullmer verheiratet war. Er nahm den Mädchennamen seiner Frau mit an, um sich von seinem Bruder dem Bildhauer Bernhard Bleeker zu unterscheiden. Frank Henseleit, *Der Bildhauer Bernhard Bleeker (1881–1968). Leben und Werk. Bd.1 Textband*. Diss. Uni Augsburg 2005, S.15. (https://opus.bibliothek.uniaugsburg.de/opus4/frontdoor/deliver/index/docId/467/file/Bernhard_Bleeker_Bd_1.pdf; aufgerufen am 16.5.2022).
- 15 Vgl. dazu u.a. Karen van der Berg, *Abrichtung der Volksseele. NS-Kunst und das politisch Unbewusste*, in: Silke von Berswordt-Wallrabe ua. (Hrsg.), *artige Kunst. Kunst und Politik im Nationalsozialismus*, Bielefeld 2016, S.30.
- 16 Zwar waren bemalte Hausfassaden in Weilheim tatsächlich im 17. und 18. Jahrhundert üblich, jedoch trifft dies auf den ganzen süddeutschen Raum zu. Vgl. Margarete Baur-Heinold, *Süddeutsche Fassadenmalerei vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 1952, S.5ff.

„Gebietsreform das Thema Nummer 1 in ganz Bayern“¹

50 Jahre Landkreis Landsberg am Lech

„In Bayern gärt es: Leibhaftige Minister werden zum Teufel gewünscht, in Kirchen Fürbittgebete abgehalten, guter, bayerischer Schnaps in ‚Hundertprozentiger Widerstandsgeist‘ oder ‚Märtyrer-Blut‘ umbenannt. Doch Demonstrationen, Sitzstreiks und ein heute anlaufendes Volksbegehren richten sich diesmal nicht gegen die ‚preußischen Zentralisten in Bonn‘. Die lautstarke Empörung ist vielmehr an die Adresse der eigenen CSU-Staatsregierung gerichtet, die durch eine Gebietsreform dem weiß-blauen Freistaat ein modernes Verwaltungskleid anpassen will.“² Mit diesen dramatischen Worten beschreibt die Münchner Abendzeitung die Reaktionen auf die im November 1971 bereits weit fortgeschrittenen Planungen des bayerischen Innenministeriums für die Neuorganisation der Landkreise und kreisfreien Städte, die im Ministerrat am 9. November 1971 endgültig beschlossen wurden.³ Bis zum Inkrafttreten der „Verordnung zur Neugliederung Bayerns in Landkreise und kreisfreie Städte“ am 1. Juli 1972 gab es in Bayern 143 Landkreise und 48 kreisfreie Städte. Im Unterschied zu anderen Bundesländern, in denen ebenfalls Gebietsreformen durchgeführt wurden, waren das Gebiet und die Einwohnerzahl dieser unteren Verwaltungsbezirke im Durchschnitt kleiner.⁴ Das Ziel der kommunalen Gebietsreform, deren Kern die Landkreisreform war, bestand darin, den Bürgern im ganzen Land Einrichtungen zur Verfügung zu stellen, die den Ansprüchen an einen Sozial- und Kulturstaat entsprachen. Dazu gehörten Schulen jeglicher Art, Krankenhäuser, Pflege- und Altenheime, Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung, Müllentsorgung, aber auch moderne Verkehrsbauten und zentral gelegene Sportstätten. „Um diesen Zustand zu erreichen, sind für die Erfüllung der Aufgaben Verwaltungseinheiten so zu gliedern, daß sachgerechte, betriebswirtschaftlich sinnvolle und raumplanerisch richtige Investitionen möglich sind. Die

Überschaubarkeit der Verwaltungsbereiche für den Bürger muß gewährleistet bleiben.“⁵

Die Gebietsreform der 1970er Jahre ist keine singuläre Erscheinung. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in Bayern immer wieder Neuordnungen und Verwaltungsreformen auch auf der unteren Verwaltungsebene. Eine kurfürstliche Verordnung vom 24. März 1802 ordnete die Neuorganisation der Landgerichte an.⁶ Die Ausführung dieser Verordnung für das Landgericht Landsberg vom 14. August 1803 sah vor, dass das Landgericht seinen bisherigen Bezirk behält, jedoch ohne das Gebiet des aufgelösten Klosters Wessobrunn, welches dem Landgericht Weilheim zugeschlagen wurde, und ohne die Hofmark Rottenbuch, die zum Landgericht Schongau kam.⁷ Nach Abschluss der Bildung politischer Gemeinden im Gefolge des Gemeindeedikts von 1818 gehörten folgende Gemeinden zum Landgericht Landsberg: Aich, Beuerbach, Dettenhofen, Dettenschwang, Egling, Eismerszell, Entraching, Epfenhausen, Eresried, Geltendorf, Geretshausen, Hagenheim, Hausen bei Geltendorf, Hechenwang, Hofstetten, Holzhausen bei Buchloe, Jesenwang, Issing, Kaltenberg, Kottgeisering, Landsberied, Lengenfeld, Ludenhausen, Luttenwang, Moorenweis, Oberbergen, Oberfinning, Obermeitingen, Obermühlhausen, Penzing, Pestenacker, Petzenhausen, Pflugdorf, Pitzling, Prittriching, Purk, Raisting, Ramsach, Reisch, Rieden, Rott, Scheuring, Schöffelding, Schwabhausen, Schwifting, St. Georgen, Stoffen, Thaining, Ummendorf, Unterfinning, Untermühlhausen, Utting, Walleshausen, Weil, Winkl und Zankenhausen.⁸ Dazu kamen folgende neugebildete Gemeinden, die unter patrimonialgerichtlicher Verwaltung standen: Dünzelbach, Grunertshofen, Althegegnenberg, Hausen bei Hofhegnenberg, Hörbach, Hofhegnenberg, Steindorf, Tegernbach, Hurlach, Oberigling, Unterigling, Erpfting, Kaufering, Pürgen, Steinbach, Windach, Eresing, Schmiechen, Unterbergen, Heinrichshofen, Türkenfeld, Adelshofen, Pfaffenhofen, Greifenberg, Eching, Oberschondorf, Beuern und Unterschondorf. Damit gehörten zum Landgericht Landsberg 84 Gemeinden mit 89 Dörfern, 22 Weilern und 61 Einöden. Außerdem gehörten dem Landgericht Landsberg die Stadt Landsberg und der Markt Dießen an.⁹

Bereits 1823 wurde der Gebietsstand des Landgerichts Landsberg erneut geändert. Eine königliche Entschließung vom 29. Oktober 1823 ordnete „in Rücksicht auf die große Ausdehnung der Landgerichts-Be-

zirke von Landsberg und Dachau, zur Erleichterung und Beförderung der Amtsgeschäfte“ die Errichtung eines neuen Landgerichts mit Sitz im Markt Bruck an.¹⁰ Vom Landgericht Landsberg wurden 24 Gemeinden abgetrennt, u.a. Geltendorf und Hausen bei Geltendorf.¹¹

Die nächsten Reformschritte folgten in den Jahren 1852 und 1862. Mit dem bayerischen Distriktsratsgesetz vom 28. Mai 1852 bildeten die in einem Landgericht gelegenen Gemeinden eine so genannte „Distrikts-gemeinde“, die erstmals übergemeindliche Selbstverwaltungsaufgaben wahrnahm. Die Vertretung der Gemeinden bildete der Distriktsrat, dem der königliche Landrichter vorstand.¹² Eine fundamentale Veränderung zog das Gerichtsverfassungsgesetz nach sich, das ab dem 1. Juli 1862 die allgemeine Verwaltung von der Justiz trennte. Zugleich wurden die Bezirksämter eingerichtet, an deren Spitze nun ein Bezirksamtmann stand.¹³

Am Gebietsstand des Bezirksamts Landsberg gab es in den folgenden Jahren nochmals einige Änderungen. Mit Wirkung vom 1. November 1874 kamen die beiden Gemeinden Stadl und Mundraching vom Bezirksamt Schongau zu Landsberg.¹⁴ Die Stadt Landsberg wurde am 1. Juni 1877 kreisunmittelbar, nachdem König Maximilian II. am 9. März 1877 das Gesuch des Stadtmagistrats Landsberg „um die unmittelbare Unterordnung der Stadtgemeinde Landsberg unter die k. Kreisregierung von Oberbayern“ genehmigt hatte.¹⁵ Landsberg blieb – mit einer kurzen Unterbrechung von 1940 bis 1948 – bis zur Landkreisreform 1972 kreisfreie Stadt. Das Gebiet und die Einwohnerzahl des Bezirksamts Landsberg erfuhren außerdem durch die Umgliederung von drei Gemeinden eine Verkleinerung. Seit dem 1. April 1881 gehörte die Gemeinde Raisting zum Bezirksamt Weilheim. Die Gemeinden Schmiechen und Unterbergen wurden 1914/15 in das Bezirksamt Friedberg umgegliedert.¹⁶ Innerhalb des Bezirksamts, das 1939 reichseinheitlich in Landkreis umbenannt wurde, schloss sich die bisher eigenständige Gemeinde Sankt Georgen am 1. April 1939 dem Markt Dießen an, zum gleichen Datum entstand aus den beiden Gemeinden Oberwindach und Unterwindach die neue Gemeinde Windach.¹⁷ Bis zur Gebietsreform änderte sich nichts mehr. Zwar gab es bereits zu Beginn der 1950er Jahre durchaus ernsthafte Diskussionen darüber, ob sich die Fuchstal-Gemeinden vom Landkreis Kaufbeuren trennen und dem Landkreis Landsberg anschließen sollten, realisiert wurde diese Umgliederung jedoch nicht. Auch weitere Zusammenschlüsse von Gemeinden, wie z.B. von Unterschondorf und

Oberschondorf, standen schon vor der Gebietsreform im Raum, wurden jedoch nicht durchgeführt. Im Landkreis Landsberg gab es bis zum Ende der 1960er Jahre 59 Gemeinden, die Stadt Landsberg war zwar Sitz der Landkreisverwaltung, gehörte selbst aber nicht dem Landkreis an.

Am 25. Januar 1967 kündigte Ministerpräsident Alfons Goppel in seiner Regierungserklärung eine Gebietsreform an.¹⁸ Wie in anderen Bundesländern, in denen die Reform teilweise bereits 1965 begann, sollte die Gebietsreform in Bayern den Zuschnitt der Landkreise und der Gemeinden ändern sowie eine Funktionalreform beinhalten. Den vergrößerten Verwaltungen auf Orts- und Kreisebene wurden Aufgaben übertragen, die bisher von einer höheren Verwaltungsebene wahrgenommen worden waren. Zuständigkeiten wurden somit nach unten weitergegeben mit dem grundsätzlichen Ziel, bürgernähere Kontakte auf Kreis- und Gemeindeebene zu ermöglichen.¹⁹ In Bayern wurde die Gebietsreform im Jahr 1969 eingeleitet. Die Ideen und Vorarbeiten dazu reichten aber weiter zurück, z.T. bis in die 1920er Jahre. Den Gedanken der Verwaltungsvereinfachung machte sich die Arbeitsgemeinschaft für Staatsvereinfachung in Bayern in den 1950er Jahren zu Eigen. 1955 und 1957 stellte die Arbeitsgemeinschaft ein Gutachten vor, das nach ihrem Leiter als „Kollmann-Gutachten“ bekannt ist.²⁰ In die gleiche Richtung gingen 1959 Vorschläge des damaligen bayerischen Innenministers Alfons Goppel.²¹ In die Überlegungen zur Gebietsreform flossen außerdem Gedanken von Walter Christaller ein, der in den 1930er Jahren ein System zentraler Orte entworfen hatte, in dem infrastrukturelle Ausstattung und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit sowie die Bedeutung für das Umland eine wichtige Rolle spielten. Dieses Gedankenmodell Christallers erlangte in der Bundesrepublik in allen Bundesländern Bedeutung für die jeweiligen Raumordnungskonzepte.²² Im Gefolge der Regierungserklärung Goppels wurde ein Beratergremium aus Verwaltungsfachleuten und Experten aus der Wirtschaft gebildet, das in den Jahren 1968 und 1970 seine Vorschläge vorlegte. Zudem beriet eine Arbeitsgruppe unter Innenminister Bruno Merk über die für eine Kommunalverwaltungsreform als notwendig erachteten Schritte. Ergebnisse dieser Gruppe wurden 1968 vorgestellt.²³

Der Ausgangspunkt für die Reformplanungen war die Feststellung, dass die Gesellschaftsstruktur seit jeher einem stetigen Wandel unterliegt, sich dieser Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg aber nochmals bedeu-

tend verstärkt hat. Mit den gesellschaftlichen Änderungen gingen neue Anforderungen an die öffentliche Verwaltung einher. Immer wichtiger wurde die Gewährleistung der Erfüllung staatlicher Daseinsvorsorge. Zugleich ergab sich durch die Konzentration wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit eine Ballung der Bevölkerungsdichte in den Groß- und Mittelstädten, mit denen die kleineren Städte und Landkreise nicht mithalten konnten. In der Konsequenz unterschieden sich die Leistungen der Kommunen immer stärker, weshalb schließlich immer mehr junge Leute in die städtischen Ballungsräume zogen.²⁴ Diesen ungleichen Bedingungen sollte durch eine weitgehende Verwaltungsreform entgegengewirkt werden, die es ermöglichte, den gesellschaftlichen Bedürfnissen und den sich ändernden Aufgaben zu entsprechen.²⁵

Kreisreform und Gemeindereform wurden als gleichermaßen dringlich angesehen. Jedoch sollte den Gemeinden mehr Zeit eingeräumt werden, sich zu größeren Gemeinden oder zu Verwaltungsgemeinschaften zusammenzuschließen. Die Kreisreform hingegen sollte möglichst bald zu einem Abschluss gebracht werden. Sie galt als Voraussetzung dafür, „falsche oder schlechte Lösungen zu Gemeindezusammenschlüssen oder bei der Bildung von Verwaltungsgemeinschaften an den Kreisgrenzen“²⁶ zu vermeiden. Außerdem sollten die neuen Landratsämter möglichst schnell voll arbeitsfähig sein.

Die Kreisreform zielte darauf ab, leistungsfähige Landkreise zu schaffen, die in der Lage sind, ihre Pflichtaufgaben, ihre freiwilligen Aufgaben sowie ihre Aufgaben aus dem übertragenen Wirkungskreis so zu erfüllen, dass sie „den immer höher werdenden Anforderungen unserer Rechts- und Sozialordnung und den berechtigten Erwartungen der Bevölkerung an die kommunale Daseinsvorsorge gerecht“ werden.²⁷ Zwar wurde eingeräumt, dass diese Aufgaben von Landkreis zu Landkreis unterschiedlich sein können, doch wurde ein Aufgabenkanon umrissen, der von allen Landkreisen in gleichem Maße erfüllt werden müsse. Dazu gehörten folgende Bereiche:²⁸

- Planung, Sicherung und Weiterentwicklung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse,
- Straßenbau und Straßenunterhalt,
- Errichtung und Unterhalt eines Krankenhauses für die Grundversorgung,

- Übernahme der Aufwandsträgerschaft für weiterführende Schulen,
- Gewährleistung der Trinkwasserversorgung, der Abwasser- und Müllentsorgung, soweit eine solche Aufgabe überörtlichen Charakter aufweist,
- Beschaffung und Bereitstellung der überörtlich erforderlichen Feuerwehrfahrzeuge und -gerätschaften,
- Übernahme von Aufgaben als Träger der Sozialhilfe, als Jugendamt und als Träger von Altenpflegeheimen und Jugendzentren,
- Bau und Betrieb von Hallenbädern und Sportstätten, wenn diese Aufgabe nicht von kreisangehörigen Gemeinden übernommen wird,
- Aufwandsträgerschaft für das staatliche Landratsamt.

Als Voraussetzung für die Erfüllung dieser Aufgaben galt wiederum eine Bündelung und Steigerung der finanziellen Leistungskraft der Kreise. Durch eine Steigerung des Haushaltsvolumens sollte es möglich werden, eine „sinnvolle Strukturpolitik auf der Kreisebene zu betreiben“.²⁹ Die Ansiedelung von Industrie und die Prosperität von Handwerk und Gewerbe, die wesentlich für die bessere finanzielle Ausstattung der öffentlichen Hand verantwortlich waren, waren ihrerseits bedingt durch gut funktionierende öffentliche Einrichtungen. Weitere wichtige Aspekte der Reform stellten die Effektivitäts- und Wirtschaftlichkeitssteigerung der Behörden dar. Erst ab einer bestimmten Größe war es möglich, Verwaltungsleistungen effizient und wirtschaftlich zu erbringen. Die Landratsämter der bisherigen kleineren Kreise erreichten diese Größe in der Regel nicht. Mit der Steigerung der Personalzahl hoffte man, über genügend speziell ausgebildete Fachleute für die Erledigung der Tätigkeiten zu verfügen, die zudem moderne technische Hilfsmittel wirtschaftlich einsetzen konnten.³⁰ Eine weitere wichtige Maxime der projektierten Verwaltungs- und Gebietsreform war schließlich die Bürgernähe: Überall im Land sollten den Bürgern an der richtigen Stelle und in erreichbarer Entfernung alle Einrichtungen zur Verfügung stehen, auf die sie in einem modernen Sozial- und Kulturstaat Anspruch hatten.³¹

Den Beginn der Gebietsreform markierte das „Gesetz zur Änderung des Gesetzes über den Finanzausgleich zwischen Staat, Gemeinden und Gemeindeverbänden (Finanzausgleichsgesetz – FAG)“ vom 24. März 1969, mit dem die kommunalen Finanzen gestärkt werden sollten. Zugleich wurden Zusammenschlüsse von Gemeinden finanziell gefördert.³² Der neu eingefügte Artikel 3a verfügte: „Der Zusammenschluß

zweier oder mehrerer Gemeinden sowie die Eingliederung einer Gemeinde in eine andere Gemeinde (Zusammenlegung von Gemeinden) wird durch Gewährung zusätzlicher Schlüsselzuweisungen nach Maßgabe der folgenden Absätze gefördert. [...]“³³ Zusätzlich wurden den Landkreisen Zuschüsse in Höhe von DM 6,20 je Einwohner gewährt, wovon wiederum die kreisangehörigen Gemeinden Anteile je nach Größe der einzelnen Gemeinden erhielten.³⁴

Im Landkreis Landsberg ergaben sich laut eines Artikels des Landsberger Tagblatts vom 29.10.1971 folgende finanziellen Anreize für die für Zusammenlegungen in Frage kommenden Gemeinden im Falle des Zusammenschlusses bis zum 1.1.1972 (Angaben in DM):³⁵

Gemeinde	Sonderschlüsselzuweisung	Förderungsbetrag	Gesamt
Beuerbach	35.465	17.680	53.145
Beuern	56.526	20.320	76.846
Dettenhofen	20.395	17.520	37.915
Dettenschwang	81.103	35.600	116.703
Eching	127.152	67.040	194.192
Egling	99.172	89.440	188.612
Entraching	34.391	12.960	47.351
Epfenhausen	69.870	25.760	95.630
Eresing	350.492	99.920	450.412
Erpfting	82.104	111.760	193.864
Geretshausen	54.207	23.840	78.047
Greifenberg	163.975	62.320	226.295
Hagenheim	32.578	22.640	55.218
Hechenwang	63.063	25.920	88.983
Heinrichshofen	47.633	23.600	71.233
Hofstetten	165.103	55.920	221.023
Holzhausen b. B.	161.969	53.680	215.649
Hurlach	124.368	69.280	193.648

Issing	105.826	39.680	145.506
Kaltenberg	6.093	31.280	37.373
Lengenfeld	86.712	38.960	125.672
Ludenhhausen	28.028	34.560	62.588
Mundraching	9.224	13.680	22.904
Oberfinning	114.492	43.040	157.532
Igling	250.203	97.600	347.803
Obermeitingen	362.300	157.200	519.500
Obermühlhausen	52.259	24.720	76.979
Pestenacker	28.195	15.760	43.955
Petzenhausen	50.370	19.520	69.890
Pflugdorf-Stadl	189.116	69.840	258.956
Pitzling	70.448	28.960	99.408

Nicht mehr in Frage kommende Gemeinden sind in dieser Aufstellung bereits weggelassen. Dazu gehörten die Gemeinden Oberbergen und Untermühlhausen, die sich bereits am 1.1. bzw. 1.4.1971 für den Anschluss an die Gemeinde Penzing entschieden hatten, die Gemeinde Winkl, die am 1.1.1971 nach Prittriching eingemeindet wurde, sowie die Gemeinden Heinrichshofen und Ummendorf, die sich am 1.7.1971 den Gemeinden Egling bzw. Stoffen angeschlossen hatten.³⁶

Als leichter durchzusetzen galt die Landkreisreform, weshalb dieser Teil der Gebietsreform möglichst bis zur bevorstehenden Kommunalwahl im Jahr 1972 durchgeführt werden sollte. Gleichzeitig erhoffte man sich dadurch, die Gesamtreform bereits in einem frühen Stadium abzusichern, da es innerhalb der die bayerische Staatsregierung bildenden CSU gewichtige Kritiker des Reformwerks gab, namentlich den CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß.³⁷ Ab Herbst 1970 erarbeitete die Arbeitsgruppe „Gebietsreform“ im Bayerischen Innenministerium Vorschläge für eine Neugliederung der Landkreise. Ab 1971 beschäftigten sich auch die sieben Bezirksregierungen mit entsprechenden Entwürfen. Basierend darauf wurde ein Gesamtplan erstellt, der den Gemeinden, Landkreisen und Bezirken in zwei Anhörungsverfahren präsentiert wurde.³⁸

Die einzelnen Schritte der Landkreisreform sollen im Folgenden nicht aus der Perspektive des Innenministeriums und der Bezirke beschrieben werden, sondern aus dem Blickwinkel der Selbstverwaltungsorgane des Landkreises Landsberg, also dem Kreisausschuss und dem Kreistag. Da das Landsberger Tagblatt ausführlich und detailliert über die öffentlichen Teile der Sitzungen, in denen auch über die Landkreisreform debattiert wurde, Bericht erstattete, ist es möglich, den jeweiligen Informationsstand der Gremien, die Argumente des Landrats Bernhard Müller-Hahl und diverser Kreistags- und Kreisausschussmitglieder und die gefassten Beschlüsse nachzuvollziehen.

Zu Beginn des Jahres 1971 berichtete das Landsberger Tagblatt darüber, dass sich die Stadt und der Landkreis Landsberg „in akuter Terminnot“³⁹ befänden. Hintergrund dieser Meldung war die Dringlichkeit, mit der die bayerische Staatsregierung die Planungen zur Umsetzung der Landkreisreform forcierte. Landrat Bernhard Müller-Hahl informierte die Mitglieder des Kreisausschusses darüber in der ersten Ausschusssitzung am 25. Januar 1971. Der Redakteur der Lokalzeitung interpretierte die dargelegte Situation dahingehend, dass möglicherweise sogar eine Auflösung des Landkreises im Raum stehe. „Hängt über dem Landkreis Landsberg das Damoklesschwert der Aufgliederung und Auflösung oder ist die Stadt Landsberg bereit, im Zuge eines sofortigen Zusammenschlusses mit dem Landkreis die Chance zu wahren, gemeinsam mit dem Kreis auch in Zukunft ein Verwaltungs- und Wirtschaftsmittelpunkt zu bleiben und das Gewicht gegenüber den Nachbarkreisen sogar noch zu stärken.“⁴⁰ Müller-Hahl hatte sich im Vorfeld der Sitzung in einem „memorandumähnlichen Schriftsatz“ an den Landsberger Oberbürgermeister Hanns Hamberger und an den Stadtrat gewandt, um Verhandlungen über den Zusammenschluss der Stadt und des Landkreises anzuregen. Der Kreisausschuss billigte das Vorgehen des Landrats ausdrücklich. Müller-Hahl betonte, dass die politisch Verantwortlichen sofort aktiv werden müssten. Zugleich berichtete er von einem inoffiziellen Plan, demzufolge das Lechtal einschließlich der Stadt Schongau, das Fuchstal und weitere Gemeinden aus dem bisherigen Landkreis Kaufbeuren sowie Geltendorf aus dem Landkreis Fürstentfeldbruck dem Landkreis Landsberg zugeschlagen werden sollen. Ergänzend wies Max Weiher, stellvertretender Landrat und erster Bürgermeister des Marktes Dießen, darauf hin, dass auch andere Versionen im Gespräch sind, beispielsweise eine

Aufgliederung des bisherigen Kreisgebietes, wobei das westliche Ammerseegebiet zum Landkreis Weilheim kommen sollte. Der Kauferinger Bürgermeister und Kreisrat Fritz Jung wandte sich gegen eine überstürzte Neugliederung der Landkreise und vor allem gegen die Bildung von Mammutlandkreisen. Schließlich vertrat Dießens zweiter Bürgermeister Arthur Stiffl die Ansicht, dass sich der Landkreis Landsberg nicht gegen bessere Lösungen stellen dürfe. Er favorisierte eine Aufteilung des Landkreises, wobei der Ammerseeteil zu einem neuen Landkreis „Vierseenland“ kommen sollte.

Die bisherigen Bezirksgrenzen zwischen Oberbayern und Schwaben bildeten in den Überlegungen der Staatsregierung kein Hindernis für die Neugliederung der Landkreise. Daher gab es in diesem frühen Stadium Planungen der Regierung von Schwaben, im Rahmen derer Teile des bisherigen Landkreises Landsberg einem neu zu bildenden Landkreis südlich von Augsburg zugeordnet werden sollten. Ebenso streckte der um den Erhalt seines Landkreises bemühte Landrat Müller-Hahl seine Fühler nach Westen aus, was zum Teil harsche Gegenreaktionen zur Folge hatte, so z.B. durch den Schwabmünchener Bürgermeister Adolf Lettenbauer.⁴¹ Um den Erhalt des Landkreises Landsberg zu sichern, war es essenziell, eine Abtrennung des Ammerseegebietes und insbesondere des Marktes Dießen zu verhindern. Dies betonte Landrat Müller-Hahl immer wieder in den politischen Gremien, dafür machte er sich bei der Regierung von Oberbayern stark und dafür nutzte er auch die Lokalzeitung, in der er seine Argumente der Bevölkerung nahe bringen konnte.⁴²

Auch in der zweiten Sitzung des Kreisausschusses am 1. März 1971 nahm die Diskussion über die Gebietsreform breiten Raum ein.⁴³ Bernhard Müller-Hahl stellte die Planungsvarianten I und II der Regierung von Oberbayern sowie die Vorschläge der Regierung von Schwaben vor. Nach den Entwürfen der Regierung von Oberbayern sollten das Fuchstal und ein Teil des Landkreises Fürstenfeldbruck zum Landkreis Landsberg kommen, wodurch eine Gesamteinwohnerzahl ca. 80.000 Personen anvisiert wurde. Das von Seiten des Landkreises zur Eingliederung vorgeschlagene Gebiet um Buchloe wurde dabei nicht berücksichtigt. Nach den schwäbischen Planungen sollte der Großteil des Landkreises Landsberg im Regierungsbezirk Schwaben einen Kreis mit dem Gebiet um Buchloe und Teilen Mindelheims bilden, wobei der Ammersee bei Oberbayern bleiben sollte. Eine zweite Lösung sah die Teilung des Kreis-

gebietes hinter Penzing und im Süden um Ludenhausen vor. In beiden Fällen hätte dies massive Änderungen bzw. eine Auflösung des Landkreises Landsberg bedeutet. Dem stimmte der Kreisausschuss nicht zu, die Mehrheit sprach sich für den Verbleib des Kreises beim Regierungsbezirk Oberbayern aus. Diesem Beschluss des Kreisausschusses schloss sich der Landsberger Kreistag in seiner ersten Sitzung am 22. März 1971 an.⁴⁴ Er folgte damit dem Votum des Landrats, der erneut eindringlich vor Abspaltungstendenzen im Bereich von Dießen, aber auch an der nördlichen Landkreisgrenze warnte. Unterstützung erhielt Müller-Hahl von seinem Stellvertreter Max Weiher, von Kauferings Bürgermeister Fritz Jung, Prittrichings Bürgermeister Franz Ditsch und weiteren Kreisräten, wodurch sich nicht nur eine breite überparteiliche Allianz manifestierte, sondern auch eine Einigkeit der Landkreisgemeinden. Eine andere Meinung vertraten lediglich einige Kreisräte aus Dießen, von denen sich wiederum vor allem Arthur Stiffl für die Eingliederung Dießens in den Landkreis Weilheim aussprach.

Nach den intensiven Beratungen und Verhandlungen auf den verschiedenen politischen Ebenen zeichnete sich im Mai 1971 konkreter ab, wie die Neugliederung der bayerischen Landkreise aussehen sollte. Die Vorschläge der Bezirksregierungen liefen im Innenministerium ein und wurden dort weiter bearbeitet. Der Landsberger Kreisausschuss tagte in diesem Monat zweimal. In der Sitzung vom 10. Mai 1971 informierte Landrat Müller-Hahl zunächst über eine inoffizielle Besprechung mit Vertretern des Innenministeriums. Nach deren Planungen sollte der Landkreis Landsberg so erweitert werden, dass in ihm etwa 70.000 Einwohner lebten. Somit war davon auszugehen, dass grundsätzlich der Fortbestand des Landkreises geplant war.⁴⁵ Nach der Kreisausschusssitzung am 24. Mai konnte das Landsberger Tagblatt feststellen: „Das Rennen um die bayerische Gebietsreform scheint gelaufen. [...] Wie das ‚LT‘ bereits mehrfach berichtete, befinden sich die Landsberger in der vergleichsweise glücklichen Lage, daß ihr Landkreis nicht verkleinert wird. An mehreren Landkreisgrenzen steht Gebietszuwachs ins Haus, dessen endgültiger Umfang jedoch noch nicht völlig geklärt ist.“⁴⁶ In ihrer Diskussion beschäftigten sich die Mitglieder des Kreisausschusses vor allem mit Problemen künftiger Gemeindezusammenlegungen und mit der Bildung von Verwaltungsgemeinschaften. Die Information des Kreistagsplenums fand erst Ende Juli 1971 statt, da sich die Verteilung

der Unterlagen zur Neugliederung der Landkreise und kreisfreien Städte Bayerns verzögerte. Erst nachdem der Entwurf des Innenministeriums den Landkreisen, kreisfreien Städten und Gemeinden zugegangen war, konnte das Anhörungsverfahren in Gang kommen. Die Stellungnahmen mussten bis Mitte September 1971 beim Innenministerium eingereicht werden. Unabhängig davon stimmte der Landsberger Kreistag dem Entwurf grundsätzlich zu und bekräftigte die Absicht, dass die Stadt Landsberg auch weiterhin Sitz der Landkreisverwaltung sein sollte.⁴⁷ Dieser Entwurf sah für den Landkreis Landsberg folgende neue Struktur vor:

- „a) das Gebiet der Stadt Landsberg a. Lech,
- b) das Gebiet des bisherigen Landkreises Landsberg a. Lech,
- c) das Gebiet der Gemeinden Geltendorf und Hausen b. Geltendorf des bisherigen Landkreises Fürstenfeldbruck,
- d) das Gebiet der Gemeinden Asch, Denklingen, Dienhausen, Ellighofen, Leeder, Oberdießen, Seestall, Unterdießen und die gemeindefreien Gebiete Kingholz, Rotwald und Stellerwald des bisherigen Landkreises Kaufbeuren,
- e) das Gebiet der Gemeinden Apfeldorf, Epfach, Kinsau und Reichling des bisherigen Landkreises Schongau.“⁴⁸

Am Tag nach der Kreistagssitzung, am 27. Juli 1971, trafen sich die Kreisausschüsse der Landkreise Landsberg und Weilheim auf der Hirschbergalm in der Gemeinde Pähl, um ihre Stellungnahmen zum Neugliederungsvorschlag des Innenministeriums abzustimmen.⁴⁹ Der Weilheimer Landrat Georg Bauer versicherte dabei, dass Weilheim nicht die Absicht habe, eine Umgliederung Dießens zu forcieren, hielt sich jedoch ein Hintertürchen offen für den Fall, dass sein Landkreis die Gemeinden Bernried und Murnau verlieren sollte. Landsbergs Landrat Müller-Hahl machte hingegen deutlich, dass Landsberg zum Fortbestand auf einen Gebietszuwachs angewiesen sei und keinesfalls Landkreismunicipien abgeben könne. Einigkeit herrschte darüber, dass der bisherige Landkreis Schongau nicht mit dem Landkreis Füssen fusionieren, sondern in Teilen mit Weilheim und mit Landsberg zusammengehen sollte.

Dass Landkreise wie Schongau, deren Auflösung der Entwurf des Innenministeriums vorsah, diese Planungen ablehnten, ist nachvollziehbar. Ähnlich verhielt es sich mit dem Landkreis Kaufbeuren, an dessen Spitze seit 1970 Landrat Josef Schöner stand, der seinen Wohnsitz in

Leeder hatte. Er favorisierte eine Zuordnung der bisher zum Landkreis Kaufbeuren gehörenden Gemeinden zu einem neuen Landkreis, der dem Regierungsbezirk Schwaben angehörte. Dazu zählten die Gemeinden im Fuchstal, aber auch das Gebiet um Buchloe, um das sich der Landkreis Landsberg nach wie vor bemühte.⁵⁰ Er widersprach der in der Begründung des Entwurfs enthaltenen Behauptung, dass die Fuchstal-Gemeinden aufgrund ihrer sozioökonomischen Beziehungen am sinnvollsten dem Landkreis Landsberg zuzuteilen wären.⁵¹ Schöner stellte fest: „Wenn sich das Fuchstal 1952 in einer Volksabstimmung für Landsberg ausgesprochen habe, so sei dies damals auf Grund ganz anderer Voraussetzungen zustande gekommen, als sich die Situation in diesem Bereich heute darstelle.“⁵² Seiner Meinung nach bestand außerdem die Gefahr, dass Landsberg künftig seine Mittelpunktsfunktion verlieren könne, da sich einige Gemeinden und deren Einwohner eher nach Fürstenfeldbruck und Weilheim orientierten und der Sog der Landeshauptstadt München immer mehr zunähme. Dieser Argumentation trat Landrat Müller-Hahl entgegen, so beispielsweise bei einer Aussprache mit den Fuchstal-Gemeinden im Gasthaus Römerkessel im August 1971.⁵³ Der Kreisausschuss unterstützte das Vorgehen des Landrats und hieß die bisherigen Verhandlungsergebnisse mit den Gemeinden Geltendorf, Apfeldorf, Kinsau, Reichling und Epfach gut. Ebenso begrüßten die Ausschussmitglieder die positiven Reaktionen Buchloes auf die Eingliederungsvorschläge des Landkreises Landsberg. Zugleich billigte der Kreisausschuss die Zusicherung einer Subventionierung der öffentlichen Verkehrslinie nach Schongau und der finanziellen Unterstützung für den Bau eines Sportzentrums in Kinsau. Außerdem waren die Kreisausschussmitglieder der Meinung, dass die Bildung von Einheitsgemeinden und Verwaltungsgemeinschaften in diesem Raum vorwiegend der eigenen Initiative der Gemeinden überlassen werden sollte.⁵⁴

Bis Mitte September 1971 hatten die Landkreise, kreisfreien Städte und Gemeinden Zeit, ihre Stellungnahmen zum Neugliederungsentwurf des Innenministeriums abzugeben. Der Landsberger Stadtrat bestätigte die bisherige Planung und gab die Kreisfreiheit der Stadt auf.⁵⁵ Ebenso erneuerte der Kreistag seine zustimmenden Beschlüsse zur geplanten Erweiterung des Kreisgebietes. Landrat Müller-Hahl konnte zudem berichten, dass sich alle Landkreisgemeinden positiv zur Vergrößerung des Landkreises geäußert, manche Gemeinden darüber hinaus weitere An-

regungen zur Werbung um Gemeinden an den Landkreisgrenzen eingebracht hatten.⁵⁶ Damit war mit dem Abschluss des Anhörungsverfahrens ein weiteres Etappenziel auf dem Weg zur Umsetzung der Landkreisreform erreicht. Das Innenministerium, bei dem die Stellungnahmen aus allen Teilen Bayerns einliefen, befasste sich nochmals mit diesen Vorschlägen und übermittelte anschließend dem Ministerrat einen endgültigen Entwurf der Verordnung zur Neugliederung Bayerns in Landkreise und kreisfreie Städte. Nach der Beschlussfassung im Ministerrat ging die Verordnung an den Bayerischen Landtag, der ihr ebenfalls zustimmte.⁵⁷ Die Neugliederungsverordnung trat am 1. Juli 1972 in Kraft. Die Anzahl der Landkreise verringerte sich von 143 auf 71, von bisher 48 kreisfreien Städten blieben noch 25 übrig.

Als der Motor, der die Gebietsreform im Landkreis Landsberg vorantrieb, darf sicherlich Landrat Bernhard Müller-Hahl bezeichnet werden. Dies kommt beispielsweise in Berichten und Protokollen von Bürgerversammlungen zum Ausdruck. Müller-Hahl selbst äußerte sich immer wieder zur Gebietsreform im Landkreis, so z.B. in einem Sonderdruck des Amtsblatts des Landkreises Landsberg a. Lech im November 1973, der die Ortsgeschichten der neu zum Landkreis Landsberg gekommenen Ortschaften beinhaltet. Der Landrat schreibt: „Die Kreisreform zum 1.7.1972 in Bayern [...] brachte für den Landkreis Landsberg a. Lech an Positivem, daß der Kreis erhalten blieb und von den bisherigen Gemeinden keine verlorenging, daß eine friedliche Wiedervereinigung mit der Kreisstadt Landsberg a. Lech erfolgte und daß von den Nachbarkreisen sich 14 Randgemeinden hinzugesellten, nämlich Geltendorf und Hausen von Fürstenfeldbruck, Apfeldorf, Epfach, Kinsau und Reichling vom früheren Kreis Schongau und die 8 Fuchstalgemeinden mit Ellighofen, Unterdießen, Oberdießen, Seestall, Asch, Leeder, Denklingen und Dienhausen vom Kreis Kaufbeuren. Der neue Kreis Landsberg zählt mit 74200 Einwohnern und in der Steuerkraft zwar zu den kleineren, in der Fläche mit 800 qkm (vorher 600 qkm) zu den mittleren, in der Landwirtschaft zu den stärkeren. Die ersten Pläne eines größeren oberbayerischen Kreises mit Gemeinden von Fürstenfeldbruck oder die Bildung eines Landkreises Augsburg-Süd einschließlich Schwabmünchen, Buchloe und Wörishofen – 126000 Einwohner – kamen nicht zustande. Aber wir fühlen uns auch in der jetzigen Formation zufrieden und vielleicht glücklicher als „die Großen“ und werden auch die Probleme der nächsten Jahrzehnte lösen. [...]“

Die räumlichen Veränderungen im neuen Landkreis Landsberg mussten nun im Verwaltungsbereich umgesetzt werden. Dafür war es notwendig, dass spätestens zum 30. Juni 1972 die Akten zu den neuen Gebietsteilen von den Landratsämtern Kaufbeuren, Schongau und Fürstfeldbruck übernommen wurden. Im Rückblick konnte Müller-Hahl feststellen, „daß der Verwaltungsübergang im allgemeinen reibungslos verlaufen ist, [...]“.⁵⁸ Seiner bisherigen Arbeitsweise entsprechend, versuchte sich Müller-Hahl zudem möglichst schnell einen persönlichen Eindruck von der Situation vor Ort zu verschaffen. Er beschränkte sich daher nicht auf das Aktenstudium, sondern besichtigte die Ortschaften bereits vor ihrer Eingliederung in den Landkreis Landsberg. An diesen Ortsbesichtigungen nahmen jeweils auch mehrere Fachbeamte des Landratsamtes Landsberg teil.⁵⁹ Von Seiten der Landkreisverwaltung und des Landrats wurde – so darf man wohl feststellen – unverzüglich begonnen, den neu hinzugekommenen Gemeinden die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und die Ortschaften in den Landkreis zu integrieren. Denn leicht gefallen ist der Wechsel der Landkreiszugehörigkeit und im Fall der Fuchstal-Gemeinden die neue, allen bisherigen historischen Gegebenheiten zuwider laufende Zuordnung zum Regierungsbezirk Oberbayern sicherlich nicht.⁶⁰

Quellen

- 1 Münchner Merkur Nr. 44, 23.2.1971.
- 2 Abendzeitung Nr. 261, 10.11.1971.
- 3 Karl-Ulrich Gelberg, Vom Kriegsende bis zum Ausgang der Ära Goppel (1945–1978), in: Max Spindler, Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. 4: Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart, Teilbd. 1: Staat und Politik, hg. von Alois Schmid, 2. völlig neu bearb. Aufl., München 2003, S. 635–956, hier S. 908.
- 4 Wilhelm Volkert, Die Staats- und Kommunalverwaltung, in: Max Spindler, Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. 4: Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart, Teilbd. 2: Die innere und kulturelle Entwicklung, hg. von Alois Schmid, 2. völlig neu bearb. Aufl., München 2007, S. 72–153, hier S. 90.
- 5 Die richtige Ordnung. Gebietsreform Bayern, hg. vom Bayerischen Staatsministerium des Innern, München 1971, S. 13.
- 6 Churpfalzbaier. Regierungsblatt 1802, Sp. 236–[239?], 249–262.
- 7 Churpfalzbaier. Regierungsblatt 1803, Sp. 559.
- 8 Pankraz Fried / Sebastian Hiereth, Landgericht Landsberg und Pfliegergericht Rauhenlechsberg. Landgericht, Hochgericht und Landkreis Schongau (= Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern 22/23), München 1971, S. 277.
- 9 Ebd.
- 10 Regierungs- und Intelligenz-Blatt für das Königreich Baiern 1823, Sp. 1572.
- 11 Fried / Hiereth, Landgericht Landsberg, S. 271.
- 12 Ebd., S. 273f.
- 13 Ebd., S. 273.
- 14 Wilhelm Volkert (Hg.), Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980, München 1983, S. 507.
- 15 Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Bayern 1877, S. 365.
- 16 Fried / Hiereth, Landgericht Landsberg, S. 272.
- 17 Volkert, Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte, S. 507.
- 18 Erklärung von Ministerpräsident Alfons Goppel, 25.1.1967, Bayerischer Landtag, Stenographischer Bericht, 6. Wahlperiode, S. 33f.
- 19 Werner Thieme, Vorschläge und Maßnahmen zur Verwaltungsreform (Gebiets- und Funktionalreform), in: Kurt G. A. Jeserich u.a. (Hg.), Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 5: Die Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1987, S. 1027–1042, hier S. 1039f.
- 20 Julia Mattern, Gebietsreform, publiziert am 02.12.2020; in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <<https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Gebietsreform>> (19.08.2022).
- 21 Ebd.

- 22 Ebd.
- 23 Ebd.
- 24 Entwürfe der Bayerischen Staatsregierung. Gesetz zur Neuabgrenzung der Regierungsbezirke. Verordnung zur Neugliederung Bayerns in Landkreise und kreisfreie Städte, hg. vom Bayerischen Staatsministerium des Innern, München 1971, S. 69.
- 25 Ebd., S. 70.
- 26 Ebd., S. 77.
- 27 Ebd., S. 83.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd., S. 84.
- 31 Die richtige Ordnung. Gebietsreform Bayern, hg. vom Bayerischen Staatsministerium des Innern, [München] 1971, S. 13.
- 32 Mattern, Gebietsreform.
- 33 Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 5, 31.3.1969, S. 65.
- 34 Ebd., S. 66.
- 35 Landsberger Tagblatt, 29.10.1971, S. 23.
- 36 Jürgen Felbinger, Die Gebietsreform im Landkreis Landsberg a. Lech, in: Bernhard Müller-Hahl, Heimatbuch für den Landkreis Landsberg am Lech mit Stadt und allen Gemeinden. Landschaft – Geschichte – Verwaltung – Kultur – Wirtschaft – Die einzelnen Orte, 2. überarb. Aufl., Landsberg am Lech 1982, S. 345–349, hier S. 346.
- 37 Franz Josef Strauß, Die Erinnerungen, Berlin 1989, S. 538f.
- 38 Mattern, Gebietsreform.
- 39 Landsberger Tagblatt, 23./24.1.1971, S. 27.
- 40 Landsberger Tagblatt, 26.1.1971, S. 12.
- 41 Landsberger Tagblatt, 27./28.2.1971, S. 26.
- 42 Landsberger Tagblatt, 2.3.1971, S. 12.
- 43 Landsberger-Tagblatt, 3.3.1971, S. 25.
- 44 Landsberger Tagblatt, 24.3.1971, S. 18.
- 45 Landsberger Tagblatt, 14.5..1971, S. 25.
- 46 Landsberger Tagblatt, 26.5.1971, S. 18.
- 47 Landsberger Tagblatt, 28.7.1971, S. 16.
- 48 Entwürfe der Bayerischen Staatsregierung. Gesetz zur Neuabgrenzung der Regierungsbezirke. Verordnung zur Neugliederung Bayerns in Landkreise und kreisfreie Städte, hg. vom Bayerischen Staatsministerium des Innern, München 1971, S. 32.
- 49 Landsberger Tagblatt, 30.7.1971, S. 18.

- 50 Landsberger Tagblatt, 10.8.1971, S. 13.
- 51 Entwürfe der Bayerischen Staatsregierung. Gesetz zur Neuabgrenzung der Regierungsbezirke. Verordnung zur Neugliederung Bayerns in Landkreise und kreisfreie Städte, hg. vom Bayerischen Staatsministerium des Innern, München 1971, S. 138. Den Zweifel formulierte Schöner u.a. bei einer Bürgerversammlung in Asch; vgl. Landsberger Tagblatt, 13.9.1971, S. 17.
- 52 Landsberger Tagblatt, 10.8.1971, S. 13.
- 53 Landsberger Tagblatt, 14./15.8.1971, S. 26.
- 54 Landsberger Tagblatt, 13.8.1971, S. 17.
- 55 Landsberger Tagblatt, 10.9.1971, S. 24.
- 56 Landsberger Tagblatt, 14.9.1971, S. 14.
- 57 Mattern, Gebietsreform. Verkündung am 27. Dezember 1971 im Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 26/1971.
- 58 Amtsblatt des Landkreises Landsberg a. Lech, Nr. 37, 31.12.1972, S. 185.
- 59 Ebd.
- 60 Vgl. die Äußerungen des Fuchstaler Altbürgermeisters Franz Xaver Haibl im Landsberger Tagblatt, 1.7.2022, S. 27.

Hohenpeißenberger Observator konzipierte die ersten Blitzableiter in Weilheim

In einem langen Gedicht, das einst auf einer in der Stadtpfarrkirche angebrachten Tafel zu lesen war, wird geschildert, dass ein Maurer über das Gnadenbild in der Kirche gelästert hatte und stumm geworden war. Das vollständige Gedicht ist in der Weilheimer Chronik von 1865 nachzulesen und wird hier auszugsweise angegeben.¹

Herbei, ihr Menschen, kommt herbei,
Vernehmt, was z' Weilheim g'schehen sey!
Hört, was sich da hat zugetragen,
Von dem die Schrift tut Folgend's sagen:
In dem 1573sten Jahr
Ein schweres Hochgewitter war,
Daß unverhofft vom Donner-Blitz
Verbrennt ward' der Thurmspitz.
[...]

Welcher vor diesem Gnadenbild
Gesprochen hat verrucht und wild:
„Du sitz'st ja da gleich wie ein Narr.“
Dieses noch nicht g'nug ihm war;
Weiters sprach er spottend, verhöhnt:
„Willst Märchen treiben? Hin gen Trient!“
Kaum war dies Wort ausg'redt,
D'Hand Gottes ihn gleich strafen thät;
Vor dem Altar an diesem Ort
Er reden konnte gar kein Wort.
Darum sein lästerlicher Mund
Solch göttlich Straf' gar hart empfund.
Gegen Ende des Gedichts folgt dann die Bitte:
So beschütz in dieser Pfarr-Kapell
Hab' und Gut, unser Leib und Seel'.
Durch deine Rast uns Alle beschütz
Vor Theurung, Krankheit, Hagel, Blitz.

Hier war also ein Lästermaul gestraft worden. – Zu der Frage, ob im Gewitter und Blitzeinschlag eine Gottesstrafe zu sehen sei, hatte 1566, also zu einer ähnlichen Zeit, Pfarrer Thomas Rorer (*1521, † nach 1582) im oberpfälzischen Bruck in einer Predigt schon die Überlegung angestellt: wenn Blitzeinschläge eine Gottesstrafe für Sündige seien, ob dann im Sommer mehr gesündigt würde, weil es dann häufiger blitzt als im Winter.² Rorer war 1545 zum Protestantismus konvertiert, 1555 Pfarrer in Bruck (Oberpfalz) geworden, musste aber vier Jahre später wegen eines Gemeindeaufstandes den Ort verlassen.³ Es sollte noch mehr als 200 Jahre dauern, bis die Aufklärung die Sichtweise über Naturgewalten als Gottesstrafe nachhaltig veränderte.

In München setzte 1776 der Jesuit Franz Xaver Epp (1733–1789) den ersten Blitzableiter in Bayern auf das Landhaus des Direktors des kurfürstlichen Geistlichen Rats Peter von Osterwald auf dem Gasteige.⁴ Beide waren Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in München, die jeglichen Aberglauben bekämpfte. Insbesondere der Kabinettssekretär Stephan von Stengel, ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Karl Theodor, sorgte für Dekrete gegen das Wetterläuten und Kanonenschießen bei Gewitter. Epp hat 1782 den Kirchturm von Aichach mit einem Blitzableiter versehen, worüber sogar in den Wiener Provinzialnachrichten berichtet wurde.⁵

Der Ingolstädter Professor Johann Nepomuk Fischer hatte 1784 ein Büchlein herausgegeben, dass Glockenläuten bei Gewitter mehr schade als nütze. Dies war der Landesregierung vorher bekannt und es war 1783 eine erste Verordnung gegen das Glockenläuten erlassen worden.⁶ Die Franziskaner-Provinz, also auch die Weilheimer Patres, wurden durch ein eigenes Schreiben gesondert in Kenntnis gesetzt.⁷ Lediglich zum Gebet durfte der englische Gruß [Engelsgruß] geläutet werden. Zugleich wurde im Dekret gefordert, alle Kirchtürme mit Blitzableitern auszustatten. Von den Pfarrern wurde erwartet, dass sie auf die Pfarrkinder entsprechend einwirken. Der Läutpfennig durfte an den Meßner allerdings fortgezahlt werden, um sein Einkommen nicht zu schmälern.

Der Läutpfennig wurde mit Verordnung von 1797 endgültig verboten.⁸ Stattdessen wurde sollte durch die „Dorfsführer“ eine Sammlung unter den Eingepfarrten vorgenommen werden und der Betrag dem Meßner gegen Schein ausgehändigt werden.⁹

Die Akzeptanz des neuen Mandats von 1783 war gering, nicht nur in Bayern. Die Verordnung wurde 1784 erneuert und Strafen bei Nichtbeachtung angedroht.¹⁰ Weitere Bekräftigungen der Läutverbote erfolgten 1788, 1791 und 1792 und wurden durch das Intelligenzblatt verbreitet. Verbotswidriges Läuten sollte mit einer Strafe von 20 Gulden geahndet werden. Die Pfarrer wurden erneut aufgefordert, das Landvolk zu belehren. Zuwiderhandeln sollte angezeigt werden. So meldete der Herausgeber des Münchner Intelligenzblattes Lorenz Hübner im Oktober 1801 an die Landesregierung, dass folgende Gemeinden das Verbot nicht beachteten: Inzell, Miesbach, Rupolding, Reitimwinkel, Vachendorf, Johannes Högel bei Siegsdorf, Grabenstätt, Pangratz bei Reichenhall und Weisbach.¹¹ Hübner legte in seinem Schreiben großen Wert darauf, dass sein Name nicht bekannt würde.

Der Physiker Ildephons Kennedy, Mitglied des Geistlichen Rats und Sekretär der Akademie der Wissenschaften, argumentierte, das Läuten sei deswegen schädlich, weil durch die Lufterschütterungen die Wolken auseinander geteilt würden, und die darin enthaltene elektrische Materie mit Gewalt ausbrechen müsse. Die anziehende Wirkung des Metalls der in Bewegung gesetzten Glocken würde die Einschlagsgefahr verstärken und das Wetterläuten sollte aufs schärfste verboten werden.¹² Diese Begründung war jedoch falsch.

Zusätzlich waren die Physiker zu der Auffassung gekommen, ein Blitz würde immer in den höchsten Punkt einschlagen. Das Gegenteil wurde in Weilheim beobachtet, denn 1778, wie schon 1740, traf ein Blitz den Töllernkirchturm, der beide Male Feuer fing.¹³ In Forstenried schlug 1773 der Blitz in eine auf dem Pfarrhaus angebrachte Wetterfahne, obwohl der nahe Kirchturm deutlich höher war.¹⁴ Ein tödlicher Blitzunfall in München im Jahr 1780 erregte ebenfalls die Gemüter. Ein Blitz hatte eine Frau getötet, die in einer Hütte nur 12–15 m neben dem mit einem Blitzableiter ausgestatteten Osterwald'schen Landhaus Unterschlupf gesucht hatte.¹⁵ Der Blitzableiter auf dem Turm des Gebäudes hatte den Einschlag in die nahe Hütte nicht verhindert. Warum war er unwirksam geblieben? Lag hier also nicht ein Widerspruch vor? Es bestand weiterer Klärungsbedarf. Denn die Akzeptanz bleibt solange gering, als die Beobachtung der Hypothese entgegensteht und gefühlsmäßige Zweifel vorhanden bleiben.

An vielen Orten wurden aufklärende Gespräche gedruckt, in Schwaben etwa zwischen dem aufgeklärten Pfarrer und dem zweifelnden Schulz über das Glockenläuten bei Gewitter, wo es hieß:

Pfarrer: Warum Schulz! sorget ihr euch, dass ihr lutherisch werden möchtet?

Schulz: (nach dem ersten Schreck): Ha! Herr Pfarrer, es kommen halt immer so neue Sachen auf, um die unsere Väter nichts gewusst haben, wie itzt da das Verbot vom Wetterläuten.¹⁶

Die Diskussionen zeigten, mit welchen Schwierigkeiten die emotionale Verarbeitung neuer Verordnungen im Volk verbunden war.

In München erschienen ähnliche belehrende Unterhaltungen „im sokratischen Ton“ im Druck. Durch Frage und Antwort sollte der Zweifler überzeugt und seine tief verwurzelten Bedenken ausgeräumt werden.¹⁷

Weilheim, das zur Diözese Augsburg gehört, erwartete von dort Weisungen, wie man sich in Bezug auf das Wetterläuten verhalten soll. Fürstbischof Clemens Wenzeslaus (1739–1812) stellte in einem Vikariatsschreiben vom 1. Mai 1784¹⁸ entsprechend der kurfürstlichen Verordnung klar: *Es ist eine aus physikalischen Gründen und Erfahrung fast allgemein für wahr angenommene Sache, daß das bisher übliche Wetterläuten sehr selten nutzbar, am öftesten hingegen schädlich sei.*

Somit durften in Weilheim keine Zweifel mehr über das Verbot des Wetterläutens bestehen. Erfahrungen über den Nutzen von Blitzableitern gab es bereits, denn das Kloster Rottenbuch hatte 1781 seine Gebäude und die Wallfahrtskirche auf dem Hohen Peißenberg mit Blitzableitern ausrüsten lassen. Die Wallfahrtskirche war oft vom Blitz getroffen worden, nach dem Setzen des Blitzableiters gab es keine Schäden mehr. 1769 war bei einem Blitzeinschlag sogar der Altar in Brand gesetzt und das dortige Gnadenbild beschädigt worden.¹⁹

Die Entwicklung in Weilheim

Bisher waren Katholiken überzeugt, Glocken könnten durch Läuten Gewitter vertreiben, weil sie geweiht waren. Und Moses habe die göttlichen Gesetze unter Blitz und Donner empfangen, damit sie sich besonders fest einprägen. Diese Ansichten wurden in der Aufklärung mehr und mehr hinterfragt, die Blitzentstehung als natürlich angesehen und

technische Mittel gegen Schäden entwickelt. Die Thesen der Physiker überzeugten nur zum Teil.

Bei der Installation eines Blitzableiters konnten außerdem Fehler passieren, worüber im Kurfürstlichen Intelligenzblatt vom 10. März 1785 ein warnender Hinweis veröffentlicht wurde:

Beyspiel einer fehlerhaften Anlage der Blitzableiter.

Am 7ten Junius 1782 schlug zu Heckingham, bey Norwich, der Blitz in ein sehr großes Armen- und Werkhaus, welches mit 8 spitzen Ableitern versehen war, und zündete. Das Feuer wurde gelöscht, und nachher der Vorfall auf Veranlassung des Artillerie-Direktoriums untersucht. Aus dem Bericht der Kommissäre erhellet deutlich, daß die Anlage der Blitzableiter fehlerhaft gewesen sey. Dieses Beyspiel mag zur Warnung dienen, bey Anlegung von Ableitern Männer zu gebrauchen, die nicht bloß eine historische, sondern eine gründliche Kenntniss von der Sache besitzen; diesen aber ja nicht die Hände durch unzeitige Sparsamkeit zu binden, und lieber die Ableiter wegzulassen, als dabey zu kargen.

Im Physikunterricht des Pollinger Studienseminars wurde ebenfalls praktische Aufklärung betrieben und dazu gern der Versuch mit einem „Donnerhaus“ vorgeführt. Ein weiterer Versuch ist auf dem Titeltupfer des Lehrbuches über die Elektrizität abgebildet, welches der Benediktiner Dominikus Beck vom Kloster Irsee im Jahr 1787 als Physikprofessor in Salzburg herausgegeben hat (Abb. 1).²⁰ Im linken Teil ist eine Kirche zu sehen, die nach einem Blitzeinschlag in Flammen steht. Rechts steht auf einem Tisch das Modell einer Kirche und daneben eine Kleist'sche Flasche, die mit einer Elektrisiermaschine auf eine hohe Spannung aufgeladen worden war. Die Kugel und ein Konduktor konnten geschwenkt werden, wobei sich der Konduktor dem Turmknauf der Kirche näherte, bis ein Funke übersprang. War der Turmknauf über einen Blitzableiter geerdet, so passierte nichts. Wurde der Blitzableiter unterbrochen, so sprang der Funke zu einem zweiten Draht, der ins Kircheninnere führte und dort eine Schale mit Weingeist entzündete.

Ähnlich war der Versuch mit dem Donnerhaus aufgebaut. Ein Donnerhaus war ein kleines Holzhaus, dessen Wände mit Scharnieren an einer Bodenplatte beweglich befestigt waren und vom Dach zusammengehalten wurden. An einer Giebelseite war ein Blitzableiter angebracht.

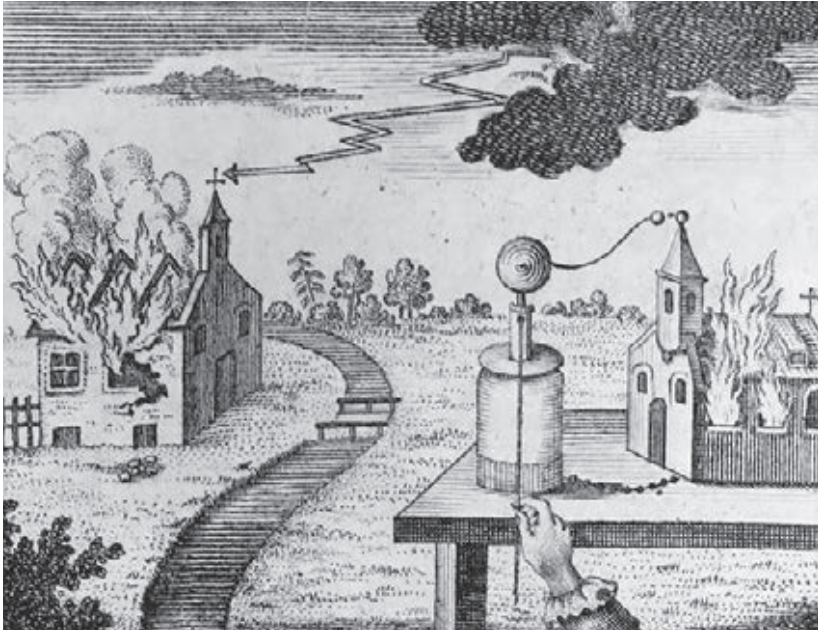


Abb. 1: Natur und Experiment: Dominikus Beck zeigt im Titelkupfer seines Buches über die Elektrizitätslehre, wie ein Blitz eine Turmspitze trifft und ein Feuer auslöst. Rechts im Bild wird ein künstlicher Blitz aus einer Kleist'schen Flasche erzeugt, der das Modell einer Kirche ohne Blitzableiter gleichermaßen in Brand setzt.

Auf die Bodenplatte wurde im Innern etwas Schwarzpulver gestreut. Den Blitz ließ man von einer Kleist'schen Flasche, die wieder mit einer Elektrisiermaschine geladen war, in Form eines Funkens auf den Blitzableiter überspringen. War der Blitzableiter geerdet (rechts im Bild), so geschah nichts, wenn ein Funke übersprang, denn er wurde zur Erde abgeleitet. Im nächsten Versuch wurde der Blitz zum linken Knopf A überführt. Von diesem führte ein zweiter Draht ins Haus und wurde dann über eine Unterbrechung, die als Funkenstrecke diente, geerdet. Wenn jetzt der Funke in den Ableiter schlug, sprang er an der Unterbrechungsstelle wieder als Funke auf die Erdleitung und entzündete das ausgestreute Pulver. Es gab einen lauten Knall, das Dach flog hoch und die Wände kippten nach außen. Der Schreck des Publikums war gewiss, aber es wurde dann über den Hergang und den Nutzen des Blitzableiters belehrt. Das Pollinger Donnerhaus wurde bei der Säkularisation einge-zogen. Es wurde auf

einen Zeitwert von 2 Gulden 24 Kreuzer geschätzt und zur Schule nach Mammendorf abgegeben wurde.²¹

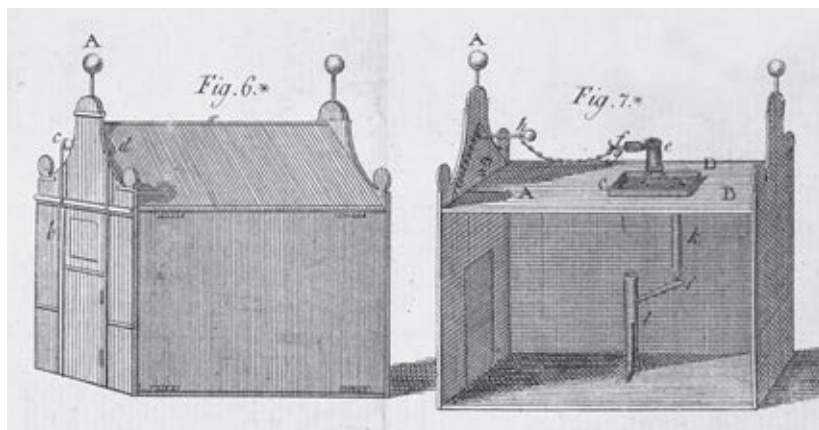


Abb. 2: Donnerhaus: sprang ein Funke auf den linken Blitzableiter über, so konnte er im Inneren ausgestreutes Schwarzpulver entzünden. Der Knall und die Stichflamme ließen das Donnerhaus „explodieren“, wobei die an Scharnieren befestigten Dach- und Wandteile auseinanderflogen und umklappten. Beim Einschlag in den rechts angebrachten, geerdeten Blitzableiter passierte nichts.

Donnerhäuser waren um 1775 aufgekommen und Versuche damit wurden damals in allen Ländern vorgeführt, sogar auf Märkten von umherziehenden „wissenschaftlichen“ Schaustellern, die so ihr Geld verdienten. Etwa der Wiener Mechanikus Martin Berschütz, der 1782 in Göttingen mit allerlei elektrischen Experimenten aufgetreten war und von Professor Lichtenberg als „Electrophorus“ abgetan wurde. 1785 führte er seine Experimente in München vor und trat 1789 auch in Augsburg auf.²² Trotz Lichtenbergs Kritik wurde damit Wissen anschaulich verbreitet.

Wie entwickelte sich nun die Akzeptanz des Verbots zum Wetterläuten in Weilheim? Aus dem Jahr 1790 ist dazu ein Schreiben des Landrichters Franz Xaver von Lachenmayr (1752–1804) an den löblichen Magistrat von Weilheim erhalten, in dem er mahnt:

Der Buergerl. Gemeinds Redner, wie der Buergerl. Ausschuß alhier wissen es, daß bei erscheinenden Hochgewittern das Glocken-Läu-

ten außer den Zeichen zum englischen Gruß eine allgemein abgeschaffte Sache ist, und keine Obrigkeit ist ermächtigt in so was eine dispense zuertheilen, sollten aber einwegs welche orte dawieder zu freveln sich unterdreisten, alsdann läßt sich noch lange nicht daraus erzwingen, daß man sich zu Weilheim auch das nemliche erlauben dürfe.

Glauben bemerkter Gemeinds Redner und der Bürgerliche Ausschuß das gnädigst verbothene Glocken läuten in München wiederum durchzusetzen, und sich dann mit den ihnen aufgewachsenen geschwülstigen Vorurtheile beruhigen zu können, kann man es von Seite des Churfrtl. Stadt- und Oberinspections Gerichts geschehen, dabey aber nicht ungehindert lassen, daß man zu Kloster Polling für allemal behauptet, an dem vorgewesenen Schauer Tage außer dem englischen Gruß Zeichen keine Glocke angezogen worden zu seyn, Geschehen den 19^{ten} Brach Monats [Juni] 1790.²³

Wer waren nun Gemeinde-Redner und bürgerlicher Ausschuss?

Der bürgerliche Ausschuss war eine schon seit 1670 bestehende Einrichtung der Kommunalverwaltung, der in der „verbesserten Instruktion für Städte und Märkte“ von 1748 bestätigt wurde.²⁴ Der bürgerliche Ausschuss wurde im Magistrat durch einen Gemeindesprecher vertreten, der auch Rederecht besaß. Im Jahr 1790 war Kaspar Ferchl Gemeindesprecher in Weilheim. Der Gemeindeausschuss war vor allem für die gerechte Verteilung der Steuerlasten oder von außergewöhnlichen Lasten wie etwa Kriegskontributionen oder Quartierleistungen zuständig und konnte auch verhindern, dass die Stadtratsmitglieder für sich selbst vorteilhafte Privilegien beschlossen.

1766 und 1772 bestand der Weilheimer Gemeindeausschuss aus 26 Mitgliedern. Dies dürfte 1790 gleichgeblieben sein.

Im Jahr 1790 hatte der Ausschuss mit der Befürwortung zur Beibehaltung des Wetterläutens offenbar seine Kompetenzen überschritten, wie aus der Kritik des Landrichters zu entnehmen ist. Die Behauptung, in Polling habe man gegen ein Hagelunwetter geläutet, darf schon deshalb bezweifelt werden, da Polling zu den aufgeklärtesten Klöstern zählte. Man wusste um die Wirkung der Blitzableiter auf dem Hohenpeißenberg und im Stift Rottenbuch und kannte die Haltung der Akademie der Wissenschaften, die sich für die Installation von Blitzableitern einsetzte

und dafür auch in einigen Fällen Medaillen zur Anerkennung für die Installation von Blitzableitern verliehen hatte. Im klostereigenen Seminar Pollings führte man das oben geschilderte Donnerhaus-Experiment vor.

Der Pollinger Ökonom Ollegarius Seidl (1722–1797) hatte tatsächlich in einem Brief an Propst Töpsl vom 17. Juni 1790 über ein heftiges Gewitter mit haselnussgroßen Hagelkörnern berichtet: *„Der an abgewichenem Samstag über die hiesige Gegend verhengte Schaur hat (dem Himmel sey unendlicher Dank) in Polling nur den Roggen in etwas geschadet, und bey einigen Äckern den Saamen geraubt, in Teuttenhausen, Weilheim und in dem Pirkland aber denselben gänzlich in Grund und Boden hinein geschlagen; all übrige Dorfschaften, wo wir den Zehend zu heben berechtigt sind bis daher noch verschont geblieben. Der Allerhöchste seye uns ferner gnädig.“*²⁵ Es könnte sich um die gleiche drohend schwarze Gewitterwolke gehandelt haben, bei welcher der Weilheimer bürgerliche Ausschuss geglaubt hatte, durch Wetterläuten Schaden abwenden zu können. Einen Blitzableiter gab es in Weilheim noch nicht, obwohl die Landesregierung die Gemeinden schon 1784 aufgefordert hatte, die Kirchtürme damit auszurüsten.

Die Akzeptanz der Blitzableiter wurde 1791 in der Augsburger Ordinari Postzeitung heftig diskutiert, nachdem die Frage aufgeworfen worden war, ob durch Blitzableiter Gewitter heftiger oder Blitzableiter die Gewitter „festhalten“ würden. Der kurfürstliche Agent Johann Baptist Staudinger (†1809) in Augsburg hatte von Blitzeinschlägen in Augsburg am 25. Juli 1791 nach München berichtet.²⁶ Daraufhin erschien eine Verteidigungsschrift, die Franklins Wohnort als Druckort angibt, offenbar aber in Augsburg erschien. Darin kamen die Blitzableiter selbst zu Wort, verteidigten ihr Können und klagten gegen die unhaltbaren Angriffe. Staudinger berichtete nach München: „Hier haben die Wetterableiter unter den Augsburger Gelehrten eine kleine Revolution gemacht.“²⁷

Die Feuerverordnung von 1791

Am 30. März 1791 war von der Landesregierung eine Allgemeine Feuerordnung herausgegeben worden. Sie war eine Fortschreibung der Feuer-Verordnung von 1751 für München, die nach dem großen Stadtbrand im Jahr 1750 neu erlassen worden war. Die neue Feuer-Ordnung sah im § 20 vor, auf Kirchen nach und nach Blitzableiter zu errichten.

Diese Verordnung dürfte in Weilheim bekannt gewesen sein.²⁸

§ 20

Zu menschenmöglicher Abwendung des Unglücks, welches Blitzstrahlen öfters verursachen, sind nach und nach wenigstens auf den Hauptgebäuden, Kirchen, Schlössern, Klöstern, Rathäusern und dergleichen Orten, von geschickten, und in Sachen genugsam erfahrenen Leuten Wetterableiter aufzustellen, und ist der unfehlbare große Nutzen von den Ortsbeamten, und Pfarrern dem Volke begreiflich zu machen.

...

§ 48

Sobald ein schweres Donnerwetter entsteht, sollen, sowohl zu Tags- als Nachtzeit, die im Ort vorhandene herrschaftliche Maurer- und Zimmermeister desgleichen die Kaminfeger in die kurfürstl. Dicasterial- oder Amts-Gebäude mit Hacken, und Pickeln sich begeben, und währenden Donnerwetter zu Vorbeugung aller Gefahr in Bereitschaft wachen, welches auch bei den bürgerlichen Rathäusern zu beobachten ist, und sollte in diesen oder anderen Gebäuden vom Himmel das wilde Feuer einschlagen, so ist vor allem Salzlauge vom Seifensieder, wo an solchen Orten zu haben ist, oder auch auf der ersten Stelle frische Milch zur Dämpfung zu gebrauchen.

Die Brandbekämpfung war in ganz Deutschland ein wichtiges Thema und überall wurden Überlegungen angestellt, wie die Feuergefahr gemindert werden könne.

Die Entwicklung kirchlicher Gebräuche und des Läutens überhaupt

Bei Einmarsch der französischen Truppen in München im Jahr 1800 war das nächtliche Glockenläuten untersagt worden, da insgesamt zu oft geläutet worden war. Gemeint war offenbar die Theatinerkirche. Im Juli 1800 wurde ein Gutachten an die Kirchenvorstände beauftragt, wie das Läuten am zweckmäßigsten zu regulieren sei. Auf die Stellungnahmen hin erfolgte im August 1800 der Erlass, vor Gottesdiensten und Gebetsstunden kurz zu läuten, nachts durfte aber nicht mehr geläutet werden, abgesehen vor der Christmette. Punkt b lautete allerdings: „Das Läuten bei Hochgewittern (welches in Zukunft sowohl bei Tag als bei

Nacht nur einmal ein paar Minuten statt haben soll), sind hiervon ausgenommen.“

Es gab Interpretationsprobleme zu dem Erlass: Der Stifts-Dechant Effner von Unserer Lieben Frau fragte nach, ob am Ende eines „glücklich abgelassenen Donnerwetters“ ein Ave-Maria geläutet werden dürfe? Im amtlichen Bescheid wurde im Jahr 1800 noch ein kurzes Zeichen erlaubt.

Die Säkularisation wurde zu weiteren Regulierungen zum Läuten genutzt. Am 24. Mai 1803 meldete Graf Adam von Aretin als Aufhebungskommissar des Fürstbistums Freising der Generallandesdirektion, im Landgericht Werdenfels, vor der Säkularisation zum Fürstbistum Freising gehörig, und im Gebirge gelegenen Gemeinden würde die abergläubische Gewohnheit herrschen, vor dem Feiertag St. Johann von 11 bis 12 Uhr eine Stunde lang alle Glocken zur Vertreibung von Hexen zu läuten. Er empfahl, Maßnahmen zur Unterbindung dieses Unfugs zu ergreifen. Am 13. Juni wurde dem Landgericht Werdenfels befohlen, „diesen Unsinn alsogleich abzustellen.“²⁹

Im Regierungsblatt 1804 wurde nochmals klargestellt: „dass die bisher geduldete Zeichen zum Gebet hingegen nur zu oft zur Nahrung des Vorurteils mißbraucht werden; so sieht die Kurfürstliche Landesregierung sich verpflichtet, die Generalverordnung vom 11. Julius [1804] dahin zu erläutern: daß das Läuten der Glocken beim Gewitter ohne Ausnahme verboten sei, und auch die sogenannten Zeichen zum Gebete unter diesem Verbot begriffen seien.“³⁰ Der bis dahin geduldete Engelsgruß war nun endgültig abgeschafft. Am 24. April 1806 ließ die Landesregierung erneut eine Verordnung in das Regierungsblatt einrücken, dass jegliches Läuten bei Gewitter, auch zum Gebet, verboten sei. Es bestand Läutverbot zwischen Abendgruß und 4 Uhr früh (im Winter 5 Uhr). An Sonn- und Feiertagen durfte das übliche Geläut stattfinden, aber nie länger als eine halbe Viertelstunde. Bei Gewittern wurde das Läutverbot bekräftigt.

Pfarrer und Lehrer wurden aufgefordert, Aufklärung über die noch vorhandenen Vorurteile zu betreiben. Nichtbeachtung sollte als Störung der öffentlichen Ruhe mit 20 Reichstalern zu Gunsten der Armenkasse bestraft werden, die Strafe sollte im Wiederholungsfalle verdoppelt werden. Polizei und vorgesetzte Behörden sollten die gleiche Strafe zahlen, wenn sie das Läuten dulden. Das Verbot aus dem Jahr 1804 war offensichtlich nicht überall beachtet worden.

Installation der Blitzableiter in Weilheim

Wenn die Regierung zum Setzen von Blitzableitern aufforderte, musste auch die Frage der Kostenträgerschaft geklärt sein. Auf Anfrage des Kurfürstlichen Geistlichen Rats war die Auskunft erteilt worden: jede Kirche habe auf ihre Kosten Blitzableiter setzen zu lassen, unermöglichte Kirchen könnten einen Zuschuss erhalten. Unterbliebe dies, dürfe im Fall eines Brandes nach einem Blitzeinschlag keine Brandsteuer gesammelt werden.³¹

1787 hatte in Rosenheim ein Blitz den Kirchturm in Brand gesetzt. Der dortige Gerichtsschreiber Stecher wusste um die Verordnung von 1784 und zeigt an, dass trotz einer stattgehabten Turmreparatur kein Ableiter gesetzt worden sei, weil der Magistrat zwar dafür, die Bürgerschaft aber dagegen war. Er bat zugleich, in der Antwort seinen Namen nicht zu nennen, damit er von der Bürgerschaft nicht gelästert würde.³²

Im Jahr 1806 war es dann so weit: auch in Weilheim beschloss man, drei Blitzableiter zu setzen und zwar auf den Turm der Stadtpfarrkirche, auf dem Pöltner Torturm und dem Kirchturm von St. Pölten (eigentlich St. Leopold). Der Ende 1803 zum Nachfolger von Lachenmayr ernannte neue Landrichter Theobald Thoma (1770–1847) hatte die Stadt aufgefordert, gemäß landesherrlicher Verordnung Blitzableiter setzen zu lassen. Aus den Stadtkammerrechnungen wird die Vorgehensweise ersichtlich.³³ Der Exkonventual des Stiftes Rottenbuch und ehemalige Wetterbeobachter von Hohenpeißenberg, Gelas Karner (1763–1816), wurde als Experte aus Oberammergau gerufen, um anzugeben, wie die Blitzableiter zu installieren seien. Er hatte Physik studiert und kannte sich auch in Angelegenheiten zur Landvermessung aus. Nach der Säkularisation wollte die Landesregierung ihn zu solchen Aufgaben heranziehen, doch war er unabhkömmlich, da er verpflichtet war, die dreimal täglich vorzunehmenden meteorologischen Beobachtungen auf dem Hohenpeißenberg fortzuführen. Aus dem gleichen Grund musste er eine weitere Aufforderung ablehnen, als Schulinspektor von Peißenberg zu wirken.³⁴ Er kannte die Blitzableiteranlagen von Rottenbuch und Hohenpeißenberg und war daher der einzige Experte mit technischen Kenntnissen weit und breit.

Über das Leben von Gelasius Karner sind wir durch einen Nachruf von seinem Mitbruder Ignaz Egger informiert.³⁵ Er war 1763 als dritter

Sohn eines armen Mittenwalder Schneiders geboren worden und hatte neun Geschwister. Im Alter von neun Jahren kam er als Singknaube an das Stift Rottenbuch, wo seine mathematische Begabung erkannt und gefördert wurde. Von 1776 bis 1781 konnte er das Gymnasium in München besuchen, danach legte er die Profess in Rottenbuch ab. Nach Ende des Noviziats konnte er von 1783 bis 1786 an der Universität Ingolstadt Physik bei Cölestin Steiglehner studieren. Dieser war Benediktiner des Klosters St. Emmeram in Regensburg und gilt als einer der Väter der Meteorologie, der auch den ver-



*Abb. 3: Gelasius Karner (1763–1816).
Original in der Schatzkammer der Kirche
Hohenpeißenberg. Er gab an, wie die ersten
Blitzableiter in Weilheim zu setzen seien.*

wahrlosten Bestand physikalischer Instrumente an der Universität wieder repariert hatte. Neben dem Studium ging Karner bei einem Drechsler in die Lehre, auf seinem Portrait hält er eine selbstgedrechselte Arbeit in der Hand, was seine praktisches Geschick unterstreicht. In Rottenbuch unterrichtete er im Studienseminar Mathematik und berechnete per Hand die Zahl phi auf acht Stellen genau. Zusätzlich betrieb er Experimentalphysik und machte sich im Naturalienkabinett des Stifts nützlich. Von 1797 bis 1804 war er meteorologischer Observator auf dem Hohen Peißenberg.

Vom Wesen her galt er als bescheiden, gradlinig, hilfsbereit und unterhaltsam. Seinen Humor und die muntere Laune behielt er sein Leben lang.

Bei der Säkularisation 1803 wurde er von zur Fortführung der meteorologischen Beobachtungen auf dem Hohen Peißenberg verpflichtet. Da das Leben auf dem zu damaliger Zeit abgelegenen Hohen Peißenberg zu teuer wurde – alle Nahrungsmittel mussten von Peiting und Schongau

per Boten herangeschafft werden – bat er um Entlassung und siedelte im Herbst 1804 nach Oberammergau zu seinem ehemaligen Propst und jetzigen Archidiakon Herkulan Schwaiger über. In aufwändiger händischer Arbeit berechnete er aus Luftdruckmessungen die Höhe zahlreicher Stationen aus den von der Pfälzischen Meteorologischen Gesellschaft gewonnenen Datensätzen, darunter auch von München, die Lorenz Hübner in seinem 1805 herausgegebenen Buch über die die Landeshauptstadt verwendete.³⁶

In Oberammergau erreichte ihn also der Auftrag der Stadt Weilheim zum Setzen der Blitzableiter.

Die Kosten für die drei Blitzableiter in Weilheim waren erheblich und beliefen sich auf 537 Gulden und 21 Kreuzer. Zum Vergleich mag dienen, dass die jährliche Klosterpension Karners regulär 365 Gulden betrug.³⁷

Die Gesamtkosten für die Blitzableiter sind in der folgenden Tabelle aufgelistet:³⁸

Empfänger	Kosten
Gelas Karner, Reisekosten, Honorar	73 Gulden 30 Kreuzer
Bote an Karner in Oberammergau	1 Gulden 20 Kreuzer
Zimmermann Joseph Hohenreiter; Dacharbeiten	14 Gulden 40 Kreuzer
Schlosser Michael Rauch, Blitzableiter Stadtpfarrkirche	250 Gulden 30 Kreuzer
Dergl.: Blitzableiter Pfarrgotteshaus St. Pölten	130 Gulden 45 Kreuzer
Dergl. Blitzableiter Turm des Pöltner Tores	62 Gulden 24 Kreuzer
Lukas Troger, Vergoldung der Turmkreuzes Stadtpfarrkirche	4 Gulden 12 Kreuzer

In einer Lithographie des Weilheimer Marienplatzes aus dem Jahr 1831 ist zu erkennen, dass ein abgewandelter Fünfspitz auf dem Turm (und dem Dachreiter) der Stadtpfarrkirche installiert worden war, bei dem die horizontalen Stangen schräg nach oben zeigen (Abb. 5). Diese Blitzfänger wurde offensichtlich vergoldet, wie aus der Kostenaufstellung zu ersehen. Die Ableiter auf St. Pölten und dem Pöltner Torturm dürften die gleiche Form gehabt haben.³⁹ Der 1781 von dem Mannheimer

Hofkaplan Johann Jakob Hemmer (1733–1790) auf dem Schätzlerpalais in Augsburg gesetzte Blitzableiter hatte hier sehr lange gehalten und war erst 2008 abgerostet und heruntergestürzt.⁴⁰ Ob die Arbeit des Weilheimer Schlossers Rauch, der nach Karners Vorgaben die Blitzableiter setzte, ebenso dauerhaft war, ist nicht bekannt. Im Jahr 1781 war im Bayerisch-ökonomischen Hausvater bereits ein Aufsatz von Lorenz Hübner erschienen, wie ein kostengünstiger Blitzableiter aussehen könne, den er als etwas gefälliger in der Form anpries.⁴¹ Karner dürfte den Aufsatz gekannt haben, da der „Hausvater“ in der Rottenbacher Bibliothek vorhanden gewesen sein dürfte.

Im Jahr 1816 erschien vom Akademiemitglied Maximus Imhof (1758–1817) in München eine Anleitung, wie Blitzableiter einzurichten seien. Damit wurde jeder Schlosser und Spengler in die Lage versetzt, Blitzableiter sachkundig zu installieren.

Im Jahr 1816 war ein Geschäftsbuch für katholische und evangelische Geistliche erschienen. Der 1. Abschnitt handelte von Vorschriften und Gesetzen, darunter ist auch die Pflicht zum Setzen von Blitzableitern aufgeführt mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass Pfarrer dazu Aufklärung betreiben sollen.⁴²

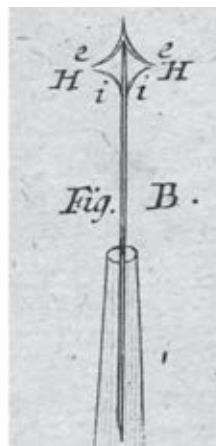


Abb. 4: Links: Blitzableiter nach Hemmer (Fünfspitz), wie sie im Kloster Rottenbuch und auf der Kirche auf dem Hohen Peißenberg installiert worden waren. Rechts: Elegantere und als kostengünstig empfohlene Form des von Lorenz Hübner im Bayerisch-ökonomischen Hausvater 1781 beschriebenen Blitzableiters.⁴³

Die Regelung sah vor, die Kosten für das Setzen auf Kirchtürmen sollte zur Hälfte von der Kirche, zur Hälfte aus Mitteln der Gemeinden aufgebracht werden. In Weilheim waren die Kosten jedoch von der Stadt allein aufzubringen, da die Baulast bei der Stadt lag. Das Buch war sehr schnell vergriffen. Wer in Weilheim oder den umliegenden Gemeinden kein Exemplar bekommen hatte, sollte sich beim Weilheimer Buchbin-der Neuner melden.



Abb. 5: Ausschnitt aus einer Lithographie des Marienplatzes von Franz Stempf (1831), mit Blitzableitern auf Mariae Himmelfahrt (Privatbesitz). Die horizontalen Spitzen des Hemmer'schen Ableiters zeigen in modernisierter Form schräg nach oben, wie aus der eingezeichneten Ergänzung zu ersehen.

Weitere Blitzableiter, Wetterschießen und ein Unfall

Das gute Beispiel der Stadt Weilheim scheint Schule gemacht zu haben. Am 11.05.1844 erschien in der Bayerischen Landbötin eine Annonce, dass Amalie Hohenleitner, Tochter des Glashüttenmeisters Joseph Hohenleitner in Grafenaschau, ihr Weilheimer Anwesen verkaufen wollte, bestehend aus einem 1812 neu „erbauten schlosschenartigen Haus, dreirädig, ganz gemauert, mit Ziegeln eingedeckt, und mit einem Blitzableiter versehen.“⁴⁴ Er hatte das Haus wohl als Alterssitz vorgesehen,

denn er hatte 1816 die Glashütte an seinen Sohn Andreas übergeben.⁴⁵ Das Haus hatte laut Annonce die Nr. 312 [heute Murnauerstraße Nr. 7]⁴⁶. Die Erwähnung des Blitzableiters im Verkaufsangebot bedeutete, dass eine solche Einrichtung als etwas ganz Besonderes angesehen wurde und wahrscheinlich einen höheren Preis rechtfertigen sollte. Es ist naheliegend, dass die Errichtung unter dem Eindruck der Feuersbrunst in der „Oberen Stadt“ beschlossen wurde, die ein Blitzschlag im Jahr 1810 verursacht und zahlreiche Häuser in Schutt und Asche gelegt hatte.⁴⁷ Die Geschichte des Gebäudes und Folge ihrer Besitzer ist nicht zweifelsfrei geklärt⁴⁸ und soll nur soweit eine Rolle spielen, als hier wahrscheinlich der vierte Blitzableiter in Weilheim entstand, der von einem gediegenen Wohlstand des Erbauers zeugt.



*Abb. 6: Haus Weilheim, Murnauer Straße Nr. 7
(Aquarell von Philipp Kremer, vor 1895, Privatbesitz).*

Das 1812 von Joseph Hohenleitner gebaute Haus wurde mit einem Blitzableiter versehen, der zu erkennen ist. Ein St. Florian war an der Ostseite angebracht. Das Haus stand damals frei, die umliegenden Gebäude wurden erst später gebaut.

Amalie Hohenleitner verließ Weilheim offenbar, da sie schon 1836 als Besitzerin der Glashütte ihres Vaters in Aschau (heute Grafenaschau) westlich von Murnau ausgewiesen ist und das vermietete Weilheimer

Haus verkaufen wollte.⁴⁹ In dem 1731 gegründeten Betrieb waren 100 Jahre später noch 45 Arbeiter tätig.

Bei Fronleichnamsprozessionen paradierte die Bürgerwehr mit und es war seit Alters her Brauch, zu schießen. Nachdem das Watterschießen offiziell verboten worden war, sah man hier möglicherweise ein Schlupfloch, bei der Prozession vorsorglich gegen Unwetter zu schießen. An Fronleichnam wurden Wetterumgänge veranstaltet, bei denen überall Bürgerkompanien mitmarschierten, die dann ihre Schießfreudigkeit unter religiösem Vorwand ausleben konnten. Bürgerkompanien nahmen auch an Wallfahrten und anderen Prozessionen teil. Da immer wieder Unfälle vorkamen, war 1799 das Schießen auch am Fronleichnamstag verboten worden.⁵⁰ Im Regierungsblatt vom 5. April 1803 war mit dem Argument, Feuersbrünsten vorbeugen zu müssen, erneut ein entsprechender „Auftrag“ erschienen:

Zufolge landesherrlicher Verordnung vom 8ten Junius 1781 sind bey Fronleichnams- und allen übrigen Pozeßionen, in Städten sowohl als auf dem Lande, alle maskirte Reutereyen, das Herumtragen oder Führen lebendiger Personen auf Wägen, Tragbühnen, Triumphbogen u. dgl., wie nicht minder die Verkleidungen der Bauernbursche und Bürgerssöhne, außer in Städten und Märkten, in welchen ordentliche Bürger-Kompanien mit landesherrlicher Bewilligung errichtet sind, aufs strengste verboten worden.

Da man dessen ungeachtet ersehen mußte, daß sich Bauernburschen in einigen Gegenden erlauben, sich bey den Processionen noch immer in Soldaten umzukleiden, und auch zu schießen, wie nicht minder daß Figuren⁵¹ bey diesen Gelegenheiten von Mädchen herumgetragen werden: als will man alle derley von der wahren Gottesverehrung abziehende, und nur meistens zum Lachen und Spotten wohl auch oft zu Unglücken, z.B. Feuersbrünsten Anlaß gebende Unfüge hie-mit gänzlich für die Zukunft abgeschafft wissen, und alle Obrigkeit hierauf mit aller Strenge zu halten, angewiesen haben.

Aus Diessen erfolgte unmittelbar darauf eine Anfrage an die Generalandesregierung, ob die „Bürgerkompanie“ an der Fronleichnamsprozession teilnehmen und das notwendige Paradieren proben dürfe. Das wurde erlaubt, aber auf das Verbot des Schießens nach der Prozession wurde nochmals ausdrücklich hingewiesen.⁵² Gleichlautenden Anfragen

aus Landsberg und zahlreichen anderen Städten wurde der gleiche Bescheid erteilt. In Weilheim weisen die Stadtkammerrechnungen aus, dass Im Jahr 1802 20 Gulden und 24 Kreuzer für Pulver ausgegeben wurden, um an Fronleichnam schießen zu können. Man darf annehmen, dass diese Ausgabe nicht für 1802 allein vorgesehen war, sondern für mehrere Jahre vorhalten sollte. Eine Bürgerwehr gab es in Weilheim seit dem 30-jährigen Krieg. Sie bestand bis etwa 1805 in einer Division Infanterie und eine Abteilung Kavallerie.⁵³ Letztere wurde 1845 aufgelöst und die Infanterie ab 1807 im Zuge der Schaffung eines Bürgermilitärs in drei Füsiliers-Compagnien umgewandelt.⁵⁴

Im traditionsverhafteten Bayern hielt man auf dem Land noch viel länger an Bräuchen zum Vertreiben von Gewittern fest. Am 21. August 1822 erschien im Intelligenzblatt für den Isarkreis im Namen seiner Majestät des Königs ein amtlicher Hinweis an alle Polizeibehörden, dass trotz verbotenem Wetterschießen in Fronreiten südlich von Steingaden der 14-jährige Sohn des Bauern Thomas Blaicher vom Hof Wiesle von dem explodierten Böller getötet und ihm selbst der linke Mundwinkel und einen Teil der Unterlippe abgerissen worden war. Diesen schrecklichen Unfall sollte die Polizei bekannt machen und dem Wetterschießen entgegenwirken.

Stoll (1790) warb besonders dafür, die elektrische Materie sei wichtig zur Belebung der Samen. Heute wissen wir dagegen, dass durch Blitze Stickoxide entstehen, die mit dem Regen in den Boden gelangen und als Dünger wirken.⁵⁵ In seiner romantischen weitschweifigen Predigt betonte Stoll: nicht Angst sei geboten, sondern Bewunderung für Gottes Weisheit und Vertrauen in den Schutz der Blitzableiter. Zahllose Schriften ähnlichen Inhalts erschienen andernorts: Ein Blitzableiter sei wie ein gutes Schloss gegen Einbrecher, sozusagen ein Schloss gegen das Eindringen des Blitzes in die Gebäude. Stoll argumentierte weiter, man errichte auch Dämme gegen Überschwemmungen oder Brücken, um trocknen Fußes über einen Bach oder Strom zu gelangen. Man setze auch Hüte gegen zu starke Sonnenstrahlen auf und erfinde Schirme gegen Regen. Er bricht schließlich in der hoffnungsvollen Ruf aus:

„O Menschen! Menschen! Welche Widersprüche finden sich in euren Begriffen. Wann, wann werdet ihr einmal einsehen, dass der Allgütige nicht umsonst den Saamen solcher Kännntnisse in euch gelegt habe.“

Wenn wir mit einem Sprung aus der Geschichte uns heute mit den Auswirkungen des Klimawandels befassen müssen, wäre es gut, sich ebenfalls auf das Wetter der Zukunft einzustellen und nicht nur auf die Erfahrungen mit der Witterung der Vergangenheit zu verlassen. Eine Auswertung der Blitzzahl in Deutschland (Abb. 7) zeigt, dass ein Temperaturanstieg um 2°C eine Verdopplung der Blitzzahl zur Folge hat.⁵⁶ Wärmere Luft kann mehr Wasserdampf aufnehmen und Gewitter, die ihre Energie aus der Kondensation von Wasserdampf beziehen, können dann dementsprechend heftiger werden. Südbayern als gewitterreiche Gegend ist davon besonders betroffen. Über den Kontinenten steigt die Temperatur rascher als über den Ozeanen. Die Erwärmung infolge des Klimawandels hat über Deutschland 2 Grad bereits überschritten, obwohl sie im globalen Mittel, wegen der langsameren Erwärmung der Ozeane, erst um 1,1°C im Jahr 2021 erreicht hatte.

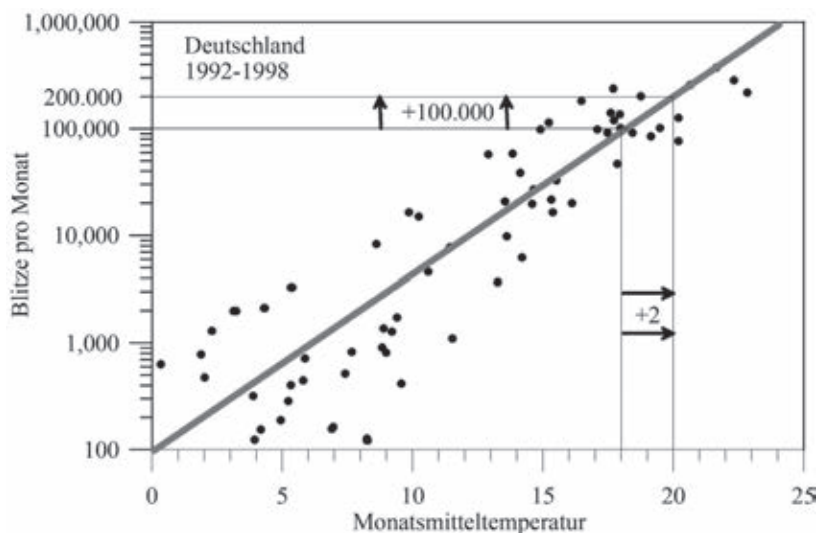


Abb. 7: Zunahme der Blitzzahl in Deutschland mit der Temperatur (nach Dinges, 1999): 2 Grad Erwärmung bedeuten eine Verdoppelung der Blitzzahl.

Anmerkungen

- 1 Böhaimb, C. A. v. (1865): Chronik der Stadt Weilheim vom Ursprunge der Stadt bis auf die neueste Zeit, Weilheim (S. 210 f.).
- 2 Rorer, T. (1566): Eine Predigt von dem Leuten gegen das Wetter. Sampt einer feinen Unterricht, warumb die Wetter kommen und wie die sollen vertrieben werden. Nürnberg (Erstauflage 1556).
- 3 Rorer (Roerer), Thomas, geb. 1521 in Ingolstadt, gest. nach 1582 in Gutenbrunn/Österreich, studierte in seiner Heimatstadt und trat 1537 in das Kloster Windberg des Prämonstratenser Ordens ein; 1542 erhielt er die Priesterweihe. 1545 konvertierte er und wurde lutherischer Prediger in Cham in der Oberpfalz. Nach einem Vikariat in Weiden wurde er von 1555–1559 Pfarrer in Bruck in der Oberpfalz. Er kam dann als Pfarrer nach Rennertshofen bei Neuburg, 1570 wurde er Pfarrer in Giengen an der Brenz, 1572 in Pottenbrunn (Österr.) und 1579 schließlich in Gutenbrunn. Deutsches Biographisches Archiv (DBA): I 1053, 394–396.
- 4 Winkler, P. (2021): Das Leben des Geistlichen und Physikers Franz Xaver Epp 1733–1789, Der Welf, Jg. 21, S. 93–148; Epp, F. X. (1777): Abhandlung von dem Magnetismus der natürlichen Electricität, München.
- 5 Anonymus (1782): Provinzialnachrichten aus den kayser.-könig. Staaten und Erbländern: 23 October, S. 496.
- 6 Karl Theodor (1783): Höchstlandesherrliche Verordnung. Nachdem die leidige Erfahrung durch eingeloffene Berichte, [...] bewiesen hat, daß das bisher üblich gewesene Wetterläuten mehr schädlich, als nützlich [...] sey. gegeben München den 1. August 1783, München; Fischer, J. N. (1784): Beweiß, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr schädlich als nützlich sey Nebst einer allgemeinen Untersuchung ächter und unächter Verwahrungsmittel gegen die Gewitter, München.
- 7 BayHStA, GR Fasz. 1206, Nr. 5.
- 8 Mayrs Generalien-Sammlung. 1797, 510.
- 9 Reg. Bl. 1803, Sp. 1043.
- 10 Mayr, K. G. (1797): Generalien-Sammlung, Bd, V, § 1281, 12.7.1784. Hübner, L 1784, Unterricht von den Verwahrmittel gegen Gewitter für den Landmann, Physikalisches Tagbuch für Freunde der Natur, Bd. 1, S. 55–64.
- 11 BayHStA, GR Fasz. 1206, Nr. 5.
- 12 Ebd.
- 13 Wie Anm. 1, S. 127.
- 14 Epp, F. X. (1773): Problemata Electrica - publicae disputationi proposita, München.
- 15 Meldung im Reichspostreuter, Nr 140, vom 1.9.1780.
- 16 Schelhorn, J.G. (1783): Unterhaltungen bey dem Donnerwetter seinen werthesten Mitbürgern, und dem lieben Landvolk seiner Vaterstadt besonders gewiedmet, Memmingen.
- 17 Hübner, L. (1784): Unterricht von den Verwahrungsmitteln gegen Gewitter für den Landmann. Physikalisches Taschenbuch für Freunde der Natur, Bd. 1, S. 55–64.

- 18 Archiv der Diözese Augsburg, BO 7262, Bl. 43.
- 19 Pfarrarchiv Hohenpeißenberg Fach 1.1: Schilderung Anselm Greinwalds über einen Blitzeinschlag in die Wallfahrtskirche am 25. Mai 1769.
- 20 Beck, D. (1787): Kurzer Entwurf der Lehre von der Electicität, Salzburg.
- 21 BayHStA Kurbayern, Landesdir. in Klostersachen, Nr. 479.
- 22 Berschitz, M. (1785): Mit gnädigster Erlaubniß. Mit diesem wird bekannt gemacht, daß allhier angekommen Herr Martin Berschitz, welcher wegen seinen mechanischen und physikalischen Kunststücken schon lange berühmt, und deßwegen auch von den vornehmsten deutschen Höfen mit Attestaten und Privilegien versehen ist. 1788 erneute Vorführung in München, München.
Hochadel, O. (1999): „Hier haben die Wetterableiter unter den Augsburger Gelehrten eine kleine Revolution gemacht.“ Die Debatte um die Einführung der Blitzableiter in Augsburg (1783–1791), Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, Bd. 92, S. 139–164.
Hochadel, O. (2008): Fußtruppen der Aufklärung, Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert, S. 329–337.
- 23 Stadtarchiv Weilheim, Ratsakten (o. Nr). (Frdl. Auskunft durch Stadtarchivar Dr. J. Heberlein).
- 24 Bayern (1748): Neu-verbesserte Instruction, was die bürgerlichen Obrigkeiten in Städten und Märkten [...] der Churfürstenthums Bayern [...] zu beobachten haben, München. (Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. R. Heydenreuter). Angaben über den Bürgerlichen Ausschuss in Weilheim verdanke ich Stadtarchivar Dr. J. Heberleion.
- 25 BayHStA, KI Lit Polling Nr. 141, Brief vom 17.6.1790.
- 26 Augsburger Ordinari Postzeitung v. 5.8.1791; ausführliche Darstellung in: Hochadel, O. 1999, „Hier haben die Wetterableiter unter den Augsburger Gelehrten eine kleine Revolution gemacht.“ Die Debatte um die Einführung der Blitzableiter in Augsburg (1783–1791), Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, Bd. 92, S. 139–164. – Staudinger war von 1785–1799 kurfürstlicher Agent am Hochstift Augsburg, von 1801 bis 1806 war er an der Hofbibliothek München angestellt und wurde danach Hofratsaccessist.
- 27 Anonymus (1791): An eine ehrwürdige Bürgerschaft der Reichsstadt Augsburg dringende Vorstellung der sämtlichen Blitzableiter daselbst, gegen zwei Gelehrte, die in den öffentlichen Zeitungen es mit feindseligen Fragen und Bemerkungen auf ihren gänzlichen Untergang angetragen haben, mit Franklinschen Schriften, Philadelphia; BayHStA, Kasten schwarz, 16127, Bericht Staudinger vom 15.8.1791.
- 28 Weilheim besaß eine eigene ältere Feuerordnung. Ob diese an die allgemeine Feuerordnung von 1791 angepasst worden war, konnte nicht ermittelt werden.
- 29 BayHStA, GR Fasz. 1206, Nr. 4.
- 30 Kurpfalz-bayerisches Regierungsblatt, 1804, Sp. 589–600. Reg. Blatt 1804, Sp. 355; 1806, Sp. 157.
- 31 BayHStA, GR Fasz. 1206, Nr. 7.
- 32 Ebd. Nr. 7.

- 33 Stadtarchiv Weilheim, Stadtkammerrechnungen 1806, fol. 70r. Frdl. Auskunft von Stadtarchivar Dr. J. Heberlein.
- 34 Archiv Oberammergau, MS 4.
- 35 Egger, I. (1817): Alois Gelas Karner, Conventual-Priester des Klosters Rottenbuch, Observator an der meteorologischen Station am Hohen Peißenberg, gest. zu Oberammergau den 24. Okt. 1816, Z. für Baiern und die angränzenden Länder, Bd. 2, S. 383–396.
- 36 Hübner, L. (1805): Beschreibung der kurbaierischen Haupt- und Residenzstadt München und ihrer Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte, München.
- 37 S. hierzu Stadtarchiv Weilheim, Magistrats-Akten 20/20.
- 38 Stadtarchiv Weilheim, Stadtkammerrechnungen, 1806, fol. 70r.
- 39 Diese modernisierte Form des Hemmer'schen Fünfspitz ist auch in einer Lithographie von München aus dem Jahr 1813 (Historischer Verein von Oberbayern) zu sehen, die einen Blitzableiter in der Nähe der Frauenkirche zeigt. Die Lithographie des Weilheimer Marienplatzes (R. Schmid (1999): Unbekanntes aus dem Kirchenschatz der Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt in Weilheim i. Ob. Weilheimer Heimatblätter, 1999, S. 39-65) wurde von dem aus Wessobrunn stammenden Priester Franz von Paula Stempf (1802-1861) gefertigt, der von 1827-1832 als Stadtkaplan in Weilheim lebte (Archiv der katholischen Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt, Weilheim i. OB; I/3, Reihenfolge der hochwürdigen Geistlichkeit der Stadt Weilheim).
- 40 Heiss, U. (2008): Potzblitz! der historische Blitzableiter des Augsburger Schaezlerpalais; [Kabinettausstellung der Barockgalerie im Schaezlerpalais in Zusammenarbeit mit der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg; Begleitheft zur Ausstellung, Augsburg.]
- 41 Hübner, L. (1781): Beschreibung eines neuen, sehr unkostspieligen Blizableiters, Bayerisch-ökonomischer Hausvater, Bd. 5, S. 61–62.
- 42 Merz, F. (1816): Geschäftsbuch für die katholische und protestantische Geistlichkeit im Königreich Bayern, Betwar.
- 43 Wie Anm. 41.
- 44 Bayerische Landbötin vom 12. Mai 1844. „Dreigädig“ bedeutet dreigeschossig.
- 45 Ober, L. (1956): Kohlgrub. Eine Ortsgeschichte; mit besonderer Berücksichtigung der Zeit unter den beiden Klöstern Rottenbuch und Ettal 1295/1330–1803, St. Ottilien.
- 46 Freundl. Auskunft von Stadtarchivar Dr. J. Heberlein.
- 47 Wie Anm. 1, S.,0 151.
- 48 Helm, R. (2017): Das „Kremer-Anwesen“ in Weilheim. Nachbarock trifft Neubarock (1827/32 und 1889/90), Weilheim.
- 49 Flurl, M. v. (1792): Beschreibung der Gebirge von Baiern und der Oberen Pfalz (München) erwähnt S. 69 die „ettalische“ Glashütte. Schmitz, C. (1836): Grundlinien zur Statistik und Technik der Thonwaaren- und Glas-Fabrikation im Königreiche Bayern. nach authentischen Quellen, München.

- 50 Vgl. Regierungsblatt vom 6.4.1803; 13.4.1803 u. 25.5.1803, in dem Auswüchse und Schwelgerei am Fronleichnamstag angeprangert werden.
- 51 Madonnenfiguren oder Heiligenstatuen.
- 52 BayHStA, GR Fasz. 1206, Nr. 8a, fol. 51.
- 53 Wie Anm. 1, S. 165 f.
- 54 BayHStA, GR Fasz. 1136 Nr. 40.
- 55 Stoll, J. J. (1790): Beleuchtung einiger Vorurtheile in Ansehung der Donnerwetter und Blizableiter, Lindau.
- 56 Dinnes, D. (1999): Blitzgefährdung in Deutschland. Diplomarbeit LMU, Inst. F. Meteorologie, München.

Zum Gedenken an Erwin Koch

Der Heimatverband Lech-Isar-Land trauert um sein Ehrenmitglied Herrn Erwin Koch, Buchdruckmeister und Druckereibesitzer, der am 1. Mai 2022 in seinem 85. Lebensjahr gestorben ist.

Durch den Tod seines Ehrenmitgliedes Erwin Koch verlor der Heimatverband Lech-Isar-Land ein überaus geschätztes Mitglied, dem der Heimatverband und dessen Ziele spürbar am Herzen lagen. Erwin Koch war fünfundfünfzig Jahre Mitglied und bestimmte von 1989 bis 1997 als Beisitzer der Vorstandschaft die Geschicke des Heimatverbandes mit.



Sein besonderes Augenmerk galt besonders dem heimatkundlichen Jahrbuch Lech-Isar-Land, das seit 1960 bis 1998 in der Druckerei Koch gesetzt und gedruckt wurde. Der Erfolg des Jahrbuches ist zu einem guten Teil seinem graphischen Fachwissen und seiner Kreativität zu verdanken. Für seine besonderen Verdienste um die Förderung der Vereinsziele wurde Erwin Koch durch einstimmigen Beschluß der Mitgliederversammlung 2015 zum Ehrenmitglied des Heimatverbandes ernannt.

Der Heimatverband Lech-Isar-Land dankt Erwin Koch für alles, was er für den Verein geleistet hat. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Unser Mitgefühl gehört seiner Familie

Bernhard Wöll

Mitteilungen des Heimatverbandes Lech-Isar-Land e.V.

Bericht über die Mitgliederversammlung in Eberfing
vom 25. Juni 2022

Laut Satzung hat der Heimatverband alle drei Jahre eine Mitgliederversammlung mit Wahl der Vorstandschaft und der Rechnungsprüfer durchzuführen. Die letzte Mitglieder-versammlung mit Wahl der Vorstandschaft und Rechnungsprüfer fand am 30. Juni 2018 statt, die nächste Mitgliederversammlung wäre somit im Juni 2021 durchzuführen gewesen, wurde aber aufgrund der zu dieser Zeit noch geltenden Corona-Infektionsschutz-bestimmungen um ein Jahr verlegt. Nach dem Gedenken an die verstorbenen Mitglieder folgten die Rechenschaftsberichte des Vorsitzenden und des Schatzmeister sowie der Bericht der Rechnungsprüfer und die Wahl der Vorstandschaft sowie der Rechnungsprüfer. Im Anschluss daran wurden von der Mitgliederversammlung einige Änderungen in der Satzung vorgeschlagen und einstimmig beschlossen, gefolgt von den Ehrungen der Mitgliedsjubilare und den Ehrungen von Mitgliedern bzw. Nichtmitgliedern für ihre besonderen Verdienste um das heimatkundliche Jahrbuch Lech-Isar-Land.

Wahl der Vorstandschaft und der Rechnungsprüfer

Wieder gewählt wurden:

Bernhard Wöll, 1.Vorsitzender
Klaus Gast, 2.Vorsitzender und Schriftleiter
Thomas Dorsch, 3.Vorsitzender
Josef Mini, Schatzmeister
Georg Findler, Schriftführer
Klaus Hecker, Beisitzer
Gerhard Heiß, Beisitzer
Georg Leis, Beisitzer
Gerhard Roidl, Rechnungsprüfer

Neu gewählt wurde:

Rupert Findler, Rechnungsprüfer

Dank und Anerkennung für langjährige Mitgliedschaft

20 Jahre Mitgliedschaft:

Josef Bauer, Peißenberg
Albrecht Bögle, Rottenbuch
Dr. Josef Freisl, Habach
Klaus Gast, Weilheim
Stefan Hoiß, Peißenberg
Josef Mini, Weilheim
Hermann Resch, Wessobrunn
Uschi Sorg, Peißenberg
Siegfried A. Stämmele, Leutenbach
Rudolf Steiger, Antdorf

30 Jahre Mitgliedschaft:

Dr. Klaus Befelein, Sprockhövel
Wolfgang Feigenputz, München
Heidrun Hornsmann-Bshary, Feldafing
Klaus-Jürgen Kusche, Raisting
Jakob Lengger, Friedberg
Brigitte Pfanzer, Utting
Otto Rieger, Puchheim
Robert Schmidt-Fischer, Inning
Georg Stork, Thaining
Johann Waibl, Stötten
Erwin Wiedemann, Utting
Erwin Wiegerling, Gaißach
Günter Wünsche, Geltendorf
Dr. Tilmann Zillich, Starnberg

40 Jahre Mitgliedschaft:

Josef Heilrath, Penzing
Dr. Helmut Klein, Andechs
Martha Niedernhuber, Weilheim

50 Jahre Mitgliedschaft:

Gerhard Heiß, Peiting
Michael Seitz, Seeshaupt

Dank und Anerkennung für besondere Verdienste um das Jahrbuch Lech-Isar-Land

Gerhard Heininger, Windach
Dr. Peter Winkler, Weilheim
Herbert Wintersohl, Buchloe
Bernhard Wöll, Weilheim

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

Emil Schneiderhan, Ehrenmitglied, Weilheim, † 6. Januar 2019
Anastasia Wiedemann, Weilheim, † 1. Juli 2019
Dr. Hermann Hartwein, Weilheim, † 13. Juli 2019
Hermann Josef Röhrig, † 26. Juli 2019
Ludwig Stippel, Ehrenmitglied, Weilheim, † 28. September 2020
Christel Arnold, Großweil, † 1. Oktober 2020
Gerhard Seitz, Ottobeuren, † 8. September 2020
Fritz Scheuer, Kinsau, † 25. März 2021
Walter Schelle, Mering, † 27. März 2021
Albert Ott, Biessenhofen, † 7. Mai 2021
Anton Mack, Eglfing, † 25. Oktober 2021
Matthias Führler, Peißenberg, † 28. Februar 2022
Erwin Koch, Ehrenmitglied, Weilheim, † 1. Mai 2022

Bernhard Wöll

Auswahl von Publikationen mit Themen aus der Region zwischen Lech und Isar

Hans H. Reimer: Beitrag über Valerie Mangold, Ehefrau des Weilheimer Malers Anton Mangold d.J., Seite 38 bis 52. Der Schlern, 95. Jahrgang, April 2021, Heft 4, 80 Seiten, Athesia Druck und Verlag, Bozen 2021, 80 Seiten.

Dietmar Willoweit: Das Gutachten des Kgl. Staatsministerium der Justiz vom 30. Dezember 1886 über die Rechtslage der königlichen Schlösser nach dem Tod König Ludwigs II., Seite 473 bis 485, Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Band 84, Heft 2, München 2021, 554 Seiten.

Historischer Kreis Schwabsoien – Sachsenried: Die (Volks) Schule in Sachsenried, April 2021, 100 Seiten.

Historischer Kreis Schwabsoien – Sachsenried: „Arche“ Hauschronik der letzten Dorfwirtschaft, Dezember 2021, 80 Seiten.

Georg Waldemer: Regulierung im Städtebau um 1800. Die Obere Stadt in Weilheim / Oberbayern vor und nach dem Brand von 1810, Seite 29 bis 58, Oberbayerisches Archiv, 145. Band, Historischer Verein von Oberbayern, München 2021, 293 Seiten.

Hermann Martin: Erdfunkstelle Raisting. Der weite Weg ins All. ARTNIM-Verlag 2022, 224 Seiten, ISBN 978-3-00-071559-4.

Claudia Ried: Zeit des Umbruchs? Die Auswirkungen des bayerischen Judenedikts auf die schwäbischen Landjudengemeinden (1813-1850, Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, Likias Verlag Bad 2022, 408 Seiten.

Freundeskreis Ortsgeschichte Pähl – Fischen: Geschichte und Geschichten Nr. 21 Juni 2022 Der Hochzeitslader von Aidenried, 20 Seiten.

Heribert Nehyba: Ramsee. Auf den Spuren eines untergegangenen Dorfes, Apelles Verlag, Starnberg 2. Auflage 2022, 108 Seiten, ISBN 978-3-946375-07-4.

Historischer Kreis Schwabsoien – Sachsenried: 120 Jahre Obst- und Gartenbauverein, Mai 2022, 164 Seiten.

Historischer Kreis Schwabsoien – Sachsenried: 150 Jahre Veteranen-, Soldaten- und Reservistenverein, September 2022, 132 Seiten.

Bernhard Wöll